

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Hauptartikel aus Jahrgang
Dezember 2022 bis November 2023

Jahresthema
„Symbole des Glaubens“

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Dezember 2022

Symbole des Glaubens
Wort

Durch das Wort des HERRN
wurden die Himmel geschaffen,
ihr ganzes Heer
durch den Hauch seines Mundes.

Psalm 33, Vers 6

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

Zum Titelbild

Initialzierseite zum Johannesevangelium

Codex Aureus Epternacensis,
Echternach, um 1045,
Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg / Bibliothek,
Hs. 156142, fol. 114r,
© Germanisches Nationalmuseum Nürnberg

Die Benediktinerabtei Echternach wurde 698 vom Missionsbischof Willibrord gegründet. Er brachte aus seiner Heimat Northumbrien illuminierte Handschriften mit, die zu Musterbüchern für das bald entstehende Skriptorium wurden. Hier verbanden die Miniaturisten die insulare Buchmalerei mit fränkisch-karolingischen Elementen. Nachdem die Abtei 973 vom nahe gelegenen Trier aus neu besiedelt wurde, entstand Anfang des 11. Jahrhunderts eine erneute Blüte der Buchproduktion. Hierbei gelangten neue Impulse von der Reichenau über Trier nach Echternach, das zum Zentrum der Buchmalerei der Salierzeit wurde.

Eine herausragende Frucht dieser zweiten Blüte der Echternacher Buchmalerei ist das Goldene Evangeliar von Echternach. Es erhielt seinen Namen durch den mit Goldtinte geschriebenen Text der vier Evangelien. Doch auch die künstlerische Ausstattung ist außergewöhnlich reich: keine Seite blieb unverziert. Jedes Evangelium beginnt mit einer Sequenz von vier Seiten mit Miniaturen, hinzu kommen Evangelistenbilder und Zierseiten. Der Codex besteht aus 136 Pergamentblättern im stattlichen Format 44,5 x 31,0 cm.

Der kostbare, edelsteingeschmückte Prachtdeckel des Codex, in dessen Mitte eine Elfenbeintafel die Kreuzigung Jesu zeigt, ist etwas älter und wurde um 985/90 in Trier geschaffen.

Der Codex befand sich bis zu dessen Aufhebung im Gefolge der Französischen Revolution im Kloster Echternach. Danach gelangte er über Mainz, Erfurt und Gotha nach Coburg. 1955 wurde er als bis dahin teuerstes Buch der Welt aus Privatbesitz für das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg erworben.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Verdichten, das tun Symbole. Wie die Dichterin hier: Rose Ausländer bringt auf den Punkt, was für die Bibel das *Wort* bedeutet. Worte gibt es, die eine Welt erschaffen. So das hebräische *dabar* – es ist ein starkes Symbol; die Bedeutungen Wort, Tat, Ereignis fallen darin zusammen. Alles kann so gesehen Wort werden, Bedeutung transportieren: Was wir wahrnehmen, sagen und tun.

Lassen Sie uns im neuen Jahrgang *Symbole des Glaubens* betrachten und zusehen, was sie uns mitteilen und wozu sie uns anleiten können. Ich bin überzeugt: sie erschaffen Welten.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Die Würde des Wortes

Joh 1, 1–14

Die drei großen sogenannten abrahamitischen Religionen – Judentum, Christentum und Islam – heißen auch Buchreligionen, weil in allen dreien ein heiliges Buch eine besonders wichtige Stellung einnimmt. Trotzdem unterscheidet sich das Christentum nochmals von den anderen beiden, weil Christus, die zweite göttliche Person, in Joh 1, 1–5.14 als Wort (Lógos) bezeichnet wird, das Fleisch geworden ist. Wir bekennen Jesus von Nazaret als die Inkarnation des Lógos, seine Worte und Taten, sein Leiden und Sterben sind aufgezeichnet in den vier Evangelien als dem für Christen wichtigsten Teil der Bibel. Diese Evangelien sind deshalb nicht einfach eine Aneinanderreihung von Worten; hier spricht sich das Wort Gottes selbst aus, jedes einzelne Wort erhält somit göttliche Würde. Deshalb werden Evangeliare schon seit dem 5. Jahrhundert besonders verziert und mit Bildern in ihrer Würde unterstrichen. Der Codex Aureus von Echternach macht dies besonders deutlich, indem der heilige Text mit Goldtinte geschrieben wurde und dem Betrachter, der Betrachterin auf diese Weise seine göttliche Strahlkraft sinnhaft vor Augen gestellt wird.

Die Initiale

Wie bei vielen anderen Evangeliaren wird der erste Buchstabe eines jeden Evangeliums im Codex Aureus besonders hervorgehoben, mit seiner kunstvollen Gestaltung wird sozusagen das gesamte Evangelium gewürdigt. Otto Pächt nannte diese Initialen „autonome Sphäre zwischen Schrift und Bild“. In ottonischer Zeit und besonders in der Reichenauer Buchmalerei entwickelte man diese akzentuierten Anfangsbuchstaben zu eigenständigen Kunstwerken, die den Bildern ebenbürtig gegenübergestellt werden. Hier befinden wir uns in der salischen Epoche und im Kloster

Echternach. Der Beginn des Evangeliums wird hier nicht nur von einem Evangelistenbild und der prächtig in Szene gesetzten Initialle markiert, sondern es werden auch vier Seiten mit streifenförmigen Bildern zum jeweiligen Evangelium sowie weitere Zierseiten und Teppichseiten als kunstvoller Prolog vor den eigentlichen Text des Evangeliums geschaltet.

Purpur und Gold

Der Text, den wir hier lesen, ist der Beginn des Johannesevangeliums: „In principio“ – im Anfang (Joh 1, 1). Die beiden ineinander verschränkten ersten Buchstaben („Initialligatur“) sind trotz der mehrfarbigen Gestaltung und der „wildten“ Ranken gut zu lesen, das zweite Wort fällt dagegen ab, da es klein mit Goldtinte geschrieben ist und die beiden hinteren „I“ noch kleiner gesetzt wurden, was aber eine Spannung und Lebendigkeit erzeugt. Auf der Rückseite des Blattes wird der Text dann in goldener Schrift fortgesetzt.

Dabei sind es hier die ersten beiden Buchstaben „IN“, die gemeinsam besonders hervorgehoben werden. Die Randbänder der Buchstabenkörper werden von Goldleisten gebildet. Sowohl die Felder zwischen den Leisten im Buchstabenstamm als auch die Binnenfelder zwischen den einzelnen Buchstabenstämmen werden farblich gefüllt und von goldenen Knollenblätterranks durchwuchert. Das „I“ füllt fast den gesamten Innenraum der Initialzierseite. Es endet oben und unten mit goldenen Cornua (lat. „Hörner, Geweih“), die aus dem goldenen Randband gebildet werden, das sich vielfach verknotet und seitlich in Tierköpfen ausläuft. Die Binnenflächen sind verschieden farblich gefüllt.

Das „N“ ist kleiner und einfacher gestaltet, der Buchstabenstamm endet aber ebenfalls in kleinen goldenen Cornua. Die Knollenblätterranks verknüpfen die beiden Buchstaben im Kreuzungspunkt.

Diese Initialligatur steht vor einem purpurfarbenen Hintergrund (die Buchstaben des Evangelientextes von der Rückseite sind hier spiegelbildlich zu sehen). Die dunkle Farbe hat zum einen die Funktion, die Leuchtkraft des Goldes in besonderer Weise zur Geltung zu bringen. Sie symbolisiert aber auch die Dunkelheit, in der das Licht Christi aufleuchtet („und das Licht leuchtet in der Finsternis und die Finsternis hat es nicht erfasst“, Joh 1,5). Auf der anderen Seite steht der Purpur aber auch für eine Stiftung aus dem salischen Kaiserhaus.

Prachtvoll gerahmt

So wie wir heute ein Bild rahmen lassen, bevor wir es an die Wand hängen, so wollte man im 11. Jahrhundert die miteinander verbundenen Buchstaben als heiliges Schriftsymbol durch einen prachtvollen gemalten Rahmen in ihrer Wirkung unterstreichen. Um den Purpurgrund schließt sich ein doppelter Rahmen in verschiedenen Grüntönen. Dieser wird wiederum von drei goldenen Leisten gerahmt, die von einer doppelten Blattmaskenleiste gefüllt werden. Dieser Rahmen steht auf dem nackten Pergamentgrund, der aber außen nochmals von einem gemalten Purpurstreifen eingefasst wird. Die Eckfelder werden von Medaillons mit weiblichen Halbfiguren gefüllt. Die Beschriftungen erweisen sie als Darstellung von Tugenden: *Virginitas* (Jungfräulichkeit, oben links), *Sobrietas* (Nüchternheit, oben rechts), *Continentia* (Enthaltsamkeit, unten links) und *Castitas* (Keuschheit, unten rechts). Es handelt sich hier also um Tugenden, die besonders im monastischen Bereich gepflegt werden (sollen), sie haben keinen Bezug zum Inhalt des Evangeliums. Hier zeigt sich exemplarisch, dass bei der Interpretation von Buchmalerei der Bezug zum Text manchmal sekundär ist und der vorrangige Bezug zum Entstehungsort und zur Lebenssituation der Künstler beachtet werden sollte.

Die Initiale zu Beginn des Johannesevangeliums markiert nicht nur den Beginn des Evangeliums vom Hochfest der Geburt des

Herrn, des Johannesprologs und des gesamten vierten Evangeliums, es stellt uns auch das Wort Gottes sinnhaft vor Augen, das Fleisch geworden ist und uns in den vier Evangelien eine Botschaft für unser Leben schenkt. Gold zeigt das göttliche Wort als in der himmlischen Sphäre beheimatet. Aber wir können es lesen, wir können es in unsere Hände nehmen, wir können es in unserem Leben entdecken. Es ist gut und richtig, das Evangelium im Gottesdienst zu verehren, mit Weihrauch und Kerzenschein in ihm Gott zu ehren, aber dabei dürfen wir nicht stehen bleiben. Das Wort Gottes muss gelesen werden, es muss meditiert und in das eigene Leben übertragen werden.

Heinz Detlef Stäps

Schrift – Wort

Englisch in Wort und Schrift wird vorausgesetzt. In Bewerbungsunterlagen liest man dann die Beteuerung: Ich verfüge über gute Sprachkenntnisse; ich kann mich mündlich gut ausdrücken und bin auch im Schriftlichen versiert. Was aber bedeuten „Wort“ und „Schrift“ für uns?

Vorwort: Im Anfang war das Wort

Beginnen wir mit dem christologisch bedeutsamen Stichwort „Wort“. Im Vor-Wort (Joh 1,1–18), dem Schlüssel zum Verständnis des gesamten Johannes-Evangeliums, wird die Herkunft Jesu erhellt. Seine Bedeutung und sein Geschick werden gleich zu Anfang wegweisend umrissen. Der Prolog führt in die tastende Suche nach der Bedeutung Jesu von Nazaret – Wer ist dieser, was hat es auf sich mit ihm? – ein neues Modell ein, den *Logos*, das wegweisende Wort, die Weisheit, der Sinn.

Die Weisheitstheologie Israels

Der personifizierte himmlische Logos tritt in die Menschenwelt ein und entspricht so der personifizierten Weisheit, die in der Weisheitstheologie Israels begegnet (Weish 9,1f.; 8,15). Die frühjüdischen Weisheitserzählungen haben vier Merkmale: 1) Die Weisheit ist Gottes erstes Geschöpf und wirkt mit bei der Erschaffung der Welt. 2) So ist die Weisheit Gott unvergleichlich nahe und vertraut; sie kennt die Gesetze der Schöpfung und Gottes Willen gleichsam von innen und kann diese Israel offenbaren. 3) In Israel will die Weisheit wohnen, doch sie erfährt Ablehnung. 4) Wer immer sie annimmt, findet den Weg zum gelingenden Leben.

Das Wort wird Fleisch

Eben diese Merkmale prägen auch den Johannes-Prolog. Doch er weist eine Eigenart auf: Das Wort bei Gott, die ewige Weisheit, wird Fleisch, wird Mensch, eine geschichtlich-gesellschaftlich bedingte Gestalt in ihrer Endlichkeit, Verletzlichkeit und Hinfälligkeit. Wie kann das sein? Man könnte antworten, dass die ganze Bibel uns in diese Zumutung einübt, indem sie den Wagemut Gottes, seiner Schöpfung ganz nahezukommen, vielstimmig vor Augen führt. Die Menschwerdung des himmlischen Logos in der Person Jesu von Nazaret ist eine christliche Innovation. Der Prolog betont die Präexistenz und Offenbarerqualität Jesu und seine erlösende Kraft.

Der göttliche Logos und der eine Gott Israels

Dem frühjüdischen und frühchristlichen Logos-Weisheits-Modell zufolge gehört der Logos zur himmlischen Sphäre Gottes. Als unmittelbarer Vertrauter bzw. Vertraute Gottes ist der Logos, die Weisheit tätig. Wird Jesus damit selbst zu „Gott“? Das Evangelium gibt sprachlich feine, aber theologisch klare Hinweise, die die radikale Nähe des Logos und damit Jesu zu Gott ebenso sichern wie beider Unterscheidung (Joh 1, 1–2). Die Einheit von Vater und Sohn (Joh 10, 30) zielt auf die Wirklichkeit authentischer, ganzheitlicher Gottes-Offenbarung in Jesus von Nazaret. Er ist in seiner ganzen Existenz „Exeget“ des Vaters (Joh 1, 18). Jesu Geschick offenbart und vergegenwärtigt Gottes Gegenwart und Heilswillen (Joh 1, 16). Im gesandten Christus ist der sendende Gott präsent (Joh 17, 3). Das monotheistische Gottesbild Israels bleibt gewahrt; zugleich rückt der Logos in größtmögliche Nähe zu Gott. Thomas' Antwort auf die Begegnung mit dem auferweckten Jesus: „mein Herr und mein Gott“ (Joh 20, 28) bekennt die Macht Gottes, die im Auferweckten unmittelbar sichtbar wird. Eine Spitzenaussage neutestamentlicher Christologie, die vom

theologischen Ringen um eine prägnante Sprache für das Fleisch gewordene Wort zeugt!

Schrift

Jesus von Nazaret war kein Analphabet. In der Synagoge las er aus der Schrift vor (Lk 4, 16). Anders als der große Briefschreiber Paulus und die Evangelisten las Jesus nicht, um zu schreiben, sondern um zu reden: „Dann begann er ihnen darzulegen: Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt.“ (Lk 4, 16) Seine Hände habe Jesus nicht zum Schreiben, sondern zum Heilen gebraucht, bemerkt der katholische Theologe Alex Stock. „Das einzige Mal, wo geschrieben steht, dass er schrieb (Joh 8, 6), ist es in den Sand geschrieben.“

Es steht geschrieben

Im Neuen Testament wird, neben anderen Bezeichnungen wie „Mose“ oder „Gesetz und Propheten“, „Schrift“ im Sinne von Heiliger Schrift als Bezeichnung für das später so genannte Alte Testament gebraucht. Alttestamentliche Zitate können in den neutestamentlichen Schriften auch mit Formulierungen wie „Es steht geschrieben“ eingeführt werden. Schriftstudium gehörte zur Zeit Jesu zu jeder jüdischen Gruppierung. In den Evangelien werden neben den Pharisäern vielfach die „Schriftgelehrten“ erwähnt (Mk 7, 1; Mt 5, 20.23), auch „Lehrer des Gesetzes“ genannt.

Schriftstudium – stets erneuerte Auslegung der Schrift

Auch in den judenchristlichen Gemeinden gab es Schriftgelehrte (Mt 13, 52; 23, 34). Das Studium der Schrift dient stets der Aktualisierung der Tora: Die Heilige Schrift soll nicht nur zitiert, sondern, angesichts wechselnder Situationen, neu ausgelegt werden. „Tora“, Weisung, das kann die ganze Bibel Jesu bezeichnen,

unser „Altes Testament“, die ganze „Schrift“, oder auch die fünf Bücher Moses. Die jüdische Tradition begreift diese als Geschenk Gottes. Paulus zählt die Gabe der Tora (Röm 9,4) zu den Israel unwiderruflich verliehenen „Gnadengaben“ (Röm 11,29). Als griechisch sprechende Juden ihre heiligen Schriften ins Griechische übersetzten, die sogenannte Septuaginta, fanden sie kein besseres Wort für „Tora“ als das missverständliche „Nomos“, lateinisch „Lex“, Gesetz.

Mit den Schriften Freiheit lernen

Was heißt es also, die Schrift zu studieren und nach ihrer Bedeutung für das Hier und Heute zu fragen? Ein schönes rabbinisches Wort gilt einem Vers im Buch Exodus, dem zufolge auf den beiden Tafeln die Schrift Gottes eingegraben war: „Die Tafeln hatte Gott selbst gemacht und die Schrift, die auf den Tafeln eingegraben war, war Gottes Schrift.“ (Ex 32,16) Nun der rabbinische Kommentar: „Lies nicht ‚eingegraben‘ (charut), sondern ‚Freiheit‘ (cherut). Denn du hast keinen freien Menschen als nur den, der sich mit der Tora befasst.“ Fügen wir in ebendieser Freiheit hinzu: mit der ganzen Schrift.

Susanne Sandherr

Palimpsest

Bei der Arbeit am Computer ist es ratsam, die Arbeitsergebnisse immer wieder zu sichern, damit sie nicht plötzlich, zum Beispiel durch ein technisches Problem, verschwinden und verloren sind. Aber auch das sorgfältige Speichern von Computerdateien hat seine Tücken. So erscheint mitunter der Warnhinweis: „Die Datei ist bereits vorhanden. Möchten Sie sie ersetzen?“ Klickt man dann auf „Ja“, wird die bisher unter demselben Namen

bestehende Datei überschrieben. Dann ist nur noch die gerade gespeicherte Datei vorhanden, die frühere Version mit demselben Namen ist verschwunden. Mit entsprechenden technischen Kenntnissen lässt sich auch die alte Datei rekonstruieren, mit einem Mausklick ist es dann jedoch nicht getan. Dieses Ersetzen einer Datei durch eine neue ist eine moderne Form dessen, was im Umgang mit alten Schriften als „Palimpsest“ bekannt ist.

Schaben

Das Wort Palimpsest kommt vom lateinischen *palimpsestus*, das wiederum auf die altgriechischen Bestandteile *palin*, wieder, und *psaein*, abschaben, zurückgeht. Bezeichnet wird mit diesem Wort eine Seite eines alten Manuskripts, die beschrieben, dann gelöscht und schließlich neu beschrieben wurde. Dabei wurde der alte Text in der Regel nicht völlig gelöscht, in Schemen und Schatten blieb er erhalten. Der Grund für dieses Vorgehen war simpler Natur: Es gab zu wenig Schreibmaterial. In der Spätantike riss der Nachschub an ägyptischem Papyrus, der aus der Papyrusstaude hergestellten Vorform des Papiers, ab. Pergament, der aus Tierhäuten gewonnene Schreibstoff, war zu teuer. Deshalb ging man dazu über, alte Pergamente erneut zu verwenden, modern gesprochen: zu recyceln. Dabei wurden alte Texte gelöscht, sei es mechanisch durch vorsichtiges Abkratzen der obersten Schicht, sei es durch gründliches Abwaschen der Seiten. Die Spuren der alten Texte blieben hier und da erkennbar, und mithilfe von Tinkturen oder modernen technischen Untersuchungsmethoden wie Röntgenstrahlung oder Fluoreszenzphotografie konnte und kann Überschriebenes wieder lesbar gemacht werden.

Entdecken

Es nimmt nicht Wunder, welche Schriften in Spätantike und frühem Mittelalter welchen Schriften weichen mussten. Heidnische

Autoren schienen entbehrlich, ihre Texte verschwanden unter denen christlicher Autoren. Ein berühmtes Beispiel dafür ist die Schrift *De re publica* des römischen Politikers und Philosophen Cicero. Diese Abhandlung galt als vermisst, nur durch Zitate bei anderen Schriftstellern wusste man von ihrer Existenz. Bis im Jahr 1820 dem Präfekt der Vatikanischen Bibliothek, Angelo Mai, ein handschriftlicher Kodex mit dem Psalmenkommentar des Kirchenvaters Augustinus in die Hände fiel. Er besah die Pergamentseiten genauer und entdeckte, dass diese schon einmal beschrieben gewesen waren – mit Ciceros *De re publica*. Zwar trat nicht der ganze Text zutage, da teilweise ganze Blätter fehlten, aber mithilfe dieses Fundes konnten erhebliche Teile rekonstruiert werden. Ein anderes berühmtes Beispiel ist der Archimedes-Palimpsest. Hier war eine im 10. Jahrhundert niedergeschriebene, auf Archimedes zurückgehende mathematische Arbeit unter einem liturgischen Text verschwunden, den byzantinische Mönche im 13. Jahrhundert aufs Pergament gebracht hatten. Mehr als zehn Jahre arbeiteten Wissenschaftler mit modernsten technischen Mitteln daran, die Schriftzeichen und mathematischen Zeichnungen wieder sichtbar zu machen. Aber auch innerchristlich gab es einen Wettstreit der Schriften. So war der *Codex Ephraemi Rescriptus* ursprünglich eine griechische Bibelhandschrift aus dem 5. Jahrhundert. Allerdings wurde dieser Text im 12. Jahrhundert abgeschabt und mit Predigten des Kirchenvaters Ephraem des Syrers überschrieben.

Überschreiben

Das eindruckliche Bild des Abschabens und Wiederbeschreibens hat dazu geführt, dass der Palimpsest zum Bildwort wurde. Dass der alte Text nicht gänzlich verschwindet, sondern in Spuren erhalten bleibt, lässt sich beispielsweise auf das menschliche Gehirn und die Seele übertragen. So fragt der englische Essayist Thomas

De Quincey (1785–1859) in seinem Text *Suspiria de Profundis* („Seufzer aus der Tiefe“, 1845): „Was anderes als ein natürliches und mächtiges Palimpsest ist der menschliche Geist?“ Und er erläutert dieses Bild so: „Immerwährende Schichten von Ideen, Bildern, Gefühlen sind auf deinen Geist gefallen so sanft wie das Licht. Jede Abfolge [von Eindrücken] begrub scheinbar alles, was vorher war. Und doch wurde in Wirklichkeit keine einzige ausgelöscht.“ Eine ähnliche Vorstellung vom menschlichen Gehirn entwickelte auch Sigmund Freud in den 1920er-Jahren. Freud ging dabei von einem Spielzeug aus, dem „Wunderblock“, einer mit Cellophan überspannten Wachsschicht. Darauf lässt sich mit einem Griffel schreiben oder zeichnen; gelöscht wird alles, indem man die Folie von der Wachsschicht löst. Freud meinte, die Folie „speichere“ die Druckspuren jedes Vorgangs, die, bei richtigem Lichteinfall betrachtet, wieder sichtbar würden. Es ist also die Folie, die die formbare Schicht des „Wunderblocks“ von den Wachstafeln der Antike unterscheidet. Zur Zeit der teuren Papyri und Pergamente wurden für die kurzlebige Kommunikation Wachstafeln verwendet. Wenn die Botschaft übermittelt war, wurden sie einfach rückstandslos glattgestrichen und neu beschrieben. Auch diese Praxis hat einen langlebigen sprachlichen Ausdruck hinterlassen: *tabula rasa*, die rasierte Tafel.

Schweigen

Vergleicht man die Bilder von Palimpsest und *tabula rasa*, so liegt es nahe, die menschliche Seele eher als ein immer wieder überschriebenes Palimpsest zu verstehen denn als eine gänzlich ausradierte Tafel. Wenn man dem Bild folgt, stellt sich die Frage, welche Techniken denn die überschriebenen Zeilen des Palimpsests Seele wieder zum Vorschein bringen. Während De Quincey den Drogenrausch erwähnt und Freud zur Psychoanalyse rät, kann die geistliche Tradition das Schweigen einbringen. In der Stille

tauchen überschriebene Zeichen auf dem Pergament der Seele wieder auf. Im Licht Gottes werden sie sichtbar, wird das eigene Leben lesbar.

Stefan Voges

Die Überlieferung der Bibel: Bibelhandschriften

Wie kann man wissen, dass eine heutige Bibel wirklich den ursprünglichen Text der jeweiligen Werke enthält? Keine der originalen Handschriften der Autorinnen und Autoren der biblischen Texte ist erhalten geblieben. Aber wie wurde eigentlich die Bibel (griechisch *biblíon* = „Buch“) überliefert? Heute gilt die Bibel mit ihren teilweise bis zu 3000 Jahre alten Texten als das am besten überlieferte Buch der Antike. Oft gibt es von antiken Büchern nur eine einzige späte Abschrift. Dies ist bei der Bibel anders.

Texte wurden abgeschrieben

Die Originale der biblischen Bücher wurden wie alle Texte in der Antike mehrfach abgeschrieben. Damals gab es noch keine Vielfältigungstechniken wie den Buchdruck und auch nur wenige Schreiber, die dieses Handwerk beherrschten. Das Material, auf dem die Bücher abgeschrieben worden sind, ist sehr unterschiedlich. Im Alten Orient schrieb man noch auf Stein oder drückte Schriftzeichen in Ton. Später wurde dann auch unbehandeltes Leder (Pergament) oder Papyrus verwendet. Diese Blätter wurden aus dem Mark eines ägyptischen Schilfs hergestellt. Die Texte schrieb man wie in heutigen Zeitungen in Spalten. Wenn der Text nicht auf ein Blatt passte, wurden einzelne Seiten aneinanderge-

klebt oder genäht. Mehrere Blätter ergaben eine Schriftrolle. Die meisten der alttestamentlichen Bücher wurden in solchen Schriftrollen aufbewahrt und überliefert.

Große Treue zum Text

In den ersten Christengemeinden entwickelte sich bald eine neue Buchform, die der heutigen sehr ähnlich ist. Der sogenannte Codex bestand aus mehreren aufeinandergelegten Blättern, die an der Seite zusammengebunden wurden. Viele der heute vorliegenden Handschriften des Neuen Testaments sind in dieser Form erhalten geblieben. Sehr bedeutend ist beispielsweise der sogenannte Codex Sinaiticus. Er enthält fast den gesamten Text der Bibel und wurde 1844 von Konstantin von Tischendorf im Katharinenkloster am Berg Sinai (Ägypten) entdeckt. Textfunde aus jüngerer Zeit zeigen, dass es nur sehr wenige unterschiedliche Lesarten in den Texten gibt, was für eine große Texttreue bei der Überlieferung spricht. Dies wurzelt im Respekt, der dem Text der Schriften des Alten Testaments entgegengebracht wurde und sich auch in den christlichen Gemeinden erhalten hat. Kein „Jota“, der kleinste Buchstabe im hebräischen Alphabet, durfte an den Texten verändert werden (vgl. Mt 5, 17f.), das Abschreiben der Texte war eine heilige Handlung und durfte nur von speziell ausgebildeten Schreibern vollzogen werden.

Zahlreiche Funde von Handschriften

Eine der ältesten Abschriften eines Paulusbriefs, der sogenannte Papyrus 46, stammt aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts und wurde in Kairo entdeckt. Berühmt wurden die 1947 von einem Hirtenjungen gefundenen Abschriften biblischer Bücher in den Höhlen von Qumran am Toten Meer. Rund 2000 Jahre überlebten die in Tonkrügen verborgenen Schriftrollen. Im sogenannten „Schrein des Buches“ in Jerusalem kann eine vollständige Ab-

schrift des Jesajabuches aus Qumran angesehen werden. Viele der Handschriften sind auch online lesbar, wie beispielsweise der Codex Sinaiticus (www.codexsinaiticus.org/de). Die große Übereinstimmung mit jüngeren Handschriften kann man nur bewundern. Die älteste bekannte Handschrift des Neuen Testaments ist ein kleiner Teil des Johannesevangeliums, der um das Jahr 125 geschrieben wurde. Handschriften des Alten Testaments reichen sogar in die Zeit des 6. Jahrhunderts vor Christus zurück. Die Rekonstruktion der Urtexte der Bibel ist also mittlerweile durch mehrere Tausend Handschriften sehr gut gesichert.

Marc Witzenbacher

Du wesentliches Wort

Ein anderes Weihnachtslied

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 271 f.

Der Dichter des Liedtextes, Lorenz Lorenzen, alias Dietrich Wölfel (1660–1722), wirkte als Kantor am Bremer Dom, der seit 1638 lutherischen Pfarrkirche der Stadt. Als oberstes Ziel seiner Tätigkeit benannte er, „dass das Reich Gottes in uns möge befördert werden“. Die Melodie des Liedes stammt nicht von Lorenzen, der sich hier vielmehr einer älteren Weise bediente, die durch Johann Heermanns (1585–1647) Gebets-Lied „O Gott, du frommer Gott“ in den lutherischen Gemeinden bekannt geworden war. Lorenzens Lied verbreitete sich als Weihnachtslied zu Beginn des 18. Jahrhunderts insbesondere in pietistischen Kreisen rasch. Zum Ende des 18. Jahrhunderts nimmt das Interesse an dem am Johannesprolog orientierten Hymnus jedoch merklich ab. In den Gesangbüchern des 19. und 20. Jahrhunderts findet „Du wesentliches Wort“ gar keinen Raum mehr. Allein im bayerischen

Gesangbuch von 1855 findet es sich noch, stark gekürzt allerdings und nicht mehr der Weihnachtszeit zugeordnet, sondern unter der Rubrik „Versöhnung und Erlösung“.

In der heute gesungenen Fassung (EG-Öst 554) kommt der zweiten Strophe, der alten Strophe 4, eine tragende Rolle zu. „Himmelsthron“ und „Welt“, „deine große Lieb / und meine große Not“, „deine Glut ..., die stärker als der Tod“, das sind die großen theologischen, christologischen Bögen, die das Lied aufspannt.

Wesen

„Du wesentliches Wort“. Manchmal bemerken wir anerkennend: „Die Kollegin hat einen wesentlichen Beitrag geleistet.“ Oder wir werten ab: „Aber das ist doch unwesentlich.“ Von dem großen Breslauer Arzt, Dichter und Theologen Angelus Silesius, Johannes Scheffler (1624–1677), klingt uns vielleicht die Mahnung im Ohr: „Mensch, werde wesentlich; / denn wenn die Welt vergeht, so fällt der Zufall weg, / das Wesen, das besteht.“ Die Aufforderung, sich im eigenen Leben und in der eigenen Lebensführung auf das Wesentliche, auf das wesentliche Wort, zu besinnen – hat Lorenz Lorenzen vom Schlesischen Boten, im damaligen Streit der Konfessionen allerdings ein harter Gegenspieler, Wesentliches gelernt? „Du wesentliches Wort“ – „Mensch, werde wesentlich“!

Verweilen

Der Begriff des Wesens ist in der Philosophie seit Aristoteles, aber auch trinitätstheologisch und christologisch ein Schlüsselbegriff. Im Deutschen findet sich, neben den gängigen terminologischen Übernahmen aus dem Lateinischen „Substanz“ und „Essenz“ ein Wort, das aus der indogermanischen Wurzel „ves“ stammt; es bedeutet verweilen, wohnen. „Wesen“ strahlt so sprachlich aus in die Begriffe Aufenthalt, Wohnstätte, Anwesen. In unserem Wort

„Wesen“ ist der Aspekt der Aktivität und des Verbalen, des Nicht-Statistischen, nicht nur Nominalen, stärker präsent als bei als in den entsprechenden griechischen und lateinischen Termini.

Du

Das Lied beginnt mit einer Du-Anrede. Vierzehnmals begegnet sie – „du“, „dich“, „dein“ – in den vier Strophen, die von den ursprünglichen acht des Liedes geblieben sind. Wer wird hier als Du angesprochen? Es ist Gott selber, genauer, die zweite Person der Trinität, Gottes ewiges Wort, „vom Anfang her gewesen ... von Ewigkeit erlesen“, Gottes „wesentliches Wort“ (Strophe 1), das in Jesus von Nazaret Fleisch und Mensch geworden ist und unter uns Wohnung genommen, „sein Zelt aufgeschlagen“ hat, wie es am Anfang des Johannesevangeliums heißt. „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ (Joh 1, 14)

Mittler, nicht Mittel

In der ursprünglichen zweiten Strophe findet sich die flehentliche Bitte: „Komm o selbständigs Wort und sprich in meiner Seelen.“ In Jesus begegnet das Fleisch und Mensch gewordene Gotteswort, der Logos, das selbstständige, das wesentliche Wort. Ihm wird zugetraut, das Ich nicht nur von außen zu treffen, sondern „in meiner Seelen“ zu sprechen. Ihm wird zugetraut, Wort von Gott und zugleich „selbständigs Wort“ zu sein. Dieses Wort ist ganz gewiss nicht Schall und Rauch, und es ist weitaus mehr als ein Mittel zum Zweck, ein Kommunikationsmittel. Jesus von Nazaret, in dem das vor aller Zeit „zum Heil der ganzen Welt“ erlesene, erwählte Gottes-Wort zur Welt kommt, der Neugeborene, ist vielmehr Mittler des Gottesheiles, für alle Welt und für das singende, betende, preisende Ich: „willkommen, der du mir / zum Heil geboren bist“ (1. Strophe).

Das andere Weihnachtslied

Das wesentliche Wort erhält in diesem Lied den Namen Jesus; in allen vier derzeit gesungenen Strophen wird dieser Name genannt. Jesus wird preisend angesprochen als „Herr“, „Christ“, „Gott“, „Licht der Welt“, „mein's Lebens Licht“, „alles Licht des Lebens“; „große Lieb“, „Glut“ und „Leben“ und „Glanz“ werden ihm zugesprochen, als Neuschöpfer meines Herzens wird er begrüßt. Das Vor-Wort-Lied, der Prolog des Johannesevangeliums steht im Hintergrund unseres Liedes, und, nicht minder, das Glaubensbekenntnis von Nizäa. Das Lied vom wesentlichen Wort ist ein Weihnachtslied. Vom Kind in der Krippe, vom armseligen und doch leuchtenden Lebensbeginn außerhalb der Stadt, wird hier allerdings nicht erzählt, nicht von der Mutter mit dem Kind, nicht von den Hirten und ihren Herden, nicht vom Verkündigungsenkel und den Engelscharen.

Bis mir dort dein Sonnenlicht anbricht

Unsere Mutter erinnert sich, dass sie als Kind und Jugendliche die weihnachtliche Lesung aus dem Johannesevangelium und deren hohen Ton als Temperatursturz empfand. Die Bewegung, der große Bogen, vom Anfang des wesentlichen Wortes in Gottes Ewigkeit über die irdische Welt hin zum ewigen Leben und himmlischen Licht: das ist die Bewegung des nizänischen Glaubensbekenntnisses, die das Lied ebenfalls aufnimmt. Die Begegnung mit der großen Liebe des Wortes taucht die Welt in ein ganz neues, und, so dürfen wir hoffen, nicht kaltes, sondern unverhofft warmes, glänzendes und heilendes Licht.

Susanne Sandherr

„O du fröhliche“: der Dichter Johannes Daniel Falk

Auch in diesem Jahr werden wir sicher wieder öfters einstimmen in das Lied „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“. Mittlerweile hat der weihnachtliche Gassenhauer fast den gesamten Erdball erobert. Aber wie ist das Lied eigentlich entstanden? Der Schöpfer der ersten und am weitesten bekannten Strophe ist der Theologe, Pädagoge und Schriftsteller Johannes Daniel Falk.

Eine schwere Kindheit

Johannes Daniel Falk wurde am 28. Oktober 1768 als Sohn einer armen Familie in Danzig geboren. Dort wuchs er in sehr bescheidenen und ärmlichen Verhältnissen auf. Obwohl man früh erkannt hatte, dass Johannes ein großes Talent hatte, musste er schon im Alter von zehn Jahren die Schule verlassen, um in der Werkstatt seines Vaters mitzuhelfen, der als Perückenmacher sein Geld verdiente. Doch ließ der Wissensdurst des Jungen nicht nach. Heimlich las er nachts Bücher und konnte nicht genug lernen und sich neue Wissensgebiete erschließen. Schließlich konnte sein innig gehegter Wunsch, das Gymnasium zu besuchen, doch noch in Erfüllung gehen. Ein ehemaliger Lehrer, dem der Junge aufgefallen war, als er nachts unter einer Laterne saß, um lesen zu können, setzte sich für Johannes ein. Allerdings musste er die Schulgebühren und weitere Unterstützung für seine Familie nebenher verdienen. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als nach Schulschluss eine Arbeit anzunehmen. Für die Schule arbeitete er nachts und hielt sich mit starkem Kaffee und den Füßen in eiskaltem Wasser wach. Aber die Mühen hatten sich gelohnt. Seine schulischen Leistungen waren herausragend, er erhielt ein Stipendium der Ratsherren von Danzig, das ihm das Studium an der Universität Halle ermöglichte. Dort nahm er das Theologiestu-

dium auf, hielt es aber nicht lange aus und brach es bald wieder ab, um nun als freier Schriftsteller zu leben.

Übersiedlung nach Weimar

Im September 1797 heiratete er Caroline Rosenfeld, mit der er im Laufe der Ehe zehn Kinder bekam. Schon einen Monat später übersiedelte das junge Paar nach Weimar, wo Falk als Journalist und Publizist arbeitete. Im Zentrum der deutschen Dichtung und der Stadt von Goethe und Schiller wurde er freudig aufgenommen und von vielen geschätzt. Zu Johann Wolfgang von Goethe, Johann Gottfried Herder und Christoph Martin Wieland entwickelten sich enge und fruchtbare Freundschaften. 1798 wurde Falk zum Legationsrat ernannt. Nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt zwischen Preußen und Frankreich stellte er sich dem französischen Kommandanten als Dolmetscher zur Verfügung und konnte übermäßige Plünderungen verhindern; als es vor der Schlacht von Leipzig wieder zu Plünderungen kam, konnte Falk vom französischen General zwei Kompanien erhalten, um im Land wieder Ordnung zu schaffen.

Schwere Lebenskrise

Als der Weg für Johannes Daniel Falk geebnet schien und er eine rosige Zukunft vor Augen sah, nahm sein Leben eine tragische Wendung. Durch eine Typhusepidemie verlor er im Jahr 1813 vier seiner Kinder. Zusätzlich erschütterten die Folgen des Krieges das Land. Es wurde durch eine große Hungersnot gequält, die durch die zahlreichen Flüchtlinge aus dem Krieg noch verstärkt wurde. Von allen Seiten griff das Elend nach Falk. In dieser Zeit machte Falk eine große Veränderung durch, er entwickelte ein tiefes Vertrauensverhältnis zu Gott und ordnete sein Leben neu. Seine innere neue Ordnung übertrug sich auch auf seinen Lebensalltag.

Gründung eines Waisenhauses

Die Not vieler Menschen, vor allem der Kinder, die durch Erkrankungen ihre Eltern verloren hatten, rührte Falk zutiefst. Er sammelte vernachlässigte Waisen von der Landstraße und nahm sie in sein Haus auf. Viele heimatlose, verwaiste, verwahrloste Kinder kamen zu ihm nach Weimar. Falk wollte ihnen die Möglichkeit schaffen, ein geordnetes Leben zu führen und den Weg zu einer Ausbildung zu erhalten. Falk erwies sich dabei als kluger und moderner Pädagoge, der die Kinder in Freiheit und eigener Verantwortung erzog. So wurde Johannes Daniel Falk auch zum Vater der christlichen Sozialpädagogik. Man sagt, es habe in Falks Haus drei Schlüssel gegeben: einen Schlüssel für den Brotschrank, einen für den Kleiderschrank und den Himmelsschlüssel. „Sobald der letzte nicht mehr schließt“, sagte Falk einmal, „klappt es auch mit den anderen beiden nicht mehr.“

O du fröhliche...

Auch das geistliche Leben mit den Kindern lag Falk sehr am Herzen. Er betete und sang viel mit den Kindern. Daher suchte er auch immer wieder neue Lieder. Auf die Melodie eines alten Liedes aus Sizilien dichtete er ein Lied für Weihnachten. Das eingängige Lied sangen seine Kinder sehr gerne, daher gab er es auch heraus. Sein Gehilfe Heinrich Holzschuher dichtete noch zwei weitere Verse hinzu. So war eines der bekanntesten Weihnachtslieder geboren. Unter Einsatz seines Privatvermögens erwarb Falk schließlich den verfallenen Lutherhof in Weimar, baute ihn mithilfe der Waisenkinder wieder auf; so wurde aus dem Lutherhaus das erste Rettungshaus für verwahrloste Kinder, dem andere Beispiele wie das Rauhe Haus in Hamburg folgten. Am 14. Februar 1826 starb Johannes Daniel Falk. Sein Lied bewegt immer noch die Herzen der Menschen.

Marc Witzenbacher

Gottes Offenbarung und Erniedrigung

Voraussetzung für die Begegnung mit Gott

Für zahlreiche unserer Leserinnen und Leser stellt sicher die Messe am Sonntag, vielfach sogar an Wochentagen, den wichtigsten Teil ihres gottesdienstlichen Lebens dar. Denn hier erfahren sie den intensivsten Kontakt zur Gemeinde, vor allem aber zu Gott selbst und seinem Sohn Jesus Christus – sei es im sakramentalen Mahl, sei es im Wort Gottes, sei es in den vielen kleinen Aspekten dieser Gottesdienstform. Deshalb wollen wir in den nächsten Monaten die Eucharistiefeyer in den Blick nehmen und genau diese Christus- und Gottesbegegnung an einzelnen Elementen der Feier genauer bedenken.

Gottes Ferne und Nähe

Die Bibel zeichnet ein Gottesbild, das die Grundlage unserer gottesdienstlichen Feiern darstellt. Denn einerseits wird der Mensch in der Schöpfungsgeschichte (Gen 1–2) als Geschöpf und mit dem Sündenfall als „niedrig“ dargestellt, andererseits sind die Menschen aufgrund ihrer Gottebenbildlichkeit auch Partner Gottes im Handeln und im Gespräch. Gott lässt den Menschen und um der Menschen Willen der ganzen Schöpfung eine grundlegende Freiheit. Wir sind nicht einfach gelenkte Spielfiguren im Weltgeschehen, sondern haben unsere Freiheit und damit auch unsere Verantwortung.

Zugleich lässt Gott die Menschen nicht allein, sondern offenbart sich ihnen. Das erste, „Alte“ Testament ist voll von diesen Offenbarungen und Prophetien, mit denen Gott seinen Willen kundgibt und in das Weltgeschehen eingreift. Mit dem Gesetz, der Tora, zeigt er uns Menschen, wie wir leben sollen und können. Die Geschichte der Menschen ist aus diesem Blick heraus keine Verfallsgeschichte, sondern Heilsgeschichte, in der Gott im-

mer wieder dem Menschen zu Hilfe kommt. Gott ist und bleibt der tragende Grund unseres Lebens, auf dem wir es in gewisser Freiheit gestalten können.

Wir Christinnen und Christen glauben darüber hinaus, dass in Jesus von Nazaret, dessen Geburt wir zu Weihnachten wieder feiern, sich Gott in einer uneinholbaren Endgültigkeit offenbart hat. Gott hat sich in diesem Kind radikal erniedrigt, ist selbst Mensch geworden und hat unser Menschsein geteilt, bis in die letzte Konsequenz des Todes am Kreuz, das schon in der Krippe aufstrahlt. Durch die Auferweckung an Ostern ist uns Jesus zum Christus, zum Erstgeborenen der ganzen Schöpfung (1 Kor 1, 15) geworden, sodass wir ihn als den Sohn Gottes bekennen, der uns nicht einfach entzogen, sondern durch die Kraft des Heiligen Geistes stetig präsent bleibt. Er wirkt unter seinen Gläubigen, in der Gemeinschaft der Glaubenden, in seiner Kirche. „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“, verheißt Jesus uns im Matthäus-Evangelium (18, 20). Es ist aber eine Präsenz, die ihn uns nicht einfach verfügbar macht, sondern geistgewirkt ist. In allen drei Vollzugsformen der Kirche ist diese Gegenwart verheißt: in Lehre und Nachdenken über den Glauben (Martyria), im barmherzigen, helfenden Handeln (Diakonia) und in der gottesdienstlichen Feier (Liturgia). Denn all diese Vollzugsformen geschehen im Namen Jesu Christi.

Gottesdienst als Dialog zwischen Gott und Mensch

Entsprechend hat die jüngere Liturgiewissenschaft in Übernahme eines Paradigmas des Münsteraner Liturgiewissenschaftlers Emil Joseph Lengeling (1916–1986) den Gottesdienst als „Dialog zwischen Gott und Mensch“ charakterisiert, um die theologische Bestimmung des Gottesdienstes durch das Zweite Vatikanische Konzil auf eine griffige Formel zu bringen. Denn im Konzil wird theologisch für den Gottesdienst nicht die Kategorie der Verehrung, des Kultes, in den Vordergrund gestellt, sondern die Selbst-

entäußerung Gottes in Jesus Christus – in Inkarnation, Kreuzestod und Himmelfahrt. Die Kirche ruft einerseits „ihren Herrn an, und durch ihn huldigt sie dem ewigen Vater“ (Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* Nr. 7). Zugleich wendet dieser sich aber im Gottesdienst immer gnadenhaft an die Menschen, etwa in jeder Sakramentenfeier: „Durch sinnenfällige Zeichen wird in ihr die Heiligung des Menschen bezeichnet und in je eigener Weise bewirkt.“ (ebd.)

Aus dem dialogischen Charakter des Gottesdienstes folgt aber auch die Notwendigkeit der aktiven Teilnahme aller Gläubigen: „Alle Gläubigen möchten zu der vollen, bewussten und tätigen Teilnahme an den liturgischen Feiern geführt werden, wie sie das Wesen der Liturgie selbst verlangt und zu der das christliche Volk, ‚das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, der heilige Stamm, das Eigentumsvolk‘ kraft der Taufe berechtigt und verpflichtet ist.“ (*Sacrosanctum Concilium* Nr. 14) Die aktive Teilnahme ist also eine notwendige Bedingung zur Ausübung des priesterlichen Dienstes der Gemeinde – aber auch die gnadenhafte Dimension des Gottesdienstes erhält aufgrund der aktiven Teilnahme eine tiefere Wirksamkeit.

Christusbegegnung in Wort und Sakrament

Unsere Messfeier besteht aus dem Wortgottesdienst und der eigentlichen Eucharistiefeier. Das Konzil hat von einem „Tisch des Wortes Gottes“ (*Sacrosanctum Concilium* Nr. 51) in Parallele zum „Tisch der Eucharistie“ gesprochen, also beide Abschnitte letztlich als „Kommunion“ beschrieben. So wie wir Christus unter den eucharistischen Gestalten begegnen, so auch „in seinem Wort, da er selbst spricht, wenn die heiligen Schriften in der Kirche gelesen werden“ (*Sacrosanctum Concilium* Nr. 7). Der Inhalt kann nur Jesus Christus selbst sein, den der weihnachtliche Prolog des Johannesevangeliums als „Wort Gottes“ bekennt: „Und

das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ (Joh 1, 14)

Die Fleischwerdung des Wortes ist das grundlegende Sakrament, aus dem alle anderen sakramentalen Vollzüge der Kirche und damit auch die Eucharistie resultieren. Die Feier der Sakramente sind wie das Hören, Meditieren und Auslegen der Heiligen Schrift immer Begegnungen mit Jesus Christus selbst – und durch ihn mit Gott.

Friedrich Lurz

Seliger des Monats: Liborius Wagner

Liborius Wagner lebte in der angespannten Zeit des konfessionellen Zeitalters und der Konfessionskriege Ende des 16., Anfang des 17. Jahrhunderts. Geboren wurde er 1593 in Mühlhausen in Thüringen. Seine Eltern waren Protestanten, bemühten sich aber um ein friedliches Zusammenleben zwischen den Konfessionen. So widersetzten sie sich auch nicht, als ihr Sohn Liborius nach der protestantischen Erziehung sich von den erst vor einiger Zeit ins Leben gerufenen Jesuiten angezogen fühlte und das Theologiestudium in Würzburg aufnahm. Dort hatte der Würzburger Bischof Julius Echter die Universität gegründet und sich vor allem für eine katholische theologische Ausbildung eingesetzt.

Priester in Schweinfurt

Liborius Wagner konvertierte schließlich und trat in die römisch-katholische Kirche ein. 1625 wurde er zum Priester geweiht und wurde nach kurzer Kaplanszeit im Odenwald 1626 Pfarrer in Altenmünster bei Schweinfurt. Dies war bereits in der Zeit des Drei-

ßigjährigen Krieges (1618–1648), der unglaubliches Leid nach Europa brachte. 1631 rückte die Armee des schwedischen Königs Gustav Adolf nach Mainfranken vor. Viele Katholiken verleugneten aus Furcht vor Repressalien der protestantischen Schweden ihre Konfession. Liborius Wagner gehörte nicht dazu, musste sich aber versteckt halten, da die schwedischen Landsknechte ihn als ehemaligen Protestanten mit besonderem Eifer suchten. Durch einen Verrat spürten die Soldaten den katholischen Priester Wagner schließlich dennoch auf und nahmen ihn gefangen. Man brachte ihn auf die Burg Mainberg bei Schonungen und unterzog ihn brutalen Verhören und Folter. Man warf ihm vor, seinen ursprünglichen Glauben verleugnet zu haben, und drängte ihn zur Rückkehr. Doch Liborius Wagner ließ sich nicht zwingen und blieb seiner jetzigen Kirche treu. Auf die Frage, ob er noch katholisch sei, antwortete er immer wieder: „Ich lebe, leide und sterbe päpstlich-katholisch.“ Fünf Tage folterte und peinigete man ihn, schließlich starb er am 9. Dezember 1631.

Als Märtyrer verehrt

Sein Leichnam wurde entkleidet und in den Main geworfen. Erst nach mehreren Monaten wurde der Leichnam von Fischern geborgen. Aus Angst vor den schwedischen Landsknechten traute sich die katholische Bevölkerung zunächst nicht, ihren Pfarrer ordentlich zu bestatten. Erst nach dem Abzug der schwedischen Soldateska 1634 wurde Liborius Wagner in der Schlosskapelle zu Mainberg beigesetzt. Als sich der Katholizismus in Franken nach der Niederlage Schwedens wieder ausbreitete, entdeckte man das standhafte Zeugnis von Liborius Wagner und feierte ihn als Märtyrer. Liborius Wagner wurde als Glaubenszeuge verehrt, im März 1974 wurde er von Papst Paul VI. seliggesprochen, sein Gedenktag ist der 9. Dezember.

Marc Witzenbacher

Andachten und Impulse zum Advent

Der Advent ist eine besonders stimmungsvolle Zeit. In der Dunkelheit und Kälte dieser Tage bringt Licht in verschiedener Form Hoffnung und schenkt Zuversicht aus der Perspektive auf das Weihnachtsfest und die Gewissheit, dass Gott durch die Geburt seines Sohnes die Nacht erhellt und das Dunkel der Welt mit einem neuen Licht erleuchtet hat. Die Mitglieder der MAGNIFICAT-Redaktion Dorothee Sandherr-Klemp und Friedrich Lurz haben in einem handlichen Buch ein paar Adventsandachten und verschiedene Impulse zur Adventszeit zusammengefasst.

Impulse und Andachten

„Denn dein Licht kommt. Impulse und Andachten zum Advent“ eignet sich gut für die eigene Meditation und das persönliche Gebet, kann aber auch bestens in der Gemeindegemeinschaft eingesetzt und verwendet werden. Beispielsweise können die Andachten in kleineren Gruppen oder auch mit der Gemeinde gefeiert werden, die Andachten sind ergänzt und greifen verschiedene Themen des Advents wie Hoffnung, Verheißung und die Botschaft des Lichtes auf. Eine Andacht interpretiert das Lied „Tauet, Himmel, den Gerechten“ (GL 744 Anhang Limburg), auch die sogenannten O-Antiphonen werden in einer Andacht bedacht, die gut auf mehrere Tage aufgeteilt werden kann. Die Impulstexte zum Advent eignen sich für die persönliche Betrachtung oder auch für Impulse zum Beginn von Sitzungen und Veranstaltungen. So kann das Buch für hauptberufliche oder auch ehrenamtliche Mitarbeitende in der Gemeinde ein hilfreicher und anregender Wegbegleiter für die Adventszeit sein.

Marc Witzenbacher

Dorothee Sandherr-Klemp/Friedrich Lurz, Denn dein Licht kommt. Impulse und Andachten zum Advent, Butzon & Bercker,

Kevelaer 2021, 120 Seiten, ISBN 978-3-7666-2780-3, 12,95 € [D] / 13,40 € [A].

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 399) bestellen.

Weihnachtsaktionen der Hilfswerke

Auch in diesem Jahr erbitten die kirchlichen Hilfswerke Spenden für spezielle Projekte, mit denen Menschen in Notsituationen sowie in Ländern mit schwierigen und krisenhaften Bedingungen geholfen und eine langfristige Perspektive eröffnet werden kann.

„Adveniat“: Gesundsein fördern

Das bischöfliche Hilfswerk „Adveniat“ unterstützt vor allem Projekte in Lateinamerika und entstand als Dank nach dem „Hungerwinter“ des Jahreswechsel 1946/1947. In Deutschland waren die Lebensmittel knapp, Hundertausende verhungerten. In Lateinamerika sammelten daher die lutherische und die katholische Kirche für die Armen in Deutschland und konnten vielen Menschen helfen, die furchtbare Zeit zu überleben. Diese Hilfe wurde nicht vergessen. Nach dem Aufblühen im Wirtschaftswunder der 1950er-Jahre konnten viele auch einen Teil ihres Lohnes spenden und wollten insbesondere die Menschen in Lateinamerika, die ihnen geholfen hatten, unterstützen. Zunächst wurde auf Anregung der Bischöfe an Weihnachten 1961 eine Sonderkollekte für Lateinamerika erhoben. 1969 wurde schließlich das Hilfswerk „Adveniat“ gegründet. Seitdem macht es mit einer Weihnachtsaktion auf bestimmte Projekte in Lateinamerika aufmerksam.

„Gesundsein fördern“

In Guatemala ist jedes zweite Kind unterernährt, in vielen anderen Ländern Lateinamerikas ist die Ernährungssicherheit nicht gegeben. Engagierte Gemeindemitglieder, Ordensleute und Priester versuchen, den Armen medizinische Hilfe zukommen zu lassen, und können so nicht nur in der Corona-Pandemie Leben retten. Im Jahr 2022 stellt daher das Hilfswerk „Adveniat“ das Thema Gesundheit in den Mittelpunkt seiner Weihnachtsaktion. Zusammen mit seinen Partnerinnen und Partnern möchte das Werk mit Projekten vor Ort die Spirale von mangelnder Gesundheitsversorgung, Hunger und Armut durchbrechen. So werden von der Kirche Gesundheitshelfer ausgebildet, Gemeindeteams besuchen Kranke und Familien, kirchliche Krankenhäuser und Gesundheitsposten helfen den Armen schnell und unkompliziert. Unter dem Motto „Gesundsein fördern“ ruft die diesjährige bundesweite Weihnachtsaktion der römisch-katholischen Kirche die Menschen in Deutschland zur Solidarität auf, damit Gesundheit für die Armen in Lateinamerika nicht länger ein unerreichbares Gut bleibt. Schwerpunktländer sind Guatemala und Bolivien. Die Eröffnung der bundesweiten „Adveniat“-Weihnachtsaktion findet am 1. Advent, dem 27. November 2022, im Bistum Trier statt. Die Weihnatskollekte am 24. und 25. Dezember in allen katholischen Kirchen Deutschlands ist für „Adveniat“ und die Hilfe für die Menschen in Lateinamerika und der Karibik bestimmt.

Einsatz für Klimagerechtigkeit

Mit seiner 64. Aktion im Advent unterstützt das evangelische Hilfswerk „Brot für die Welt“ die Klimagerechtigkeit. Der Klimawandel gehört nach Aussagen des Werkes zu den größten Herausforderungen des 21. Jahrhunderts. „Wenn wir ihm nicht entschlossen entgegentreten, wird zukünftigen Generationen kein menschenwürdiges Leben auf unserem Planeten mehr möglich

sein – vor allem im Globalen Süden“, heißt es im Katalog zu Materialien der 64. Aktion. Die Aktion wird am 1. Advent 2022 eröffnet unter dem Motto „Eine Welt. Ein Klima. Eine Zukunft.“ Klimagerechtigkeit versteht das Werk zwar als eine globale Aufgabe, doch sie beginnt zu Hause und hat auch in der Kirchengemeinde Platz. „Brot für die Welt“ hat daher für den Gottesdienst oder die Gruppenarbeit zahlreiche Materialien vorbereitet. Dazu gehört auch eine Ausstellung, Ideen für einen Adventsbasar und vieles andere mehr. Über den Katalog und den Shop auf der Webseite *brot-fuer-die-welt.de* können die Materialien bestellt werden. Dort sind auch viele Ideen zu finden, um mit den Projekten Menschen helfen zu können, den Klimawandel einzudämmen und Not zu lindern. Für die 64. Aktion von „Brot für die Welt“ wird in allen Advents- und Weihnachtsgottesdiensten der evangelischen Kirchen gesammelt.

Marc Witzenbacher

Tag für Menschen mit Behinderung

Am 3. Dezember wird der Internationale Tag für Menschen mit Behinderung begangen. Der 1992 von den Vereinten Nationen ausgerufen Tag will das Bewusstsein für die Belange behinderter Menschen schärfen und den Einsatz für ihre Würde und Rechte fördern. In Deutschland setzen sich verschiedene Institutionen und Verbände seit Jahren für mehr Teilhabe und Inklusion ein, wie etwa der Deutsche Behindertenrat, Aktion Mensch, Sozialhelden e.V., der Sozialverband VdK oder der Beauftragte der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen. Dort sind auch viele Betroffene organisiert. Aber auch die Kirchen setzen zahlreiche inklusive Projekte und inklusive Pastoral um.

Ein Zehntel der Bevölkerung

Nach Angaben des Statistischen Bundesamts haben rund zehn Prozent der Menschen in Deutschland eine Schwerbehinderung. Als schwerbehindert gelten Personen, denen die Versorgungsämter einen Grad der Behinderung von mindestens 50 Prozent zuerkannt haben. Die meisten von ihnen haben körperliche Beeinträchtigungen, mehr als die Hälfte war 65 Jahre oder älter. Im letzten Jahr hatte Papst Franziskus in seiner Botschaft das Miteinander von Menschen mit und ohne Behinderung in der Kirche betont. Die Kirche sei das Zuhause aller Menschen; daher brauche die Kirche Menschen mit Behinderung, um ihre Sendung im Dienst des Evangeliums zu erfüllen. Eine Beeinträchtigung stelle kein Hindernis dar, um das Evangelium zu leben und weiterzugeben, so der Papst. Die Taufe mache jeden Menschen, der wie alle Menschen ein von Gott geschaffenes Original ist und eine unverbrüchliche Würde besitzt, zu einem vollwertigen Mitglied der Gemeinschaft der Kirche und sie „schenkt jedem, ohne Ausschluss oder Diskriminierung, die Möglichkeit auszurufen: ‚Ich bin Kirche!‘“. Der Papst warnte eindringlich vor der weiterhin präsenten Diskriminierung auf verschiedenen Ebenen. Weihbischof Reinhard Hauke (Erfurt), Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für Inklusive Pastoral, erklärte anlässlich des Welttags: „Als inklusive Kirche müssen wir offen sein für die Verschiedenheit der Menschen mit ihren unterschiedlichen Begabungen, Fähigkeiten und Einschränkungen. Jeder Mensch – ob behindert oder unbehindert – hat etwas Einzigartiges und Besonderes, das unsere Gesellschaft und Kirche bereichert.“ Die Botschaft von Papst Franziskus steht in Leichter Sprache auf der Website der DBK (www.dbk.de) zum Herunterladen bereit und ist dort zudem im Original-Wortlaut unter Papstbotschaften verfügbar.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Januar 2023

Symbole des Glaubens
Stern

Sie werden ihm den Namen Immanuel geben,
das heißt übersetzt: Gott mit uns.

Evangelium nach Matthäus – Kapitel 1, Vers 23

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

Zum Titelbild

Die drei Könige folgen dem Stern

Albani-Psalter, St. Albans, Hertfordshire, Anfang 12. Jahrhundert, Dombibliothek Hildesheim, HS St. God. 1 (Eigentum der Basilika St. Godehard, Hildesheim), Seite 24,
© Dombibliothek Hildesheim

Der Albani-Psalter enthält als Kernstück den Text der 150 Psalmen, davor aber befinden sich ein Kalender und 40 ganzseitige Miniaturen ohne Text. 214 historisierte Initialen schmücken den Psalmentext. Er bildet das herausragende Beispiel englischer Buchmalerei der Romanik.

Wahrscheinlich sind die verschiedenen Teile des Albani-Psalters nicht zeitgleich entstanden. Sicher ist er aber in der Abtei St. Albans in Hertfordshire nördlich von London im Auftrag von Abt Geoffrey geschaffen worden. Diesen verband eine intensive geistliche Freundschaft mit der Einsiedlerin und späteren Priorin Christina von Markyate, für die er den Codex anfertigen ließ und wahrscheinlich Teile selbst geschrieben hat. Wahrscheinlich ist das Buch nach 1121 entstanden, als die beiden sich kennenlernten. Ihre Gelübde legte Christina um 1131 ab, was der Anlass zur Fertigstellung des Buches gewesen sein mag.

Es kam wahrscheinlich im 17. Jahrhundert in die Abtei Lamspringe südlich von Hildesheim, die 1643 von vertriebenen englischen Benediktinern besiedelt wurde. Hierzu gibt es einen Eintrag auf dem Vorsatz, der 1657 datiert ist. Mit der Säkularisation wurde auch die Abtei Lamspringe 1803 aufgelöst und die Handschrift gelangte in die Basilika St. Godehard in Hildesheim (ehemaliges Benediktinerkloster), der es noch heute gehört.

Unser Titelbild zeigt die drei Könige, die sich auf den Weg gemacht haben, um das göttliche Kind zu suchen. Sie sind zum Himmel hin ausgerichtet, wo ein Stern ihnen den Weg weist.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Was mir zum Symbol Stern einfällt? Vielleicht ahnen Sie es: Franz Rosenzweigs Hauptwerk *Der Stern der Erlösung*. Dieser großartige auch für uns Christen wegweisende Entwurf biblisch-jüdischen Denkens gliedert sich um *das* Symbol des Judentums, den Davidstern. Dessen beide ineinander verschlungenen gleichseitigen Dreiecke stehen bei Rosenzweig für das Zueinander der drei Größen Gott, Welt und Mensch in den Weisen von Schöpfung, Offenbarung und Erlösung. Für Rosenzweig zentral ist der Gedanke, dass im Judentum jeder einzelne Mensch sowohl passiv als auch aktiv in das dreigestaltige göttliche Handeln in und an der Welt einbezogen ist. Gott erschafft, indem er seine Geschöpfe zum Mitgestalten befähigt; er offenbart sich, indem er jede(n) in die Verantwortung für die andern ruft; und er erlöst, indem er Menschen freisetzt, gemeinsam in seiner Gegenwart zu leben und zu handeln. Inbegriff dieser vieldimensionalen Wechselbeziehung ist Rosenzweig das menschliche Antlitz, das in den beiden Dreiecken des Davidsterns symbolisiert ist (siehe *Stern*, digitalisierte Fassung Freiburg im Breisgau 2002, 470f.): Das eine, elementare, nach oben weisende, bilden Wangen und Stirn, denen Ohren und Nase zugeordnet sind. Es sind die rein empfangenden Organe, die Wort, Klang und Duft aufnehmen. Sie können für die grundlegende Differenz zwischen Schöpfer und Geschöpf stehen; dafür, dass wir Leben und Weisung von Gott her empfangen, ohne selbst etwas dazu tun zu können. Das andere Dreieck, das nach unten weist, bilden Augen und Mund – die lebendigen Organe, die aufblitzen und anblicken, ansprechen und zureden, ja: küssen können. Mit ihnen wirken wir, neben dem Empfangen, auch selbst in die Welt hinein, tragen das göttliche Leben hinaus. Lebende Sterne, dazu sind wir geschaffen.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Folge deinem Stern

Mt 2, 1–12

Der Albani-Psalter enthält nicht weniger als fünf Miniaturen zur Geschichte der drei Weisen aus dem Morgenland (Mt 2, 1–12; der Text wird am Fest der Erscheinung des Herrn, am 6. Januar, in den Eucharistiefiern gelesen): die drei vor Herodes (S. 23), sie folgen dem Stern (S. 24, unser Titelbild), Anbetung des Kindes (S. 25), ein Engel erscheint ihnen im Traum (S. 26) und die Rückkehr (S. 27). Es gibt andere Beispiele angelsächsischer Buchmalerei dieser Zeit mit ähnlichen Bilderzyklen zu der Erzählung der drei Weisen. Trotzdem ist es bemerkenswert, dass ein Achtel der gesamten Miniaturenfolge diesem Thema gewidmet wird. Vielleicht spielte die innere Wegweisung, die den Kern der Erzählung ausmacht, eine besondere Rolle im geistlichen Austausch zwischen Abt Geoffrey und der Einsiedlerin Christina.

Wer waren die drei?

Das achte Bild des ganzseitigen Miniaturenzyklus ist wie alle anderen auch von einem gemalten Rahmen umgeben, die sich allerdings alle unterscheiden. Hier zeigt der Rahmen in wechselnden Farben ein Knickband, in dessen Binnenfelder Akanthusblätter eingeschaltet sind (*s. Innenkarte*). Goldene Leisten schließen den Rahmen innen und außen ab. Das Binnenfeld wird von drei ineinandergeschachtelten hochrechteckigen Farbfeldern in Braun, Grün (mit eingemalten Ranken) und Blau gefüllt. Unten bilden Erdschollen einen Bodenstreifen, auf den drei Pferde ihre Hufe setzen. Die Pferde sind hintereinandergestaffelt und in Schrittstellung gezeigt. Ihr Weg führt von links nach rechts. Sie sind mit prächtigen Sätteln, Decken und Zaumzeug geschmückt. Auch die Reiter werden mit goldgesäumten Mänteln und kostbaren Gewändern charakterisiert. Wie bei den Pferden sind dem Maler gut

aufeinander abgestimmte wechselnde Farben wichtig. Es handelt sich um Edelleute, die Kronen kennzeichnen sie eindeutig als Könige. Erst kurz vor 1000 gab es in der christlichen Kunst die ersten Darstellungen der Epiphanieszene mit Königen. Zuvor wurden sie als persische Magier mit den sogenannten phrygischen Mützen gekennzeichnet.

Der griechische Bibeltext spricht von „magoi“, womit Sterndeuter gemeint sein dürften. Es waren wohl Menschen, die eine Antenne für das über unseren irdischen Horizont Hinausgehende hatten. Sie sehen einen neuen Stern, den sie als den Stern des neugeborenen Königs der Juden interpretieren (vgl. Mt 2, 2), und sie sind davon so ergriffen, dass sie ihre Heimat verlassen, um ihm zu folgen. Dafür gibt es eine mögliche astronomische Erklärung: Im Jahr 7 vor Christus (da Herodes „der Große“ schon im Jahr 4 vor Christus starb, ist Jesus sicher nicht im Jahr 0 geboren; es war eine falsche Berechnung, als unsere Zeitrechnung eingeführt wurde) gab es eine Konjunktion der Planeten Saturn und Jupiter, sie standen dreimal sehr dicht beieinander. Da beide sehr hell leuchten, kann auf diese Weise der Eindruck eines sehr hellen neuen „Sterns“ entstehen. Dies ist ein astronomisches Ereignis, das aber durch eine damals übliche astrologische Deutung seine besondere Bedeutsamkeit erhält: Jupiter galt nämlich als der Königsstern, Saturn aber als der Stern der Juden. Wenn diese nahe beieinanderstehen und als neuer Stern interpretiert werden, dann kann dies zu der Deutung führen, dass es einen neuen König der Juden gibt.

Ausgerichtet zum Himmel

Hinter den Reitern wachsen links und rechts zwei hohe, schlanke Bäume auf, die mit roten und blauen Blättern geschmückt sind. Zwischen ihnen steht, leicht aus der Mitte gerückt, der Stern mit silbernen und goldenen Strahlen. Alle drei Könige sind nach oben ausgerichtet, zum Stern, zum Himmel. Alle drei schauen hinauf

und weisen mit der rechten Hand nach oben. Die stärkste Geste zeigt der vordere König, welcher der jüngste zu sein scheint. Mit weit nach oben gestreckter Hand weist der lange Zeigefinger zum Stern, der Blick folgt derselben Richtung. Um diese Geste wirkungsvoll in Szene zu setzen, hat der Maler den Stern leicht aus der Mitte gerückt. Es entsteht eine Beziehung, es baut sich eine Spannung auf zwischen dem jungen Mann und dem Stern. Es sieht fast so aus, als wären die drei ein Stück zu weit geritten und er würde nun den Stern hinter ihnen entdecken und das Signal zur Kehrtwende geben: „Da lang geht’s!“

Folgen ist modern

In den sozialen Medien ist Folgen heute sehr beliebt. Nicht nur bei jungen Menschen. Wir folgen Freunden und Menschen, die wir noch nie gesehen haben; wir folgen Menschen, die wir als Vorbilder auserkoren haben und solchen, die Geld damit verdienen, dass wir ihnen folgen. Wir nehmen etwas, das uns von außen angeboten wird, und machen es zu unserem Leitbild und „Star“. Oft vergessen wir dabei, dass dies nur äußere Orientierungspunkte sein können. Auch die Könige können den Stern nur in den Blick nehmen, er kann ihnen den Weg zeigen, gehen müssen sie den Weg aber selbst. Der Stern zeigt auf den Ort, an dem das Leben selbst zur Welt gekommen ist und immer wieder neu zur Welt kommen wird. Es ist ein äußerer Ort, aber es geht um ein inneres Geschehen. Ich muss das Leben in mir selbst finden. Angelus Silesius (Johannes Scheffler, 1624–1677) sagt es auf allzeit gültige Weise: „Und wäre Christus tausendmal in Bethlehem geboren, und nicht in dir: Du bliebest doch in alle Ewigkeit verloren.“

Zu diesem inneren Geschehen gehört für die Könige der Traum. Sie lassen sich von einer Weisung, die sie im Traum erhalten, leiten, nicht nur vom äußeren Stern (vgl. Mt 2, 12). Diese Weisung ist für sie bindender als der Imperativ des Königs Herodes: „... und wenn ihr es gefunden habt, berichtet mir, damit auch ich

hingehe und ihm huldige!“ (Mt 2, 8). Unsere Träume können uns helfen, der inneren Spur zu folgen in dem Vertrauen, dass es die Spur Gottes ist. Unsere Lebensaufgabe ist es, das Leben, die Liebe, in uns selbst zu finden und nicht immer außerhalb zu suchen. Gott ist Mensch geworden. Wir können ihn in jedem Menschen finden, gerade da, wo wir ihn oft am wenigsten suchen: in uns selbst.

Heinz Detlef Stäps

Stern

Sonne, Mond und Sterne

A STAR IS BORN. In der populären Kultur des 20. und 21. Jahrhunderts hört und liest man oft von Stars und Starlets, Sternen und Sternchen. Sonne, Mond und Sterne, diese Worte besitzen für mich, und vielleicht für andere auch, einen großen Zauber, von früher Kindheit an ist das so. Bei Lichte betrachtet ist die Sonne auch nur ein Stern. Sterne sind selbstleuchtende Himmelskörper. Ist Stern ein biblisches Schlüsselwort?

Lass dich nicht verführen

Im Alten Orient werden die Himmelskörper als göttliche Wesen verehrt. Israel hat das vor allem im babylonischen Exil erlebt. Was für eine Herausforderung! Die Bibel hingegen weist die Sterne dennoch nachdrücklich als Kreaturen des einen und einzigen Gottes und Schöpfers aus; ein Kult der Sterne wäre, in biblischer Sicht, widergöttlich und widersinnig. Ausdrücklich fordert das Buch Deuteronomium: „Wenn du die Augen zum Himmel erhebst und das ganze Himmelsheer siehst, die Sonne, den Mond und die Sterne, dann lass dich nicht verführen! Du sollst dich nicht vor ihnen niederwerfen und ihnen nicht dienen.“ (Dtn 4, 19) Sich nicht hinreißen lassen zur Verehrung, das ist hier gar nicht so einfach. Die Sterne sind ja zum Niederknien schön. Sterne, „ohne Zahl, sovielmal“, jedenfalls fern unserer lichtverschmutzten Großstädte strahlen sie überwältigend und tröstlich am nächtlichen Himmel. Die Himmelskörper des Tages und der Nacht sind wichtig und mächtig, sie dienen dem Leben, sie dienen seit jeher der Orientierung der Menschen in Raum und Zeit.

Auch aber hat der HERR genommen

Die Gestirne am Himmel sind im Weltbild der Antike, das Israel ja zunächst mit seinen Nachbarn teilt, auch räumlich JHWH am nächsten – näher als alle anderen mächtigen Lebewesen, die in den benachbarten Kulturen als Götter verehrt werden. Der Einfluss der assyrischen und babylonischen Astralkulte (Verehrung der Gestirne als Gottheiten) droht gerade darum, den Alleinverehrungsanspruch JHWHs zu unterhöhlen. Da gilt es, genau hinzuschauen, zu differenzieren und gut zu argumentieren. Die Bibel ist ja nicht einfach so ein Basta-Buch, im Gegenteil. Die Bibel ist eine Einladung zum Gespräch. „Der HERR, dein Gott, hat sie [die Gestirne] allen Völkern unter dem Himmel zugewiesen. Euch aber hat der HERR genommen und aus dem Schmelzofen, aus Ägypten, herausgeführt, damit ihr sein Volk, sein Erbbesitz werdet – wie ihr es heute seid.“ (Dtn 4, 19f.) Der Schöpfer der Sterne steht weit über den Gestirnen, die ein bedeutender Teil seiner guten Schöpfungsordnung sind, und ihre Verehrung hat er anderen, den Heidenvölkern, zudedacht. Mit Israel hingegen hat er eine besondere und bleibende Erwählungsgeschichte zum Bundesvolk und Erbbesitz begonnen, die die Unterwerfung unter und die Abhängigkeit von Astralgottheiten ausschließt.

Gott machte die beiden großen Lichter und die Sterne

Geradezu polemisch gegen die Verehrung des „Heeres des Himmels“ werden im Buch Genesis die Sterne und die anderen Himmelskörper als Lampen dargestellt, die von Gott bei der Schöpfung ins Firmament gehängt wurden. (Gen 1, 16) Den leuchtenden Himmelskörpern gibt der Schöpfer zugleich die Aufgabe, dem Schöpfungshaus und all seinen Bewohnern als großes Weltuhrwerk zu dienen, das Tag und Nacht, Monate und Jahre, Jahreszeiten und Festzeiten anzeigen soll. „Gott machte die beiden großen Lichter, das große zur Herrschaft über den Tag, das kleine zur Herrschaft über die Nacht, und die Sterne.“ (Gen 1, 16)

Heer des Himmels

Als Heer des Himmels werden in der Bibel vor allem die Sterne bezeichnet. Einerseits wäre ihre Verehrung verheerend und damit ist sie untersagt. Sie würde die menschliche Freiheit und das Gottsein des einen und wahren Gottes infrage stellen. Dass JHWH ein Heer des Himmels untersteht, ist damit aber nicht ausgeschlossen. Aus den Sternengottheiten der umgebenden Kulte können, in verschiedenen Schichten der Bibel, „Gottessöhne“ und „Engel“ werden. Die Sterne und alle Himmelskörper, „Sonne, Mond und Sterne“, sind auch in der bewusst nüchternen Spiegelung der Bibel mehr als nur nützliche, lebensdienliche Einrichtungen. Sie loben Gott, ziehen unsere Bewunderung und unsere Aufmerksamkeit auf sich, sie faszinieren; sie sind überaus staunenswert. Gott führte Abram „hinaus und sprach: Sieh doch zum Himmel hinauf und zähl die Sterne, wenn du sie zählen kannst!“ (Gen 15,5). Die Wunderwelt des Sternenhimmels wird zum göttlichen Unterpfand der Nachkommens- und Segensverheißung.

Ein Stern geht in Jakob auf

Die Bibel ist also offen für den unbestreitbaren, verheißungsvollen, beglückenden Glanz und die lebensfördernde Kraft der Himmelskörper, sie warnt aber vor jeder Verehrung und Abhängigkeit, vor jedem Astralfatalismus – „die Sterne sind unser Schicksal“. Umso bemerkenswerter, dass es im Neuen Testament und in unserer christlichen Tradition der eigenwillige, oder besser, der Gottes Willen folgende Stern von Betlehem, Mt 2, 1–11, zu einiger Prominenz gebracht hat! Die Magier, die Weisen aus dem Morgenland werden von Papst Leo im fünften Jahrhundert als die Vertreter der heidnischen Nationen gedeutet, die auch uns, „ecclesia ex gentibus“, Kirche aus den Heiden, den Weg zum Glauben und zum Gott Israels gewiesen und bereitet haben. „Ein Stern geht in Jakob auf“ (Num 24, 17) – folgen wir ihm!

„Als sie den Stern sahen, wurden sie von großer Freude erfüllt.“ (Mt 2, 10) Die Sterndeuter aus dem Osten folgten einem guten Stern – beglückende, erfüllende Leuchtkraft in dunkler Nacht. „Stern über Betlehem, zeig uns den Weg!“ Ich bin gespannt und freue mich schon auf die Weihnachtssterne des nächsten Jahres.

Susanne Sandherr

Die Magier aus dem Morgenland

Bekannt sind sie als die Heiligen Drei Könige. Doch beinahe jedes Wort dieser Bezeichnung ist legendarische Ausschmückung. Im biblischen Ursprung werden die Figuren, um die es geht, schlicht als „Magier“ bezeichnet, die aus dem Osten nach Jerusalem kommen (Mt 2, 1). Und mit diesem Wort fangen die Probleme an. Denn was sind Magier, griechisch *magoi*, lateinisch *magi*?

Ein schillerndes Wort

Im Griechischen bezeichnet *magoi* im engeren Sinne Priester einer im heutigen Iran angesiedelten Religion, im weiteren Sinn auch Personen mit übernatürlichem Wissen und ebensolchen Fähigkeiten, also Seher, Traumdeuter, Astrologen und Ähnliche. Über die Bedeutung des matthäischen Begriffs zerbrach sich auch der Dominikaner Jacobus de Voragine (1228/29–1298) in seiner berühmten Legendensammlung, der *Legenda aurea*, den Kopf. Für das Wort *magus* gebe es drei Bedeutungen – Betrüger, Zauberer, Weiser –, und jede könne auch auf die Könige zutreffen. Einige würden sie Betrüger nennen, weil sie den König Herodes betrogen hätten, indem sie nicht zu ihm zurückkehrten. Andere meinten, sie seien Zauberer gewesen, denen sich der Herr offenbart habe und die sich bekehrt hätten. Schließlich aber bedeute *magus* auch der Weise, griechisch *philósophos*, lateinisch *sa-*

piens. Offenbar haftete dem Wort von Anfang an etwas Unbestimmtes an, das zu allerlei Spekulationen und volkstümlichen Ausschmückungen einlud.

Ein prophetisches Vorbild

Jacobus de Voragine weiß noch mehr über die drei Weisen zu berichten. So nennt er sie „Nachkommen Bileams“. Mit dem Propheten Bileam benennt er ein alttestamentliches Motiv, das sich in der matthäischen Erzählung widerspiegelt. Wenn die drei Weisen in Jerusalem fragen: „Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern aufgehen sehen“, dann klingt darin eine Prophezeiung des Bileam an: „Ich sehe ihn, aber nicht jetzt, / ich erblicke ihn, aber nicht in der Nähe: / Ein Stern geht in Jakob auf, / ein Zepter erhebt sich in Israel“ (Num 24, 17). Durch diese motivische Verbindung webt Matthäus einen theologischen Gedanken in seine Erzählung hinein. So wie Bileam in der alttestamentlichen Chronologie noch vor den jüdischen Propheten den Messias weissagt, so erkennen die Magier aus dem Osten noch vor dem Volk Israel den Messias Jesus.

Plötzlich Könige

Einen weiteren biblischen Bezugspunkt zur Ausdeutung der geheimnisvollen Magier bietet Psalm 72. Dort heißt es: „Die Könige von Tarschisch und von den Inseln bringen Gaben, mit Tribut nahen die Könige von Scheba und Saba. Alle Könige werfen sich vor ihm nieder, es dienen ihm alle Völker“ (Ps 72, 10 f.). Indem dieser Vers auf die Magier bezogen wird, können sie zu Königen werden, und zwar zu drei Königen. Diese Zahl passt im Übrigen zu den drei Gaben Gold, Weihrauch und Myrrhe, von denen Matthäus berichtet (Mt 2, 11) und die auch den altkirchlichen Theologen Origenes veranlassten, von drei Königen zu sprechen; andere spätantike Quellen nennen zwölf Weise.

Der Prophet Jesaja wird herangezogen, um den Magiern ihre Rolle in der messianischen Heilsgeschichte zuzuweisen. „Nationen wandern zu deinem Licht und Könige zu deinem strahlenden Glanz“, heißt es da, und: „Aus Saba kommen sie alle, Gold und Weihrauch bringen sie und verkünden die Ruhmestaten des Herrn“ (Jes 60, 3.6). Mit den Magiern, die auch hier zu Königen werden, beginnt gleichsam die endzeitliche Völkerwallfahrt, bei der alle Völker zum Haus JHWHs pilgern. Auf der einen Seite fügen diese innerbiblischen Bezüge den Figuren der Magier Attribute hinzu, die der Evangelist Matthäus möglicherweise im Hinterkopf hatte, aber nicht aufgeschrieben hat. Auf der anderen Seite unterstreichen sie die Würde und Hoheit des neugeborenen Kindes, dem sogar Könige huldigen, und geben ihm von klein auf eine Bedeutung für alle Völker.

Ein magischer Weg

Nach dem Matthäusevangelium kehrten die Magier auf einem anderen Weg in ihre Heimat zurück, da ein Engel ihnen geboten hatte, nicht zu Herodes zurückzukehren und ihm den Aufenthaltsort des Kindes zu nennen. Biblisch verliert sich hier die Spur der Magier. Doch auf wunderbare Weise tauchen sie später wieder auf – als Reliquien in Mailand. Kaiserin Helena, so wird berichtet, habe die Gebeine zuerst nach Konstantinopel geholt. Von dort seien sie unter Bischof Eustorgius nach Mailand gekommen; dort lassen sie sich geschichtlich zum ersten Mal nachweisen. Nachdem Kaiser Friedrich Barbarossa Mailand erobert hatte, schenkte er die Reliquien 1164 seinem Kanzler Rainald von Dassel, der sie nach Köln überführte, wo sie seither verehrt werden. Dies war indes mehr als eine Freundschaftsgabe. Durch die Reliquien der „ersten christlichen Könige“ sollte das deutsche Reich sakral legitimiert werden – auch ohne päpstlichen Segen. Die Magier waren zu politisch instrumentalisierten Reichsheiligen geworden ...

Segen statt Magie

Das hierzulande bekannteste Brauchtum, das die Weisen aus dem Osten alljährlich lebendig werden lässt, ist das Sternsingen. Als Könige verkleidete Kinder ziehen durch die Straßen, bringen zum neuen Jahr den Segen in die Häuser und sammeln für notleidende Kinder in der ganzen Welt. Als Segenszeichen schreiben sie „20 + C * M * B + 23“ an die Türen. Die Buchstaben stehen für den Satz „Christus Mansionem Benedicat“, Christus segne dieses Haus. Volkstümlich werden sie jedoch auch als Caspar, Melchior und Balthasar gedeutet. Denn auch Namen haben die ursprünglich so vage beschriebenen Magier im Laufe der Jahrhunderte erhalten. Jacobus de Voragine weiß auch zu berichten, wie sie auf Hebräisch und auf Latein hießen. Für eine geistliche Deutung der Erzählung der drei Weisen könnte die Namensgebung indes hinderlich sein. Denn die matthäische Unbestimmtheit kann als Einladung gelesen werden, sich selbst, durchaus im Sinne der Völkerwallfahrt, mit den Magiern aus dem Osten zu identifizieren. Dann heißt es, egal in welcher Himmelsrichtung, auf die Sterne im Leben zu achten, dem Herrn zu huldigen und sich gelegentlich durch Träume einen neuen Weg weisen zu lassen.

Stefan Voges

Stern über Betlehem

Zeig uns den Weg

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 59f.

Dieses Lied (GL 261) habe ich wohl nur deshalb kennen und auch lieben gelernt, weil die Kinder es am Heiligen Abend eingefordert haben. Nun gehört es schon lange zu unserem Repertoire vor der Krippe. Der Organist und Kantor Alfred Hans

Zoller (1928–2006) hat 1963 Text und Melodie verfasst. Beliebt ist „Stern über Betlehem“ auch als Sternsingerlied rund um das Fest Erscheinung des Herrn am 6. Januar.

Leuchte du uns voran, bis wir dort sind

Vier Strophen mit vier paargereimten Versen, alles ist einfach und eingängig, die Melodie, die Worte, und nichts ist flach, denn das Lied folgt der hochdramatischen und dichten matthäischen Weihnachtserzählung von der Huldigung der Sterne deuter (Mt 2, 1–12). Die erste und vierte Zeile jeder Strophe beginnen jeweils mit der Anrede „Stern über Betlehem“. In der ersten Strophe wird der Stern gebeten, „uns“ den Weg zur Krippe zu zeigen, „leuchte du uns voran, bis wir dort sind“. Dass der Stern von Betlehem von uns angesprochen werden kann und mit seinen Bewegungen und seinem Licht zu uns spricht, dass wir also in die Wanderschuhe der weit gereisten Sterne deuter schlüpfen dürfen, die unablässig im Gespräch mit dem wegweisenden Wunder-Stern stehen, ist der tragende Einfall des Liedes.

Nun bleibst du stehn

Ein neuer Stern ist am Himmel aufgegangen, das signalisiert in der Antike die Geburt einer bedeutenden Persönlichkeit. Die Sterne deuter rechnen also zunächst mit der Geburt eines hochgestellten, eines Königskindes. Im Matthäus-Evangelium heißt es vom zweiten Wegstück der Magier aus dem Morgenland, die, begreiflich, aber fast fatal, zunächst in Jerusalem und bei König Herodes gelandet waren, dann aber von den Hohepriestern und Schriftgelehrten auf die Davidstadt Betlehem aufmerksam gemacht wurden (Mt 2, 4–6): „Und siehe, der Stern, den sie hatten aufgehen sehen, zog vor ihnen her bis zu dem Ort, wo das Kind war; dort blieb er stehen.“ (Mt 2, 9) Entsprechend bleibt in der

zweiten Liedstrophe der Stern über Bethlehem stehen „und lässt uns alle das Wunder hier sehn“.

Das Königskind im Futterkasten

Ein Königskind in einem Futterkasten für Tiere, das ist wirklich verwunderlich. Eine Geburt im Stall, das Christ-Kind in der Krippe. Eine Enttäuschung? Wenn man das Wort recht versteht, ja. Offenheit für das Unerwartete, Neue, für das Wunder, „das da geschehen, was niemand gedacht“ (2. Strophe), bedeutet eben auch, Ent-Täuschung zuzulassen und zu wagen, alte Illusionen aufzugeben, verfestigte Täuschungen und Selbsttäuschungen loszulassen. Im Licht des Sterns über Betlehem!

Wir bleiben hier

In der dritten Strophe folgt der Dank an den Stern, der „uns hergeführt“, ans Ziel gebracht hat. Die Strophe endet mit dem Versprechen: „Stern über Betlehem, wir bleiben hier!“ Die Erfahrung mit dem guten Stern, der nach Betlehem führte, soll keine Episode sein; der Stern über Betlehem soll als Leitstern das Leben prägen. Eine Freude, die nicht flüchtig ist, sondern trägt und bleibt. „Als sie den Stern sahen, wurden sie von sehr großer Freude erfüllt.“ (Mt 2, 10)

Schein auch zu Haus

Die Rückkehr nach Hause, die dem Stern angekündigt wird (4. Strophe), steht nicht im Widerspruch zum Versprechen des Bleibens (3. Strophe), sondern will dieses Versprechen einlösen. Der helle Schein des Sterns bleibt im Blick und im Herzen und drängt nach Weitergabe, nach Hingabe: „und was uns froh gemacht, teilen wir aus, / Stern über Betlehem, schein auch zu Haus“.

Susanne Sandherr

Einblick ins Wunder: die Sternwarte des Vatikans

Ob wir wohl allein sind im Universum? Oder gibt es noch Planeten mit ähnlichen Bedingungen wie die Erde? „Ich habe keine Daten, also auch keinen Grund, das zu glauben oder nicht zu glauben. Ich denke aber, dass es wert ist, danach zu suchen. Vielleicht sind wir wirklich einzigartig im Universum, vielleicht auch nicht.“ Das ist die Meinung von Guy Consolmagno, Jesuit aus den USA und seit 2016 Leiter der Vatikanischen Sternwarte in Castel Gandolfo. Was die physikalischen Bedingungen angeht, sei es durchaus wahrscheinlich, dass es auch Planeten wie die Erde gebe, ist Consolmagno überzeugt. Wie dem auch immer sei, für den Theologen und Astronomen ist jedoch klar, „dass das Gesetz von Gut und Böse auch außerhalb der Erde gilt“. Wenn Gott im Weltall noch weitere Wesen erschaffen und ihnen einen freien Willen verliehen habe, dann sei eine Beziehung zu Gott möglich, ebenso wie deren Ablehnung. Wenn also eine weitere intelligente Spezies wie der Mensch einen freien Willen habe und die Beziehung zu Gott brechen könne, „dann braucht sie genauso wie wir Erlösung“.

Auftrag zur Forschung

Doch ist die Suche nach außerirdischem Leben nur ein winziger Teil der Arbeit der vatikanischen Astronomen. Seit 1935 betreiben überwiegend Jesuiten in Castel Gandolfo astronomische Forschungen, beobachten den Himmel und veröffentlichen Fachartikel. Doch hat die Beobachtung der Sterne zunächst eine zutiefst geistliche Dimension, sagt Consolmagno. „Die Schönheit, die wir in den Sternen finden, ist nicht nur eine äußere. Sie spricht Sehnsüchte in unserer Seele an“, so der Wissenschaftler. Der Blick durch das Teleskop sei der Einblick in die Wunderwerke

Gottes. Glaube und Wissenschaft sind daher für den Jesuiten kein Gegensatz, vielmehr ergänzen sie sich, treten in einen fruchtbaren Dialog. Die Wissenschaft sei nicht in der Lage, die Existenz Gottes zu beweisen, denn „das ist auch nicht ihre Aufgabe. Ein Gott, der wissenschaftlich erklärt werden könnte, wäre weniger als Wissenschaft – und damit auch nicht der Gott, an den wir glauben“, sagt der Jesuit.

1576 gegründet

Wissenschaftler und Astronomen stehen schon seit den ersten Jahrhunderten in den Diensten der Päpste. Das Konzil von Nizäa hatte 325 entschieden, den Ostertermin jeweils auf den Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond festzulegen. Um diese Daten genau bestimmen zu können, arbeiteten „Sterndeuter“ im päpstlichen Auftrag. Papst Gregor XIII. begründete 1576 die Vatikanische Sternwarte. Zunächst befand sich die Sternwarte in dem eigenen dafür erbauten „Turm der Winde“ neben dem Apostolischen Palast. Durch ein Loch in der Wand fällt dort pünktlich um 12 Uhr der Sonnenstrahl auf eine im Boden eingezeichnete Meridianlinie. Der wissenschaftlich interessierte Papst Gregor XIII. war es auch, der eine Kalenderreform durchführte und die dafür notwendigen Berechnungen anstellen ließ. Über Jahrhunderte forschten Sternkundige in den Mauern des Vatikans – bis Anfang des 20. Jahrhunderts, denn dann wurde der Himmel über der Ewigen Stadt auch in der Nacht zu hell. Die „Lichtverschmutzung“ erschwerte die Forschungen erheblich. Dass dies nun sogar auch für die Gegend um Castel Gandolfo gilt, führte zur Auslagerung der mittlerweile riesigen Teleskope im Dienst des Papstes. Am Mount Graham in der Wüste des US-Bundesstaates Arizona steht das Vatican Advanced Technology Telescope (VATT), das in Zusammenarbeit mit der Universität von Arizona in Tucson betrieben wird. Die Arbeits- und Verwaltungsräume des Papstobservatoriums sind in Castel Gandolfo verblieben. Dort befindet sich auch noch das 1957 eingeweihte

fünf Meter lange „Schmidt-Teleskop“, benannt nach seinem Erfinder, einem deutschen Optiker. Mit den Teleskopen haben die vatikanischen Astronomen die Position von Hunderttausenden Sternen bestimmt und mehrere Tausend Fotos gemacht. Viele dieser Daten haben sich als ausgesprochen wichtig und hilfreich für andere Wissenschaftler erwiesen.

Meteoritenmuseum

Durch das „Schmidt-Teleskop“ hatte Papst Paul VI. 1969 die Mondlandung beobachtet. Von der Sternwarte aus sandte er auch eine Radiobotschaft an die Astronauten. Im Februar 1972 hatten die bislang letzten Astronauten, die auf dem Mond gelandet waren, auch eine Gesteinsprobe mitgenommen und anschließend dem Papst überreicht. Diese sind zusammen mit über 1 000 Meteoriten-Teilchen im kleinen Museum der Sternwarte zu bewundern. In der Schatzkammer der rund 22 000 Bände umfassenden Bibliothek ruhen einige Originalhandschriften von Kepler, Newton, Galilei und Kopernikus. Sie gehörten zu den Pionieren ihrer Zunft. Auch Guy Consolmagno hat schon viele Preise und Auszeichnungen für seine Forschung erhalten. Der 1989 in den Jesuitenorden eingetretene Astronom war an verschiedenen Stationen tätig und hatte Lehraufträge an verschiedenen Universitäten.

Website der Sternwarte

Unter www.vaticanobservatory.org präsentiert das Observatorium seine Geschichte und Forschungstätigkeit an den Standorten im Castel Gandolfo und im US-Bundesstaat Arizona. Dort sind in einer Datenbank zahlreiche Artikel zu Wissenschaft und Glaube zu finden, ein Pressespiegel, Informationen für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie ein Podcast und diverse Kalender für astronomische und akademische Ereignisse.

Marc Witzenbacher

Versammlung und Einzug als Symbolhandlung

Wenn wir in die „Feier der Gemeindemesse“ des Messbuchs schauen, beginnt diese mit dem Satz: „Die Gemeinde versammelt sich.“ Dies mag auf den ersten Blick lapidar erscheinen. Schaut man in den vorkonziliaren Ritus, dann beginnt dort die Feier mit dem Einzug und der Kniebeuge des Priesters, die „alle“ mitvollziehen sollen. Die heutige Ordnung stellt bewusst die Versammlung der Gemeinde in den Vordergrund, bevor vom Priester die Rede ist.

Versammlung der Kirche

In der vorkonziliaren Liturgie konstituierte das Handeln des Priesters die Feier. Die Gläubigen, ob nun als Einzelne oder als ganze Gemeinde, traten hinzu, auch wenn selbstverständlich blieb, dass jeder Gottesdienst *für* die Gemeinde gefeiert wurde und nicht für den Priester selbst. Im Extremfall genügte die Anwesenheit eines Messdieners als minimale Repräsentanz der Gemeinde.

Heute wird deutlicher: Jeder Gottesdienst ist ein Handeln der „Kirche“. Das hinter „Kirche“ stehende lateinische Wort „Ekklesia“ bedeutet die „Herausgerufenen“ und bezeichnet einen Sammlungsakt. Schon im Alten Testament ist Gott derjenige, der Israel zusammenrufen lässt, damit es sein Wort hört (Ex 19, 7 f.; Dtn 5, 1; Neh 8, 3). Die junge Christengemeinde versteht sich in Kontinuität zu dieser Erwählung. Sie weiß sich nicht nur von Gott gerufen, sondern das Motiv für die Versammlung ist die Feier von Leben, Tod und Auferstehung Jesu selbst. Deshalb bezeichnet der Vorgang des Versammelns im Neuen Testament mehrfach den Gottesdienst (z. B. Apg 20, 7 und 1 Kor 11, 17–22) – und in der späteren griechischen Tradition sogar die ganze Messfeier, die im Namen Jesu Christi gefeiert wird. Es versammeln sich, die durch

die Taufe in Tod und Auferstehung Jesu eingegliedert worden sind und deshalb Anteil am grundlegenden sakramentalen „Leib Christi“, der Kirche, haben.

In den letzten Monaten in der Pandemie ist für viele schmerzhaft deutlich geworden, was es bedeutet, sich nicht mehr oder nur sehr eingeschränkt versammeln zu können. Nicht direkt mit denen feiern zu können, die mit uns zusammen in der Gemeinde Christinnen und Christen sind, ist nicht allein sozial ein Manko. Denn wir brauchen den und die anderen, um die Gegenwart Christi zu erfahren, indem wir erleben, dass wir eine Glaubensgemeinschaft sind. Alle virtuellen Formen der Mitfeier waren sehr wichtig, aber die gemeinschaftliche Erfahrung war nur begrenzt möglich – und damit fehlte ein wesentlicher Aspekt des Gottesdienstes.

Formen der Sammlung und des Einzugs

Das christliche Altertum kannte zwei Grundformen dieser Sammlung der Gläubigen zum Gottesdienst, die wir auch heute noch antreffen können. In der einen versammeln sich Gemeinde und Klerus an einem Ort und ziehen gemeinsam zu einer Kirche, in der die Messe gefeiert wird. Wir kennen dies heute noch am Palmsonntag, wenn die Form des Einzugs mit einer Prozession gewählt wird. Dabei dient die durch Gesang begleitete Bewegung aller Gläubigen nicht allein der Fortbewegung, sondern sie soll helfen, sich auch innerlich auf die Feier einzulassen und in ihr Geheimnis einzutreten. Der Bewegungsvollzug ist somit Grundlage für den inneren Vollzug.

In der zweiten Form versammelt sich die Gemeinde in der Gottesdienstkirche. Der Klerus zieht dann in Prozession in die versammelte Gemeinde ein. Dies kann in größter Schlichtheit geschehen wie heute noch am Karfreitag, wo währenddessen einfach Stille herrscht. Dies kann aber auch in erheblicher Prachtentfaltung geschehen, besonders bei bischöflichen Gottesdiens-

ten. Selbst wenn dann stärker die hierarchische Gliederung der Gemeinde betont wird, bleibt jedoch die Versammlung der Gemeinde konstitutiv. Und es geht bei dieser Form darum, dass die Gläubigen über das Sehen den Einzug der besonderen Dienste *innerlich* mitvollziehen und sich der Feier öffnen.

Hinter beiden Formen steht die Ahnung, dass wir einige Zeit benötigen, unseren Alltag hinter uns zu lassen und uns auf die Feier einzulassen, um Gott in der Feier begegnen zu können.

„Einstimmung“ in die Feier

Dass es sich stets immer nicht allein um eine Bewegung und damit einen mehr technischen Vorgang handelt, sondern es um ein geistliches „Eintreten“ in die Feier geht, wird am Gesang deutlich. In der lateinischen Form unserer Messfeier werden alle Prozessionen (Einzug, Gabenbereitung und Kommunion) vom Gesang begleitet, der nicht auf das sichtbare Geschehen selbst Bezug nimmt, sondern seine spirituelle Dimension umkreist. Zum Einzug (Introitus) wird ein passender Psalm zum Singen gewählt, umrahmt durch die entscheidende Antiphon, die schon das „Thema“ des Tages, das „Festgeheimnis“ anklingen lässt. Der ins Deutsche übertragene Text der Introitus-Antiphon findet sich als „Eröffnungsvers“ im deutschen Messbuch und in MAGNIFICAT entsprechend an Sonn- und Festtagen zu Beginn des Formulars. Heute empfiehlt sich zur Begleitung des Einzugs ein Wechselgesang oder ein Lied, die inhaltlich in die Feier einführen. Es gilt, die Aufmerksamkeit nicht auf die einziehenden Personen zu ziehen, sondern auf das gesamte Feierguschehen und seinen Inhalt!

Kreuzzeichen und Eröffnungsformel

Die beiden benannten Aspekte der Versammlung im Namen Gottes und der Gegenwart Christi kommen gut in den ersten Worten

der Messe zum Ausdruck. Das gemeinsam vollzogene Kreuzzeichen wird begleitet von: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen“, weil wir uns im Namen des dreifaltigen Gottes versammeln, auf den wir getauft sind.

Der nachfolgende Ruf und Gruß des Priesters „Der Herr sei mit euch“ versichert – als Wunsch ausgedrückt –, dass Jesus Christus in der Gemeinde gegenwärtig ist. Die Antwort der Gemeinde „Und mit deinem Geiste“ sagt das Gleiche dem Zelebranten zu. Wir alle sind Getaufte und sprechen einander die Gegenwart Christi zu, der durch uns wirkt, wenn wir im Gottesdienst handeln. Schon vor Wortgottesdienst und Eucharistieteil sind wir so gewiss, dass wir in der Feier Christus begegnen können.

Friedrich Lurz

Seliger des Monats: Gottfried von Cappenberg

Gebohren wurde Gottfried von Cappenberg im Jahr 1097 auf dem prächtigen westfälischen Schloss Cappenberg (auch Kappenberg) an der Lippe. Er war Sohn eines Grafen mit großen Besitztümern. Gottfried heiratete 1120 Jutta von Werl, die Tochter des Grafen Friedrich von Arnsberg. Mit ihr lebte er auf dem Schloss und war als gottesfürchtiger Mensch bekannt und beliebt. Man schätzte ihn auch als Wohltäter, der für Kranke und Arme sorgte. Doch belastete ihn zunehmend sein großer Besitz, die damit verbundenen Verpflichtungen und Sorgen zehrten an ihm. Nach einer Begegnung mit dem heiligen Norbert von Xanten (1080–1134), dem Gründer des Prämonstratenserordens, der in dieser Zeit Westfalen bereiste und einige Zeit auf dem Schloss Cappenberg verbrachte, war Gottfried von Norbert und seiner konsequenten Lebensführung so beeindruckt, dass er sein Schloss in ein Kloster umwandeln und selbst Mönch werden wollte.

Vom Schloss zum Kloster

Gottfried zögerte jedoch, denn er sah in seinem Erbe und in seiner glücklichen Ehe mit Jutta ebenso eine Aufgabe, die ihm von Gott gestellt war. Doch ließ ihn die Idee nicht los. Es folgte eine lange Zeit der Bedenken und Auseinandersetzungen. Seine Frau Jutta und seinen Bruder Otto weihte er in die Pläne ein; sie waren aber nicht begeistert. Sein Schwiegervater versuchte bis zu seinem Tod mit allen Mitteln, Gottfried von den Plänen abzubringen. Schließlich setzte Gottfried sich durch; das Schloss wurde 1122 zu einem Prämonstratenserkloster, in das er und sein Bruder Otto eintraten. Jutta trat eher widerwillig in ein Frauenkloster ein, das am Fuße des Schlossbergs lag. In der kommenden Zeit entstanden in den Ländereien Gottfrieds weitere Ordensniederlassungen.

Radikale Wende

Dieser Schritt verwandelte Gottfrieds Leben radikal. Aus dem umsichtigen Großgrundbesitzer wurde ein folgsamer und bescheidener Mönch. Er ordnete sich den Anweisungen seines Abtes Norbert unter und setzte diese auch im Kloster durch. Als Norbert zum Erzbischof von Magdeburg ernannt wurde, sollte Gottfried Norberts Aufgaben übernehmen und Abt des Klosters Cappenberg werden. Gottfried reiste nach Magdeburg, musste aber wegen plötzlicher Krankheit wieder die Heimreise antreten. Er starb am 13. Januar 1127, erst dreißig Jahre alt, in seiner Gründung Kloster Ilbenstadt in der Wetterau. Schon kurz nach seinem Tod wurde Gottfried von Cappenberg durch den Prämonstratenserorden verehrt. Eine offizielle Heiligsprechung hat jedoch nie stattgefunden. In den Diözesen Münster und Mainz ist der 13. Januar ein nichtgebotener Gedenktag für Gottfried von Cappenberg. Nach ihm sind Kirchen in Münster und Butzbach sowie in einem Teilort von Cappenberg benannt. Im Jahr 2022 feierte die Kirchengemeinde St. Johannes Evangelist in Cappenberg unter

dem Motto „Gottfrieds Stiftung“ das Jubiläum 900 Jahre Kloster Cappenberg.

Marc Witzenbacher

Gebetswoche mit Texten aus Minnesota

Für die Gebetswoche für die Einheit der Christen vom 18.–25. Januar haben in diesem Jahr Christinnen und Christen aus dem Bundesstaat Minnesota in den Vereinigten Staaten von Amerika die Texte vorbereitet. Sie stehen unter dem Motto „Tut Gutes! Sucht das Recht!“. Das Thema basiert auf einem Vers aus dem ersten Kapitel des Buches Jesaja: „Lernt, Gutes zu tun! Sucht das Recht! Schreitet ein gegen den Unterdrücker! Verschafft den Waisen Recht, streitet für die Witwen!“ (Jes 1, 17). Der Rat der Kirchen in Minnesota folgt darin der Botschaft des Propheten, dass Gott das Recht und die Gerechtigkeit von allen verlangt, und zwar zu jeder Zeit und in allen Bereichen des Lebens. In einer Welt voller Herausforderungen und Spaltungen sei dies eine zentrale Forderung, ist der Rat der Kirchen sicher. Allein aus der Liebe Gottes zur Welt und zu den Menschen können wahre Gerechtigkeit, Recht und Einheit gedeihen, heißt es in den Vorbereitungstexten. Das Gebet soll von der Hoffnung genährt werden, dass Gott Frieden und Einheit schaffen wird, und es soll zu konkreten Taten auf diesem Weg führen.

Gemeinsames Gebet mit Allianz

Der zentrale Gottesdienst zur Gebetswoche für die Einheit der Christen wird am Sonntag, 22. Januar 2023, 17.00 Uhr, im Gemeindezentrum der Freien evangelischen Gemeinde Frankfurt, Oeder Weg 6, 60318 Frankfurt am Main, gefeiert. Die Arbeitsge-

meinschaft Christlicher Kirchen (ACK) in Deutschland, die ACK Hessen-Rhein Hessen und die ACK Frankfurt laden hierzu herzlich ein. Die ACK ruft dazu auf, an möglichst vielen Orten gemeinsam mit anderen Konfessionen die Gebetswoche zu gestalten. Zudem bittet sie darum, die Gebetswoche auch mit der Gebetswoche der Evangelischen Allianz zu verbinden, die traditionell eine Woche vorher stattfindet und in diesem Jahr vom 8.–15. Januar unter dem Thema „Joy – Damit meine Freude sie ganz erfüllt“ begangen wird (Infos unter www.allianzgebetswoche.de). ACK und Evangelische Allianz sehen hierin eine große Chance, 14 Tage gemeinsam für die Einheit zu beten. Für den Übergang und das gegenseitige Wahrnehmen wurde auch ein gemeinsames Gebet formuliert, das auf der Seite www.gebetswoche.de abgerufen werden kann. Dort finden sich auch alle Materialien für die Vorbereitung und Durchführung der Gebetswoche für die Einheit der Christen. Ein Heft mit dem Gottesdienst sowie Plakate für eigene Veranstaltungen wurden vom Verlag Butzon & Bercker gedruckt und können über den Buchhandel bezogen werden (Preise: Plakat 1,00 €; Gottesdienstheft einzeln 2,50 €, ab 10 Stück 1,00 €, ab 100 Stück 0,50 €); Bestellungen unter www.butzon-bercker.de oder per E-Mail an service@bube.de.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Februar 2023

Symbole des Glaubens
Wüste

So spricht der HERR, der Gott Israels:
Lass mein Volk ziehen, damit sie mir
in der Wüste ein Fest feiern können!

Buch Exodus – Kapitel 5, Vers 1

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

Zum Titelbild

Versuchung Jesu

Stuttgarter Psalter, Saint-Germain-des-Prés,
erste Hälfte 9. Jahrhundert,
Württembergische Landesbibliothek Stuttgart,
Cod. bibl. 2° 23, fol. 107v,
© Württembergische Landesbibliothek Stuttgart

Der Stuttgarter Psalter ist ein sehr frühes Beispiel qualitätvoller Buchmalerei, denn es handelt sich um eine karolingische Psalmenhandschrift. Er wurde zwischen 820 und 830 in der Benediktinerabtei Saint-Germain-des-Prés bei Paris geschrieben und illuminiert.

Die Handschrift präsentiert sich heute mit 168 Pergamentblättern im Format 26,5 x 17,5 cm. Vier Streifen von ursprünglich zum Manuskript gehörigen Blättern werden separat in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart aufbewahrt.

Der Text der 150 Psalmen in der lateinischen Vulgatafassung ist in gleichmäßiger karolingischer Minuskel geschrieben und wird von 316 farbigen Miniaturen illuminiert, die streifenförmig in den Text eingebunden sind und sich auf die Verse darüber oder darunter beziehen.

Antikes Formgut wird von den ausdrucksstarken Miniaturen rezipiert, es finden sich aber auch theologische Hinweise auf andere Bibelstellen, insbesondere zum Leben Jesu, oder frühmittelalterliche Alltagsschilderungen.

Über Auftraggeber und weitere Besitzer der Handschrift wissen wir nichts. Wahrscheinlich holte Herzog Carl Eugen von Württemberg (1728–1793) sie nach Stuttgart, wo sie demnach seit über 200 Jahren zu Hause ist.

Die Versuchung Jesu wird auf einem kleinen Hügel dargestellt, wo der Versucher ihm entgegentritt und die Engel ihm dienen.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Wenn ich an vergangenen Sommer denke, wird mir beim Stichwort Wüste angst und bange. Kaum noch Grün auf den Wiesen; Staub, der vom Wind aufgewirbelt wird; der Rheinpegel unter einem Meter. Die Meteorologen haben einen neuen Terminus eingeführt: *Wüstentage*. Für Tage, an denen die Höchsttemperatur 35° C überschreitet. Ihre Anzahl war über den letzten Sommer mancherorts zweistellig. Wie kann ich, können wir umgehen mit dieser Wirklichkeit?

Hilft die Rolle, die die Wüste in Bibel und Überlieferung spielt, beim Umgang mit der Klimakrise? Zum einen gibt es eine andere, geistliche Art Wüstentage, wo es nicht um Hitze geht; Charles de Foucauld hat dabei Pate gestanden (siehe S. 314–317). Sich in einer richtigen Wüste aufzuhalten, ist dazu hilfreich, notwendig aber nicht. Man kann sie auch im Wald, in den Bergen, am Meer begehen. Wichtig ist die innere Haltung, die Bereitschaft, mit sich selbst und den eigenen Gedanken *allein* zu sein. Zum anderen ist ja die Wüste der Ort, wo JHWH und das Volk einander erstmals begegnet sind (siehe S. 311–313). Gibt uns die Zukunft in einer klimatisch veränderten Welt Gelegenheit, Solidarität und Zusammenhalt neu zu lernen bzw. zu vertiefen? Ansätze gab es schon während der Corona-Pandemie. Wie viele Menschen haben sich da um andere gekümmert! Unter jungen Leuten hat ohnehin das Bewusstsein Raum gegriffen, dass materieller Wohlstand weniger zu einem glücklichen Leben beiträgt als der Kontakt zu anderen Menschen.

„Eine Stimme ruft: In der Wüste bahnt den Weg des Herrn!“, heißt es in Jes 40, 3. Den Weg durch die Krise als Wüstenwanderung zu begreifen, der Menschen einander näherbringen, ja, vielleicht sogar neue Gotteserfahrungen ermöglichen kann – ist das für Sie eine denkbare Perspektive?

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Jesus, der Mensch

Der Stuttgarter Psalter zeigt zum Text von Ps 91 insgesamt drei Miniaturen, zwei sind auf einer Seite abgebildet (*s. Innenkarte*). Der obere Bildstreifen auf unserem Titelbild zeigt die Versuchung Jesu, wie sie Mt 4,1–11 par darstellt. Zu Beginn wird Jesus hier vom Geist in die Wüste geführt, wo er vierzig Tage und vierzig Nächte fastet (dies ist der Ursprung der vierzig Tage dauernden Vorbereitungszeit auf Ostern) und hungrig wird. Die Wüste bricht den Menschen auf für seine Sehnsüchte und Bedürfnisse, sie ist der Ort der Versuchung, aber auch der Gottesbegegnung.

Alle Reiche der Welt

In der zweiten Versuchungsszene wird Jesus vom Versucher auf die Zinne des Tempels in Jerusalem geführt. Er fordert ihn auf, sich hinabzustürzen zum Zeichen dafür, dass er wirklich der Sohn Gottes ist. Und dann kommt das Erstaunliche: Der Teufel zitiert die Heilige Schrift, er nimmt Ps 91, 11 f. in den Mund: „Seinen Engeln befiehlt er um deinetwillen, und: Sie werden dich auf ihren Händen tragen, damit dein Fuß nicht an einen Stein stößt“ (Mt 4, 6).

Und dieses Zitat von Ps 91 ist der Grund, warum mitten im Text dieses Psalms die Szene der Versuchung Jesu dargestellt wird. Der lateinische Text steht in den beiden Zeilen über und in den beiden Zeilen unter der Miniatur und ist auf der Innenkarte zu lesen.

Dargestellt ist in diesem Miniaturstreifen aber seltsamerweise die dritte Versuchungsszene: Diese spielt nämlich auf einem „sehr hohen Berg“ (Mt 4, 8), der hier als grüner Hügel wiedergegeben ist. Der Teufel zeigt Jesus alle Reiche der Welt mit ihrer Pracht. Diese sind hier in Gestalt von goldenen Gerätschaften gezeigt (im Ausschnitt goldene Ringe und Teller, links daneben Kanne und Schale, *s. Innenkarte*). Jesus steht auf dem Gipfel des Hügel in

souveräner Pose mit dem Evangelienbuch in der Linken. Das helle Untergewand ist mit Goldclavi, senkrechten goldenen Streifen, verziert, und mit der roten Tunika, die er darüber trägt, hält er das Buch. Vor dem blauen Hintergrund hebt sich der Heiligenschein ab. Jesus schaut den Teufel direkt an und streckt ihm die Rechte entgegen. Der dunkel gehaltene Versucher mit Flügeln hat ihn aufgefordert, sich vor ihm niederzuwerfen und ihn anzubeten, um die Herrschaft über die Welt zu erlangen. Doch Jesus kontert mit einem Schriftwort (er hat die Heilige Schrift auf seiner Seite): „Den Herrn, deinen Gott, sollst du anbeten und ihm allein dienen“ (Mt 4, 10, vgl. Dtn 6, 13).

Der Teufel hat zwar noch nicht aufgegeben und blickt dem Herrn frech ins Gesicht, aber der gesenkte Schürhaken markiert schon den Ausgang des Duells. Mit der rechten Hand weist er auf einen zweiten Versucher, der bereits die Flucht ergriffen hat (*s. Innenkarte*).

Engel dienen ihm

Die Szene endet damit, dass der Teufel von Jesus ablässt und Engel kommen und Jesus dienen. Diese sind auf der gegenüberliegenden Seite zu sehen. Es sind zwei Engel mit verschiedenfarbigen Nimben. Sie sind auf die Knie gesunken und heben den Blick zum Herrn empor. Sie bezeugen ihn als Sohn Gottes, den sie anbeten und dem sie dienen. Als besonderen Clou hat der Maler dem vorderen eine blau-weiße Sphäre in die Hand gegeben, er reicht sie mit verhüllten Händen dem Herrn dar. Es ist das Symbol der Weltherrschaft, die allein Gott zukommt, nicht dem Teufel, und für die Gott den Teufel auch nicht braucht.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, dass die zweite Miniatur zu Ps 91 (der untere Bildstreifen auf der Innenkarte) Christus als siegreichen Krieger zeigt, der auf Löwen und Drachen tritt (in das aufgerissene Maul des Drachens stößt er einen Speer), und damit auf Ps 91, 13 verweist. Die ungewöhnliche

Darstellung Christi ist durch den Kreuznimbus und durch das Evangelienbuch in der ausgestreckten Linken eindeutig zuzuordnen. Hier ist ebenfalls ein huldigender Engel zu sehen, auf der anderen Seite aber die Hand Gottes, die den Sohn aus dem Himmel bestärkt.

Versuchung des Herrschens

Vielleicht oszilliert die Versuchungsgeschichte zwischen den menschlichen Fantasien Jesu und seiner göttlichen Klarheit. Wenn wir im Bild bleiben, warum sollte er nicht nach vierzig (eine hochsymbolische Zahl, so viele Jahre irrte das Volk Israel durch die Wüste, vgl. Num 32, 13) Tagen des Fastens Hunger gehabt haben und sich gewünscht haben, dass aus den Steinen um ihn herum Brote werden? Vielleicht hat er im Hungerdelirium mit Gedanken gespielt, wie dass ihn doch Engel vor Schaden bewahren müssten. Warum sollten nicht auch ihn Allmachtsfantasien ergriffen haben, ja sogar der Gedanke, dass es ein Ausweg sein könnte, den Widersacher zu Hilfe zu rufen. Wer dies komplett ausschließen würde, der würde die menschliche Natur Jesu nicht ernst nehmen. Entscheidend ist, dass er diesen Versuchungen nicht nachgibt! Hier zeigt sich seine göttliche Stärke, und genau deshalb kann er auch uns Beispiel und Vorbild sein: Er hat als Mensch gelebt wie wir, in allem uns gleich, er ist versucht worden und hat menschliche Zwiespälte gekannt. Aber er ist stets auf der Seite Gottes geblieben. Er hat sich niemals dem Dunkel, niemals dem Bösen zugewandt. Er hat sich niemals von Gott abgewandt. Auf diese Weise kann er uns den Weg zeigen. Den Weg, der zu einem erlösten Menschsein führt. Den Weg, der Gottes Kraft und Stärke mitten im Menschsein erweist.

Heinz Detlef Stäps

Wüste

Wüst und leer, alles verwüstet, eine einzige Wüste: Wüsten haben keine gute Presse. Die Bibel ist dabei? So scheint es. Das hebräische Nomen midbar bezeichnet trockene oder halbtrockene Gebiete, die wegen ihrer Wasserarmut für Landwirtschaft und bäuerliche Ansiedlungen ungeeignet sind. Wasserloses Gelände, eigenes Terrain, aber unbewohnt und unbewohnbar. Meine Bonner Schwester meldete im vergangenen Sommer immer wieder verzweifelt: Eigentlich sollte es ja regnen, aber es kommt – nichts.

Wir wandern in die Wüste

In manchen deutschen Bundesländern brannten die Wälder. Wir verbrachten eine Woche im Hochschwarzwald, am Feldberg, schwammen in den Seen mit ihren nun angenehm warmen oberen Wasserschichten, durchstreiften die teils noch grünen, teils schon beunruhigend trockenen, farblosen Wälder. Was geht da vor sich? Wandern wir in die Wüste?

Tropische Nächte

Die tropischen Nächte hielten sogar hier, im Hochschwarzwald, Einzug. Jemand aus unserem Kreis bemerkte trocken: Nächstes Jahr grüßen hier Palmen. So eine Hitze. Wir verglichen die Klimadaten unserer Studienzeiten. Ich selbst bin da nicht sehr empfindlich. Weder Kälte noch Hitze schrecken mich schnell. Mein Großvater, den ich nie kennenlernen durfte, kam mir im vergangenen Sommer in den Sinn. Seiner kleinen Tochter, unserer Mutter, brachte er, zurückgekehrt nach Deutschland, bei: Auch bei großer Hitze sich nachts mit einem Laken bedecken, das nimmt den Schweiß auf. Die Nächte in Alexandria und Kairo in den Zehner- und Zwanzigerjahren des 20. Jahrhunderts hatten es sicher in

sich, nicht nur für unsere deutschen Großeltern aus dem fernen Baden. Die wussten, worauf sie sich einließen. Da war es wettermäßig in Deutschland wohl noch ganz anders. Heute scheinen wir auch klimatisch zusammenzuwachsen. Ich würde so gerne heute die Ratschläge meines Großvaters hören. Ich stelle mir vor, er war, bei aller Leistungsorientierung, bei aller Ausrichtung am beruflichen Erfolg, ein sanfter Mann.

Wüste, biblisch

Als Wüste wird neben der Sand- oder Kalksteinwüste auch die Steppe bezeichnet, die noch für die Kleintierzucht genutzt werden kann (Jer 9, 9). Landwirtschaft ist dort aber nur mithilfe ausgeklügelter künstlicher Bewässerung und durch Terrassierungstechnik möglich; Quellen sind rar. Da ist es begreiflich, dass die Wüste allgemein als unfruchtbarer und lebensfeindlicher Ort gilt (Dtn 1, 19; Ijob 1, 19). In der Wüste ist der Mensch durch Hunger und Durst, von inneren und äußeren Feinden, auch von Dämonen (Lev 16, 10; Mt 12, 43), bedroht. Zugleich aber ist die Wüste Ort der Gotteserfahrung (Ex 3, 1–6; 1 Kön 19, 4–13): gerade in Lagen existenzieller Ungesicherheit mag, ja muss sich die Beziehung zu Gott bewähren.

Wüstenwanderung als Brautzeit Gottes mit Israel

Die Wüstenwanderung des Exodus besitzt gewiss einen Strafaspekt, vor allem aber gilt sie als Brautzeit Israels mit JHWH, in der seine lebenserhaltende Macht erfahrbar wird (Jer 2, 2; Hos 2, 16). Die Verwandlung der Wüste in einen blühenden, fruchtbaren Lebensraum wird zum bleibenden Bild für die Hoffnung auf Rettung durch JHWH und für die Rückkehr aus dem Exil (Jes 32, 15 f.; 35; 41, 19).

Wüste als Zufluchtsort – und als Rückzugsort Jesu

Wichtige biblische Wüsten sind die Wüste Sinai (Ex 19,1), die Wüste Juda (Ri 1,16, Ps 36,1) bzw. Judäa (Mt 3,1), die syrisch-arabische Wüste im Gebiet von Moab und Edom (Dtn 2,8; 2 Kön 3,8, sowie die Araba, die Fortsetzung des Jordangrabens südlich des Toten Meeres. Vor allem die Wüste Juda wird häufig zum Zufluchtsort für Verfolgte und Vertriebene (Gen 21,14; 1 Sam 23,14; 1 Makk 2,29), da sich die zum Toten Meer steil abfallenden Hänge und Schluchten mit ihren zahlreichen schwer zugänglichen Höhlen als Verstecke anbieten. Nicht als Fluchort, sondern als Rückzugsort erscheint die Wüste mehrfach in der Jesus-Überlieferung. Sein 40-tägiger Wüstenaufenthalt ist von der Ambivalenz der Wüste als lebensfeindlicher Ort und als Ort der Begegnung mit Gott geprägt (Mk 1,12f.; Mt 4,1).

Wüste, während Ambivalenz

Warum ist Wüste nicht nur wüst? Die Bibel stößt uns an, Zeiten der Dürre, der Verlassenheit, der Verlorenheit, nicht einfach zu verdammen und nicht schlicht verloren zu geben. Der Durcheinanderwerfer, der diabolos, verstellt hart den klaren Blick. Doch umgekehrt: sind die vermeintlichen Zeiten der Fülle, ja des Triumphes, wirklich das, was sie zu sein scheinen? Ist Wüste Wüste? Ist Paradies Paradies? Wir leben jenseits von Eden. Da gibt es die Weisung, den lautstarken Paradiesen nicht auf den Leim zu gehen, sondern die Wüste zu suchen als Ort der Stille, der Reinigung und Klärung. Wie lästig, einerseits. Der Schatz, der uns durch die Wüstenwanderung hindurch verheißt ist, ist aber ein Geschenk. Ein Gottesgeschenk. Da erneuert sich vieles, ja alles; laut vital und ganz leise. Gott sei Dank.

Susanne Sandherr

Wüstentag

Welcher Einladung würden Sie eher folgen – der Einladung zu einem Oasentag oder jener zu einem Wüstentag? Und warum? Lockt Sie eher das Wasser der Oase, das Rasten und Ausruhen? Oder reizt Sie das Abenteuer der Wüste, das Ungewisse und das Entbehren? Vermutlich lässt sich die Frage nicht generell beantworten, die Entscheidung wird vielmehr von der Lebensphase, von der jeweiligen persönlichen Verfassung abhängen. So wird, wer sein geistliches Leben betrachtet, beides entdecken, Durststrecken in der Wüste und das Trinken am Brunnen, und wird beides als natürlich und notwendig erkennen. Aus dem Wissen um die Notwendigkeit von Wüstenzeiten ist die geistliche Tradition der Wüstentage erwachsen. Aber auch aus der Erfahrung der konkreten Wüste.

Charles de Foucauld

Das „Format“ der Wüstentage oder Wüstenzeiten kommt aus der geistlichen Tradition des 2022 heiliggesprochenen Charles de Foucauld (1858–1916). Getrieben von einer inneren Suche kam dieser geistliche Nomade nach vielen Stationen erst in der Wüste zur Ruhe. Nach ersten Wüstenreisen und -zeiten ließ er sich 1905 bei den Tuareg in Tamanrasset in der algerischen Sahara nieder. Im geistlichen Erleben der Wüste lassen sich bei Charles de Foucauld zwei Motive ausmachen. Zum einen folgt er der Tradition der Wüstenväter und lebt als Eremit. Die Wüste ist ihm ein Ort der Abgeschiedenheit, der Stille und des Gebets. Zum andern wächst ihm ein zweites Motiv zu, das mit seinem Wunsch, in der Nachfolge Jesu „den letzten Platz“ einzunehmen, verbunden ist. Diesen letzten Platz findet der Heilige schließlich und endlich in der Wüste, hier findet er sein „Nazaret“. Denn das will Charles de Foucauld: wie Jesus in Nazaret im Verborgenen leben, mit den Händen arbeiten und bei und mit den Armen sein. Durch dieses

Motiv bleibt die Wüste bei aller Abgeschlossenheit kein Ort der Einsamkeit. Sie öffnet den Menschen für die Nöte der Armen, für das Leben der Menschen.

Das Geschenk der Wüste

Der Wüstenmönch Charles de Foucauld hat das geistliche Geschenk seiner Umgebung erkannt und empfohlen, die Wüste (geistlich) zu erleben: „Man muss einmal die Wüste durchquert haben und darin wohnen, um die Gnade Gottes zu empfangen. Diese Stille, diese Sammlung, dieses von sich Fortscheuchen all dessen, was nicht Gott ist, ist nötig für unser Herz, damit Gott sein Reich darin aufrichten und die innige Verbindung mit sich schaffen kann.“ Die Wüste wird damit zum Symbol für Orte und Zeiten der bewusst gesuchten Stille, der Öffnung des Herzens für Gott. Auch dahinter steht das Vorbild Jesu, des Mannes aus Nazaret, von dem die Evangelien berichten, dass der Geist ihn in die Wüste führte und dass er sein öffentliches Wirken immer wieder durch Wüstenzeiten, durch einsame Zeiten des Gebets und der Zwiesprache mit Gott unterbrach.

Wüstentage

In den Gemeinschaften, die sich auf Charles de Foucauld berufen, ist ein Wüstentag „ein Tag des Schweigens, ein Tag der Prüfung und des Gebets“. Der erste Zweck, aber auch die erste Schwierigkeit besteht wohl darin, überhaupt in die Wüste hineinzufinden; das heißt, den Alltag zu unterbrechen und sich die Zeit für die Wüste zu nehmen, die vielen Dinge beiseitezuschaffen, um den Fuß in den Wüstensand setzen zu können. Ist dies geschafft – für die Mitglieder der Gemeinschaften ist ein Wüstentag im Monat vorgesehen –, geht das geistliche Abenteuer der Wüste weiter. Dann geht es darum, all das fortzuschleichen, was nicht Gott ist, all das loszulassen, was unser Leben „besetzt“. Darin klingt die

Wüstenerfahrung Jesu an, an deren Ende die Versuchungen stehen, Versuchungen, die das Leben besetzen wollen. Das Schweigen und der ehrlich-prüfende Blick machen Wüstentage zu einer Zeit der inneren Auseinandersetzung, führen die Dürre und Dämonen des eigenen und nicht nur des geistlichen Lebens vor Augen.

Ort des Gebets

Zum radikalen Zurückgeworfen-Sein auf sich selbst tritt, dem Beispiel Charles de Foucaulds folgend, an einem Wüstentag das dienende Verwiesen-Sein auf den anderen hinzu. So wie die Sendung Jesu sich durch die Auseinandersetzung in der Wüste geklärt hat und im Anschluss sein öffentliches Wirken beginnt, so helfen die Auseinandersetzungen des Wüstentages, Gott und den Nächsten klarer zu sehen. Der Mitmensch und seine Not werden sichtbar, wo die Dämonen erkannt und benannt sind. Gott zeigt sich im Gebet, in der Fürbitte für die anderen, in der neu erkannten Sendung. In einer solchen Klärung liegt der geistliche Gewinn der Wüstentage. Darin wird deutlich, warum es sinnvoll ist, sie bewusst und regelmäßig einzulegen und sich nicht von geistlichen Trockenzeiten überraschen zu lassen.

Ort der Wortlosigkeit

Dem geistlichen Geheimnis der Wüste geht, durchaus in den Spuren Charles de Foucaulds, auch Claude Rault nach, der von 2004 bis 2017 Bischof von Laghouat in Algerien war. In seinem Buch „Die Wüste ist meine Kathedrale“ eröffnet er einen faszinierenden Blick in die Wüste, die er unter anderem als „Ort der Wortlosigkeit“ beschreibt: „Manchmal halte ich an und höre einfach nur auf die Stille. Dann klingt jenes innere Wort am lautesten, das uns ohne den Umweg über die stets trügerischen Wörter so manches mitzuteilen vermag.“ Aber Rault kennt auch die Kehrseite dieser

Stille: „Manchmal ist die Stille so intensiv, dass sie unerträglich wird. Es ist ja nicht immer leicht, mit sich selbst konfrontiert zu sein.“ Doch er berichtet auch vom Geschenk der Wüstenstille: „Das schönste Gebet wird uns geschenkt, wenn wir stumm werden, völlig still, ganz und gar im eigenen Inneren bei uns sind.“ Diese Betrachtungen echter Wüstenerfahrungen spiegeln wider, was die eingerichteten geistlichen Wüstentage ermöglichen sollen und wollen. Und die Wüste lehrt noch ein Weiteres, das über den Wüstentag hinaus für das ganze geistliche Leben unverzichtbar ist: Geduld. Immer wieder gebe es in der Wüste Momente, in denen man warten müsse, schreibt Claude Rault: „Geduld ist die unabdingbare Speise des Nomaden.“

Stefan Voges

Der Chaos schuf zu Menschenland

„Die Erde war wüst und wirr“ (Gen 1, 1)

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 65.

Der katholische Theologe, ehemalige Jesuit, der Seelsorger und religiöse Dichter Huub Oosterhuis, geboren 1933, verfasste „Der Chaos schuf zu Menschenland“ 1985. Die Melodie stammt von Antoine Oomen. Oosterhuis ist gewiss der bekannteste Autor von Kirchenliedern und liturgischen Texten im niederländischen und flämischen Sprachraum, katholisch wie evangelisch wurde und wird er breit rezipiert; zahlreiche Gesänge wurden ins Deutsche übertragen. Oosterhuis' Dichtung kommt aus katholischer Liturgietradition, hat in ihrer bibeltheologischen Ausformung aber auch starke reformierte und jüdische Inspirationen in sich aufgenommen. Das „Schriftlied“ „Der Chaos schuf zu Menschenland“ übersetzte Frans Doevelaar (1922–2015).

Begleitet

„Der Chaos schuf zu Menschenland“ besteht aus drei fünfzeiligen Strophen. Jede Strophe wird durch einen zweizeiligen endreimenden Refrain bestätigt und vertieft. Das Lied gilt dem Zusammenhang von Heiliger Schrift und Zeit: „Menschenursprung“ (1. Strophe) und „Menschenzukunft“ (3. Strophe) werden thematisiert, dazwischen werden die „Menschentage“ (2. Strophe) in den Blick genommen. Zeit wird also in ihren drei geläufigen Dimensionen Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft betrachtet, hier: Menschenursprung – Menschentage – Menschenzukunft; das Lied lehnt sich weit hinaus, wagt sich zu den Extremen zurück und nach vorn. Die „Schrift“ beschränkt sich ja nicht auf eine überschaubare Zeitspanne, wie es Geschichtsbücher üblicherweise tun. Sie schaut vielmehr auf den Ursprung der Zeit schlechthin und blickt weit voraus, auf deren absolutes Ende. Die Bibel ist das Buch der von Gott initiierten, geleiteten und begleiteten Welt- und Menschheitsgeschichte; von der Genesis, dem Buch des göttlichen Ursprungs von allem, bis zur Apokalypse, dem literarischen Ausblick auf das Ende aller uns vertrauten Wirklichkeit und auf einen neuen Himmel und eine neue Erde.

Die Bibel, eine Bibliothek

Die Schrift, die Bibel, ist, schon sprachlich, eine Bibliothek, eine Sammlung unterschiedlichster Schriften, denkbar verschieden nicht nur nach Entstehungszeit und literarischer Form. Und doch ist dieses vermeintliche Sammelsurium altorientalischer Literatur in jüdischer und christlicher Perspektive, in der Perspektive unseres Schriftliedes, als *ein* Buch zu sehen und zu lesen. Doch angesichts der nicht zu leugnenden Vielschichtigkeit, Vielstimmigkeit, Heterogenität der Heiligen Schrift, was gewährleistet da ihren inneren Zusammenhang? Die Antwort lautet: „Wort, das treu bleibt“ (1. Strophe), „Licht, das hell bleibt“ (2. Strophe), „Er, der treu bleibt“ (3. Strophe). Die eine Antwort, das Schlüsselwort ist

letztlich: Treue. Gottes Treue übergreift und umfasst die Gezeiten der Menschenleben und macht so aus dem Gewimmel der Schriften die eine Schrift von Gottes Menschheitsgeschichte.

Gesichter, Seelen, Name für Name

Die zwischen der ersten und der letzten vermittelnde Strophe blickt auf das, was von den Menschentagen aufgezeichnet ist in diesem Buch der Bücher. Im Niederländischen steht „gezichten, zielen, naam voor naam“, wörtlich: „Gesichter, Seelen, Name für Name“. In der deutschen Übertragung: „Das Buch, das jeden Namen nennt, / Gesichter, Seelen, Menschen kennt“ (2. Strophe). Auf das verallgemeinernde Wort „Mensch“ verzichtet das niederländische Original, um im Besonderen zu sagen, was Menschen in biblischer Sicht und also vor Gott sind: unverwechselbar, mit Ansehen begabt, Gesichter, Seelen, individuelle Namen.

Liebe, so lebendig – so vergänglich

Aufgezeichnet im Buch der Bücher ist vor allem die Liebe, die Liebe jener unverwechselbaren Gesichter, Seelen, Namen. Sie ist „so lebendig“ – und zugleich „so vergänglich“ (2. Strophe). Die nicht endenden „Wehen“ dieser Liebe(n) kündigen eine Geburt an, die noch immer aussteht, noch immer ersehnt und in Freuden und Bangen erwartet wird, wie es im 8. Kapitel des Römerbriefes heißt, in bangem Schmerz und froher Zuversicht zugleich, dass die Herrlichkeit der Kinder Gottes das Licht der Welt erblicke. Die Schrift, das Buch der guten Hoffnung.

Er schrieb uns frei mit eigener Hand

„Die Erde war wüst und wirr.“ Gott schuf Chaos zu Menschenland und rief seine Geschöpfe, insbesondere die menschlichen, in einen sinnstiftenden Bund der Solidarität. Auf das schöpferische,

das göttliche Tatwort „Es werde“ folgt in der Logik, und in der Chronologie, der Bibel die Gabe der Gottesschrift, folgen die Tafeln des Gesetzes, Gottes Schrift in Stein gegraben. „Er schrieb sein Wort, gegeben / zum Schutz für unser Leben.“ (1. Strophe) Nicht Menschensatzung, nicht kleingeistige Gängelung, vielmehr: „Er schrieb uns frei mit eigener Hand.“ Die – nach der Zerstörung der Tafeln wiederholte – Niederschrift und Übergabe der Worte, das ist Gottes Erbarmen, sein barmherziger Schutzbrief für die von innen und außen so drastisch gefährdeten Geschöpfe. Das ist Gottes Handschrift. Schöpfung und Befreiung gehen zusammen und werden von der Schrift bezeugt und durch sie gesichert: „Schrift, die Menschenursprung schreibt. / Wort, das treu bleibt.“ (1. Strophe)

Dass er uns auch im Tod noch kennt

„Sein unvergänglich Testament“ (3. Strophe) ist Gottes erster und letzter Wille. Gottes guter Wille ist der Bund mit der ganzen Schöpfung und mit den Menschen. Die „Menschentage“ (2. Strophe) sind „auf Tod hin festgeschrieben“ (3. Strophe). Doch diese fatale Schreibrichtung, diese tödliche Festschreibung hat nicht das letzte Wort. Das Blatt wendet sich. „Sein unvergänglich Testament: dass er uns auch im Tod noch kennt“ (3. Strophe). Der gute und treue Gott schlägt eine neue Seite auf – unsere todgeweihten Leben werden „zum ewig Leben hingelenkt“.

Susanne Sandherr

Lehrerin der Wüste: Synkletika von Alexandria

Nach Ansicht des Kirchenlehrers Origenes kann der Mensch nur dann in die Gegenwart Gottes eintauchen, wenn er asketisch lebt und die Bedürfnisse und Begierden des Leibes weitgehend ausblendet. Wer seinen Geist läutern und damit für Gott öffnen will, muss den Körper disziplinieren. Diese Ansicht verbreitete sich durch die hohe Autorität des Origenes in den ersten Jahrhunderten des Christentums sehr rasch. Auf sie geht auch die Entstehung des Mönchtums zurück. In Syrien, wo man von den Neugetauften eine asketische Lebensform forderte, verließen zahlreiche Christen die Städte und zogen sich in die Wüste zurück. In der Einsamkeit und der Kargheit der Landschaft suchten sie die Begegnung mit Gott. Man nannte sie „Mönche“, was auf den griechischen Begriff „monachos“ (einzeln, allein) zurückgeht. Zur Hauptgestalt dieser Bewegung wurde der Kopte Antonius (ca. 251–356), ein wohlhabender Christ aus Alexandria. Er verkaufte seinen gesamten Besitz und drang immer mehr in die Einsamkeit der Wüste vor. Sein radikaler Lebensstil zog viele Nachfolger an, sie ließen sich in seiner Nähe nieder und bildeten so Gemeinschaften, die sich um ihren Lehrer scharten. Daraus entwickelten sich die beiden Formen des Mönchtums: die Einsiedelei und die Siedlung von mehreren Personen, die sich um einen „Abba“, einen „Vater“, bildete.

Nicht nur Wüstenväter

Auch wenn die sogenannten „Wüstenväter“ am bekanntesten sind, waren es nicht nur Männer, die ein solch radikal asketisches Leben führten. Auch Frauen wurden zu „Heldinnen der Wüste“, wie man die entschiedenen Einsiedler und Einsiedlerinnen bezeichnete. Ihre Lehre verbreitete sich rasch, auch ihre

Lebensbeschreibungen wurden zur Anleitung für ein entschiedenes christliches Leben. Sie wurden als Menschen angesehen, deren Fürbitte und Gebet eine besondere Kraft und Wirkung hatte. Eine der bedeutendsten Wüstenmütter ist die „Amma“ (Mutter) Synkletika aus Alexandria. In einer Lebensbeschreibung wird über sie gesagt, dass die menschliche Sprache nicht ausreichend sei, ihre Güte zu beschreiben. Die von ihr überlieferten Sprüche (Apophtegmata) wurden weit verbreitet und fanden sich in vielen Zusammenstellungen von Weisheiten der Wüsteneinsiedler.

Askese als Ideal

Über Synkletikas Lebensdaten ist nichts Sicheres bekannt. Vermutlich ist sie um das Jahr 270 in Alexandria geboren. Ihre Eltern sollen aus Makedonien nach Alexandria übersiedelt und sehr wohlhabend gewesen sein. Von Synkletika wird berichtet, sie sei ausnehmend schön gewesen und damit von vielen Männern umworben worden. Ob sie schon in einer christlichen Familie geboren oder auf welchen Wegen sie Christin wurde, ist nicht bekannt. Jedoch lebte Synkletika schon früh asketisch und sah als den größten Feind auf ihrem Weg zu Gott den eigenen Leib an. Als ihre Eltern starben, pflegte sie zunächst noch ihre kranke Schwester. Nach deren Tod verteilte sie ihren ganzen Besitz an die Armen und zog sich in die Felsenwüste um Alexandria zurück. Dort bezog sie als Wohnung eine jener Grabkammern, wie sie damals in Felsengräbern öfter errichtet wurden. Sie wollte sich auf ihren Tod vorbereiten und dadurch deutlich machen, dass sie ihr Leben allein auf Gott ausrichtet. Sie ließ sich öffentlich ihre Haare scheren und legte ein Gelübde ab, für immer als Jungfrau zu leben.

Mutter der Nonnen

Viele sahen in ihr eine Heilige, vor allem Mädchen und Frauen suchten sie auf, um von ihr zu lernen und sich Weisungen für ihr Leben geben zu lassen. „O, wie glücklich würden wir sein“, so einer ihrer Sprüche, „wenn wir, um Gott zu gefallen und den Himmel zu verdienen, nur tun würden, was die Weltmenschen tun, um vergängliche Güter zusammenzuhäufen. Zu Land setzen sie sich der Raubsucht der Diebe aus, auf dem Meer geben sie sich der Wut der Winde und Stürme hin; weder Gefahren noch Schiffbruch schrecken sie.“ Und sie fährt fort: „Sie versuchen, sie wagen alles, und wir, wenn es darauf ankommt, einem so großen Herrn zu dienen, der uns unbegreifliche Güter verspricht, wir lassen uns schon durch den leisesten Widerspruch in Furcht setzen!“ Sie scharte immer mehr Schülerinnen um sich, es bildete sich eine klösterliche Siedlung. Sie wurde von ihren Schülerinnen „Amma“ (Mutter) Synkletika genannt. In manchen Heiligenverzeichnissen wird sie daher als Äbtissin geführt. Wie Antonius als „Vater der Mönche“ angesehen wird, versteht man Synkletika als „Mutter der Nonnen“.

Qualvoller Tod

Als sie hochbetagt war, erkrankte sie schwer. Mehrere Jahre litt sie an hohem Fieber und hatte der Überlieferung nach mit einem heftigen Krebsgeschwür zu kämpfen, das ihr Gesicht verunstaltete. Ihre Geschwüre müssen schrecklich gerochen haben, da sich kaum noch jemand zu ihr traute. Doch Synkletika ließ sich auch davon nicht beirren und nahm dieses Leiden geduldig an. Sie verweigerte eine ärztliche Behandlung und auch auf Medizin verzichtete sie. Wohl im Jahr 350 starb sie, wenige Tage zuvor soll sie eine Vision gehabt haben, die ihren Tod ankündigte. Synkletika von Alexandria galt als wichtige spirituelle Lehrerin und geistliche Führerin. Eine Lebensbeschreibung von

ihr wurde bereits im 5. Jahrhundert gemeinsam mit ihren Sprüchen und Lehren verbreitet. Ihr Gedenktag wird am 5. Januar begangen.

Marc Witzenbacher

Sich vor Gott stellen

Schuldbekennnis und Kyrie

Auf die Eröffnung folgen das Allgemeine Schuldbekennnis und die Kyrie-Rufe. Wir nehmen leider beides als Bußakt wahr, sodass auch die Kyrie-Rufe unter diesem Vorzeichen verstanden werden. Ich möchte Sie aber an dieser Stelle einladen, diesen ganzen Abschnitt vom Kyrie her zu verstehen, sodass die Dimension der Sündenvergebung nachgeordnet bleibt.

Kyrie-Rufe

Beginnen wir also mit dem zweiten Element, den Kyrie-Rufen, die in der Messfeier schon früh nachweisbar sind. Entsprechend hat sich hier die ursprünglich in Rom verwandte griechische Sprache über die ganze westliche Liturgiegeschichte erhalten. Wir können die griechische Form „Kyrie, eleison / Christe, eleison“ oder die deutsche Übersetzung „Herr“ bzw. „Christus, erbarme dich (unser)“ verwenden. Mit dem Titel „Kyrios“ / „Herr“ wird im griechischen Alten Testament Gott angerufen. Im Neuen Testament wird dann dieser Ruf auf Jesus Christus übertragen. Die Rufe richten sich heute immer an Christus, gleich welche Anrede verwandt wird.

Ihre gesungene Form findet sich in vielen Messkompositionen. Schon die Gregorianik kennt textliche Erweiterungen, ähnlich der dritten Form des Schuldbekennnisses (s. u.). Wird diese

Form verwandt, entfallen weitere Kyrie-Rufe. Entscheidend ist, dass die Kyrie-Rufe aber letztlich keine Rufe um Vergebung, sondern Huldigungsrufe sind. Mit ihnen erkennen wir an, dass wir im Gottesdienst auf den ganz Anderen treffen, auf dessen Wirken wir unausweichlich angewiesen sind. Die Bitte um „Er-barmen“ ist nichts anderes als die Einforderung der helfenden Zuwendung Christi.

Schuldbekennnis und Vergebungsbitte

Das davor stehende Schuldbekennnis hingegen ist geschichtlich wesentlich jünger und erst in der nachkonziliaren Liturgiereform an diese Stelle gerückt. Zuvor gab es allein das Schuldbekennnis des Priesters im sogenannten „Stufengebet“ vor dem Introitus-Gesang, also außerhalb der eigentlichen Messe. Es stand dort ab dem hohen Mittelalter und spiegelte die damalige Grundhaltung wider, sich als Priester grundsätzlich unheilig und unwürdig vor Gott zu erklären und vor der Feier der Reinigung und Vergebung zu bedürfen. Entsprechend mündete das Schuldbekennnis in Vergebungsbitte und -zusage. Für die Gläubigen gab es ein Schuldbekennnis allein für den Fall, dass sie in der Messe kommunizieren wollten, unmittelbar vor der (dann eingeschobenen) Kommunion.

Warum kam es dann als „Allgemeines Schuldbekennnis“ in den Eröffnungsteil der heutigen Messe? Hier können ökumenische Einflüsse gewirkt haben, denn viele evangelische Ordnungen eröffnen den Gottesdienst mit einem Sündenbekenntnis und einer Vergebungszusage. Ob es auch der schon erkennbare Rückgang beim eigentlichen Bußsakrament war, der zu der Reform animierte, bleibt unklar. Letztlich ging die Einordnung in den Eröffnungsteil auf eine Entscheidung Pauls VI. zurück. Rückblickend betrachtet war dies vielleicht nicht die glücklichste Neuerung der Liturgiereform.

Das deutsche Messbuch sieht drei verschiedene Formen vor, die immer frei eingeleitet werden können und in verschiedene, durch den Zelebranten gesprochene Vergebungsbitten münden. Die erste Form ist das von allen gemeinsam gesprochene „Allgemeine Schuldbekennnis“, das wir zu Beginn des Abendgebets als „Confiteor“ (= „Ich bekenne...“; s.S. 15 f.) in MAGNIFICAT verwenden. Die zweite Form ist das im Abendgebet als Alternative genutzte und im Wechsel gesprochene „Erbarme dich“ (s. S. 29). Zu beachten scheint mir aber, dass diese eher „beichtende Funktion“ der Texte im Rückblick auf den Tag im Stundengebet nicht einfach auf die meist morgendliche Messe übertragen werden sollte, auch wenn die Texte selbst gleich bleiben. Die dritte Form nimmt – wie gesagt – die ansonsten erst später folgenden Kyrie-Rufe auf und stellt ihnen frei formulierbare Christus-Prädikationen (Preisungen) voran. Dadurch funktionieren sie die Kyrie-Rufe zu Bitten um Vergebung um, die sie eigentlich nicht sind, und deuten damit den ganzen Abschnitt in diese Richtung. Dass diese Deutung nicht zwingend ist, zeigt, dass all diese „Buß“-Akte entfallen können, wenn eine besondere Festlichkeit des Gottesdienstes dies nahelegt.

Deutung vom Kyrie her

Um eine Selbstbeichtigung und Erniedrigung, die im Mittelalter für den Bußakt des Priesters sinnleitend war, kann es nicht mehr gehen. Denn wir wissen: Als Getaufte sind wir bereits „Erlöste“, auch wenn wir weiterhin durch die Sünde angefochten bleiben. Das Kyrie kann deutlich machen, dass es auch beim Schuldbekennnis viel eher um eine Art Verhältnisbestimmung zwischen dem/der einzelnen Gläubigen und Christus sowie zu den Mitfeiernden geht. Unser grundlegendes Verhältnis zu Christus ist ja, dass wir ihm nie auf gleicher Ebene gegenüber treten können, sondern immer ein „Gefälle“ besteht. Jede und jeder Einzelne bekennt sich als der ständigen Barmherzigkeit

und Vergebung bedürftig. Indem wir zugleich als Betende für andere eintreten, konstituieren wir uns Christus gegenüber als feiernde Gemeinschaft aus fehlbaren Einzelnen.

Sonntägliches Taufgedächtnis

Dass es letztlich um die Aktualisierung der Taufgnade geht, wird am Taufgedächtnis deutlich, das an den Sonntagen an die Stelle des Schuldbekenntnisses treten kann. Im Taufgedächtnis erfahren wir durch Gebete, Gesänge und das Besprengen der Gemeinde mit gesegnetem Wasser, dass wir alle durch die Taufe bereits im neuen Leben stehen, auch wenn wir immer noch gefährdet sind. Gut drückt dies das einleitende Gebet aus: „Gott aber erneuere in uns seine Gnade, damit wir dem Geist treu bleiben, den wir empfangen haben.“ (GL 582, 7)

Es geht also im ganzen Abschnitt um eine Erneuerung der Taufgnade. So begründen wir auch im Schuldbekenntnis in vertiefter Weise unsere Feiergemeinschaft, die mit den Anrufungen und Kyrie-Rufen erstmals direkt in der Feier Christus als die Mitte des Gottesdienstes anerkennt und anspricht, durch den wir Gott lobpreisen und bitten können.

Friedrich Lurz

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

März 2023

Symbole des Glaubens
Lamm

Seht, das Lamm Gottes,
das die Sünde der Welt hinwegnimmt!
Evangelium nach Johannes – Kapitel 1, Vers 29

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

Zum Titelbild

Anbetung des Lammes

Jan van Eyck,
Genter Altar (Innenseite, Mitteltafel der unteren Zone),
um 1430, Kathedrale St. Bavo, Gent,
© akg-images

Der Genter Altar gilt als das gewaltigste und komplexeste Werk der altniederländischen Malerei. Es handelt sich um einen 3,75 m x 2,60 m großen Flügelaltar, der für die damalige Pfarrkirche Sint-Jans (heute Kathedrale St. Bavo) im belgischen Gent geschaffen wurde. Laut Inschrift ist er von den Brüdern Hubert und Jan van Eyck gemalt und 1432 vollendet worden. Da Hubert van Eyck aber bereits 1426 verstarb, ist sein Anteil an der Ausführung des Altars wahrscheinlich gering. Nicht verschwiegen werden soll, dass die Inschrift Hubert als den bedeutenderen Künstler mit dem größeren Anteil an diesem Kunstwerk preist, doch hat die Forschung dies stark hinterfragt (viele Partien scheinen von Jan übermalt worden zu sein) und die Inschrift wurde sogar als Fälschung vermutet.

Über die Herkunft Jans wissen wir nicht viel. Er stammte wohl aus Maastricht oder Maaseyck im Limburgischen. Wir hören 1422 erstmals von ihm als Hofmaler Johanns von Bayern, Grafen von Holland. 1425 tritt er in den Dienst des Burgunderherzogs Philipps des Guten und übersiedelt 1430 nach Brügge. Wir wissen, dass er der jüngere der beiden Brüder war, er starb 1441.

Der Genter Altar gibt mit seinen 24 einzelnen Tafeln (von denen die Anbetung des Lammes eine ist, aber die zentrale) bis heute große Rätsel auf. Diesen können wir hier leider nicht nachgehen und konzentrieren uns auf das Titelbild, wo sieben verschiedene Gruppen von Heiligen und Engeln in einer paradisischen Landschaft vor einer mittelalterlichen Stadtsilhouette das Lamm Gottes, Symbol für Christus, verehren, das auf einem Altar auf die eucharistische Gegenwart des Herrn mitten unter uns verweist.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Das Lamm als Symbol für den Gekreuzigten, der die Menschheit von Schuld und Sünde erlöst, spielt seit der Antike eine herausragende Rolle. Vor allem der Ruf des Täufers aus Joh 1,29 – unser Monatsspruch auf dem Innentitel, wohlbekannt aus der Einladung zur Kommunion – hat in dieser Hinsicht prägend gewirkt. Im späten siebten Jahrhundert hat das sogenannte Concilium Quinisextum unter seinen Rechtsvorschriften auf bildliche Darstellungen der Szene Bezug genommen. Der Kanon (so heißen Bestimmungen im Kirchenrecht) setzt voraus, dass tatsächlich ein Lamm abgebildet war. Er ordnet an, dass statt des Lammes, des alttestamentlichen Vorbilds, fortan die volle Wahrheit, der Mensch gewordene Christus, abzubilden sei. Damit markiert der Kanon eine Wende in der christlichen Geistesgeschichte. Die in der Bibel so wichtigen Symbole treten gegenüber einem gesteigerten Realismus zurück. Man denke an Passionsdarstellungen – das Kölner Gerokreuz, der Isenheimer Altar zeigen den *sterbenden* Christus. Noch Mel Gibsons *Passion Christi* will das Leiden Jesu möglichst realistisch erscheinen lassen. Hat diese Entwicklung eine Kehrseite?

Mir fehlen die vielen Bezüge, der weitere Blick, die das Lamm eröffnet. Stellen Sie sich einmal ein Lamm vor. Betrachten Sie, was Ihnen in den Sinn kommt, verweilen Sie dabei. – Wenn Sie dann nach einer Weile neu den Bezug zum Gotteslamm bedenken, was fällt Ihnen auf? Mir sind Lämmer stets sehr schützenswert gewesen. Als Kinder haben wir karsamstags mit viel Liebe ein Osterlamm gebacken und taten uns sehr schwer, es Ostern anzuschneiden. Heute fällt mir ein Wort des Jesuiten und Befreiungstheologen Jon Sobrino ein, wonach wir Christus dort helfen müssen, wo er *heute* am Kreuz hängt – in denen, die schuldlos dargebracht werden, auf welchem Altar auch immer.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Göttliches Leben

Die Szene der Anbetung des Lammes fußt auf der Offenbarung des Johannes: „Danach sah ich und siehe, eine große Schar aus allen Nationen und Stämmen, Völkern und Sprachen; niemand konnte sie zählen. Sie standen vor dem Thron und vor dem Lamm, gekleidet in weiße Gewänder, und trugen Palmzweige in den Händen. Sie riefen mit lauter Stimme und sprachen: Die Rettung kommt von unserem Gott, der auf dem Thron sitzt, und von dem Lamm. Und alle Engel standen rings um den Thron ...“ (Offb 7, 9–11).

Die Komposition der Anbetung des Lammes ist auf dem Genter Altar noch komplexer, als sie unser Titelbild zeigt, da es vier Seitentafeln gibt, welche die Landschaft weiter ausziehen und weitere Gruppen das Lamm verehrender Menschen zeigt: Gerechte Richter, Streiter Christi, Pilger und Eremiten (die Bezeichnungen sind durch die Inschriften auf den Rahmen vorgegeben).

Sieben Gruppen verehren das Lamm

Die Mitteltafel auf unserem Titelbild aber zeigt sieben Gruppen, die sich um das zentrale Lamm auf dem Altar versammelt haben. Ein Halbkreis meist kniender Personen gruppiert sich um den Brunnen im Vordergrund. Rechts sind es die meist bärtigen Apostel, links sind es Propheten des Alten Testaments, die orientalisches gelehrt sind und aufgeschlagene Codices in den Händen halten. Hinter den Aposteln (*s. Innenkarte*) sehen wir einen Zug von Heiligen der Kirche (Päpste, Bischöfe, Priester, Ordensleute, aber auch „Laien“) sowie hinter den Propheten Vertreter des Judentums und des Heidentums, die auf Christus verwiesen haben.

Weiter hinten sind zwei Prozessionen von Frauen (rechts) und Männern (links, ebenfalls von Päpsten und Bischöfen angeführt) zu sehen. Die Palmen in den Händen weisen sie als Märtyrerinnen und Märtyrer aus, sind aber auch in Offb 7,9 erwähnt. Im

Grunde haben wir somit ein Allerheiligenbild vor uns; die Texte aus der Offenbarung werden in der Liturgie des Allerheiligentages ja auch gelesen.

Engel interpretieren das Lamm

Die siebte Gruppe bilden die Engel, die direkt um den Altar gruppiert sind. Die vorderen schwingen Weihrauchfässer, die seitlichen beten kniend das Lamm an. Die hinteren tragen die Leidenswerkzeuge Christi in den Händen: Kreuz und Geißelsäule, Speer und Essigschwamm, Nägel und Dornenkrone, Geißel und Spottzepter. Damit bilden die Engel die eigentliche Interpretationsfolie für die zentrale Darstellung des Lammes: durch die Anbetung wird es als Gott charakterisiert, durch die Leidenswerkzeuge wird das Lamm als Symbol für den Herrn in seiner Passion erkennbar. Hinzu kommt, dass das Lamm, von dessen Kopf goldene Strahlen ausgehen (das Lamm hat vier Ohren, weil man zwei verschiedene Malschichten sichtbar gemacht hat), auf einem mit kostbarem Brokat umkleideten Altar steht. In einen goldenen Messkelch fließt das Blut des Lammes aus einer Wunde in der Brust. Wiederum wird das Lamm auf diese Weise als der am Kreuz „geschlachtete“ Christus charakterisiert, der sein Blut für das Leben der Menschen gibt, in der Messfeier mitten unter uns gegenwärtig ist und durch die eucharistischen Gaben uns allen Anteil an seinem Leben schenkt.

Auf dem Antependium des Altars stehen die Inschriften (deutsche Übersetzung): „Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt“ (Joh 1,29) und „Jesus Weg Wahrheit Leben“ (vgl. Joh 14,6).

Der Brunnen und die Taube

Im Vordergrund steht ein Brunnen mit einem steinernen Trog, dessen Achteckigkeit an die Baptisterien der frühen Kirche und

damit an die Taufe denken lässt. Die Zahl Acht steht mit Rückgriff auf die sieben Tage der Schöpfung für die Neuschöpfung in Christus. Eine metallene Spitze lässt das Wasser aus Drachenköpfen in das Becken fließen, während ganz oben ein Engel segnend die Arme ausbreitet. Die Inschrift auf dem Trog verweist wiederum auf die Offenbarung: „Dies ist der Quell des Wassers des Lebens, das vom Thron Gottes und des Lammes ausgeht“ (vgl. Offb 22, 1). Vorne strömt das Wasser aus einer kleinen Maske heraus und bewässert die Wiese.

Über der Landschaft, die hinten mit sanften Hügeln ansteigt, schwebt in einer Himmelsgloriole die Taube des Heiligen Geistes und sendet goldene Strahlen über die gesamte Szenerie. Nun müssen wir einen Blick außerhalb unserer Tafel werfen, denn genau darüber ist auf der Mitteltafel Gottvater auf dem Thron dargestellt. Gottvater auf dem Thron und das Lamm als Symbol Christi lassen wiederum den Text der Offenbarung anklingen; die Taube als Symbol des Heiligen Geistes ergänzt diesen aber um die trinitarische Dimension. Während das Lamm auf dem Altar uns daran erinnert, dass wir durch die Eucharistie am göttlichen Leben in Christus teilhaben können, zeigt uns der Brunnen im Vordergrund, dass uns die Taufe in das Wasser des göttlichen Lebens eintaucht und in uns zur sprudelnden Quelle wird (vgl. Joh 4, 14). Die gesamte grün vibrierende Landschaft (im frühen Mittelalter wäre dies ein Goldgrund gewesen) kündigt von diesem göttlichen Leben.

Giorgio Vasari, der Biograf der italienischen Künstler der Renaissance, schrieb Jan van Eyck die Erfindung der Ölmalerei zu. Kein anderer als Gotthold Ephraim Lessing war es, der diesen Mythos entzauberte und aus den Quellen ableitete, dass es schon Ölgemälde vor van Eyck gegeben haben muss. Was aber die Kunst van Eycks auszeichnet, ist auf der einen Seite die unglaublich präzise „stoffliche“ Malweise der Vegetation (einige Reisen in den Süden setzten ihn in den Stand, auch Zypressen, Orangenbäume und Dattelpalmen korrekt zu malen); der Stadtsilhouette, die sich aus

verschiedenen flämischen Städten zusammensetzt und natürlich Jerusalem meint; des nach unten verblassenden Himmels mit naturalistischen Wolkenformationen und besonders der verschiedenen Gewänder in ihrer Pracht und Farbigkeit (die Region lebte vom Stoffhandel und van Eyck hat deshalb die „große Schar“ nicht wie in der Offenbarung genannt in weißen Gewändern dargestellt, sondern hier seine Kunstfertigkeit unter Beweis stellen wollen). Auf der anderen Seite ist van Eyck tatsächlich einer der ersten Maler seit dem Mittelalter, der seine Bilder mit Licht und Schatten modelliert und der durch eine Luftperspektive Tiefe in die Landschaft komponiert.

Heinz Detlef Stäps

Lamm

Vom Schweigen der Lämmer

Wie kam es eigentlich dazu, dass das Lamm und nicht etwa der Löwe, der doch allgemein anerkannte „König der Tiere“, zum Christussymbol wurde, zum „Wappen- und Totemtier der christlichen Religion“ (Alex Stock)? Und wie konnte das Fruchtbarkeitssymbol, das die Religionen des Vorderen Orients so beeindruckt hatte, der Stier, durch das Lamm abgelöst werden? Die Emblematisierung der weltlichen Reiche aller Zeiten ließen sich Löwe, Adler, „König der Lüfte“, und Stier natürlich nicht entgehen. Im Christentum haben es diese unangreifbaren Tiere zwar zu Symbolen der Evangelisten geschafft, die den Thron des Lammes demütig umgeben, nicht aber auf den Thron.

Das wertvolle Opfertier

Das Lamm ist im Alten Testament das bedeutendste Opfertier. Der hohe Wert, der Schafen als Nutztieren zugemessen wurde, übertrug sich auf deren Jungtiere und ließ sie als wertvolle Opfer erscheinen. Besondere Bedeutung kommt biblisch aber dem Paschalamm zu (Ex 12, 3–11), das mit der heilsgeschichtlichen Erinnerung an den Exodus, die gottgefügte und gottgeführte Rettung aus dem ägyptischen Sklavenhaus, für immer verknüpft ist. Im Neuen Testament dient das Lamm zur Kennzeichnung des Messias Jesus und des erhöhten Christus, König des ganzen Kosmos (1 Kor 5, 7; Joh 1, 29.36; 1 Petr 1, 19; Offb 5–7).

Seht, das Lamm Gottes

„Am Tag darauf sah er Jesus auf sich zukommen und sagte: Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt!“ (Joh 1, 29) In dieser Szene tritt Jesus im Johannes-Evangelium aus der

Verborgenheit hervor. Das erste Wort des Täufers über Jesus weist voraus auf das Ende des Evangeliums, an dem Jesus als das wahre Pascha-Lamm offenbar wird (Kapitel 19). Dem Johannes-Evangelium zufolge stirbt Jesus am Rüsttag des Paschafestes (Joh 19, 14), an dem die Paschalämmer geschlachtet werden. Der zu diesem Zweck eigentlich untaugliche Ysopzweig, auf den im Johannes-Evangelium der Essigschwamm gesteckt wird, unterstreicht die Pascha-Symbolik des Todes Jesu: Das Blut des Paschalammes wird im Buch Exodus mit einem Ysopzweig an Sturz und Pfosten der israelitischen Türen gestrichen, um die Menschen dahinter vor dem Tod zu bewahren (Ex 12, 22).

Exodus und Gottesknecht

„Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt!“ Die Deutungen sind vielfältig und kommen nicht zu Ende. Neben dem Bezug zum Paschalamm wird vor allem der Gottesknecht genannt, der wie ein Lamm zum Schlachten geführt (Jes 53, 7) und wegen unserer Vergehen, wegen unserer Sünden, den Tod findet (Jes 53, 5). Das Schweigen der Lämmer. „Er wurde bedrängt und misshandelt, aber er tat seinen Mund nicht auf“, so heißt es bei Jesaja. „Wie ein Schaf, das man zum Schlachten führt, und wie ein Schaf vor seinen Scherern verstummt, so tat auch er seinen Mund nicht auf.“ (Jes 53, 7) Beide Stränge, die Exodustradition und die Spur des lammsgeduldigen Gottesknechtes, sind überzeugend, sind stark. Gott, der Befreier. Jesus, der Sohn, der schuldlose, liebende Gottesknecht, das stumme, getötete, gerettete und rettende Gotteslamm. Das uns, die beziehungslos Versprengten, Verirrten und Verwirrten nicht zusammenpfercht, sondern liebevoll, mühsam, sucht und heimholt, in das Haus mit den vielen Wohnungen.

Lammfromm

Lämmer sind im Christentum schwer in Misskredit gebracht worden, wo sie, allzu oft, und gnadenlos, als moralische Vorbilder angepriesen und missbraucht wurden. Dass sich Menschen willig treiben, scheren, schlachten lassen, darum geht es aber nur den wilden Tieren unter uns, den menschlichen, den unmenschlichen Hirten und Schlächtern. Doch das sind nicht die biblischen Bilder des Heils, das mit dem Lamm verknüpft ist. Das Wort vom „Zorn des Lammes“ (Apk 6, 16; vgl. Ez 34) über die vermeintlichen Hirten hallt durch die Zeiten. Der gemarterte Jesus hat am Ende nicht geschwiegen, sondern geschrien, ein lauter Todesschrei, folgt man dem Markus-Evangelisten, dessen Zeichen der furchterregende und schon durch sein Brüllen bedrohliche Löwe ist. Jesus ist das gequälte Opfer, schweigen kann er nicht. „Jesus aber schrie mit lauter Stimme. Dann hauchte er den Geist aus.“ (Mk 15, 37)

Schafsgeduld

Die französische Philosophin Simone Weil (1909–1943) hat die erlösende Kraft der biblisch angedeuteten Schafsgeduld so gedeutet: „Jedes Böse, das in dieser Welt hervorgerufen wurde, reist von Kopf zu Kopf [...], bis es auf einen vollkommen reinen Menschen trifft, der es ganz und gar durchleidet und zerstört.“ Der Vater im Himmel könne nicht der Erlöser sein, denn er ist im Himmel. Doch seine Anwesenheit auf Erden, in einem reinen, einem unschuldigen Menschen, einem Menschen, der die anderen Geschöpfe nicht schädigen mag, vermag es. Er erleidet das vom einen zum anderen wandernde Übel und zerstört es, und Erlösung werde wirklich, und allein so.

Susanne Sandherr

Wie die Tiere

Fabula docet – was uns Fabeln lehren

Die eine oder andere Tierfabel ist wohl jedem bekannt, jedenfalls das entsprechende Stichwort. Denken wir an den berühmt-berüchtigten „Wolf im Schafspelz“, der im christlichen Kulturkreis seinen Ursprung im Matthäusevangelium hat. „Hütet euch vor den falschen Propheten; sie kommen zu euch in Schafskleidern, im Innern aber sind sie reißende Wölfe.“ (Mt 7, 15) Der äußere Anschein, der Augenschein ist unzuverlässig, vielmehr gilt: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ (V. 16) Wird heute ein „Wolf im Schafspelz“ erwähnt, dann weiß eigentlich jeder, was gemeint ist; und manchmal sogar, wer. Dass das oder der Böse, auf Bereicherung durch Vernichtung fremden Lebens sinnend, sich so geschickt tarnt, dass die zukünftigen Opfer denken können, ja müssen: keine Gefahr, Entwarnung, der ist harmlos, einer von uns, dieses Motiv ist auch aus dem Märchen der Brüder Grimm vom Wolf und den sieben Geißlein bekannt. Jemand hat „Kreide gefressen“, das ist noch heute eine stehende Redensart. Sie steht, das heißt, sie hat sich gegenüber ihrem mündlichen oder schriftlichen Erzählgewand, der ursprünglichen Fabel, verselbstständigt.

Ein neuer Blick auf die Welt

Im Deutschunterricht lernten wir Tierfabeln von Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) kennen, die meinen Blick auf die Welt und ihre Ordnung ein wenig gelockert und geweitet haben. Der Französischunterricht brachte uns Jean de la Fontaines (1621–1695) sprachlich elegante Lehrgedichte „Der Fuchs und der Rabe“ sowie „Die Grille und die Ameise“, „La Cigale et la Fourmi“, nahe. Letzteres hat mich besonders beeindruckt – als tiefgründige, wenn auch leichtfüßig daherkommende Reflexion

auf zwei unterschiedliche, vielleicht unvereinbare Lebensentwürfe und deren Wahrheit: Sind Künstler unverantwortlich, ewige Kinder – oder ist unverantwortlich, wer sie als Faulenzer, Schmarotzer und Taugenichtse brandmarkt und am liebsten für immer aus dem Gemeinwesen verbannen würde? In gewisser Weise kann man im 20. Jahrhundert Leo Lionnis bekannte Bilderbuch-Erzählung von der Maus Frederick als spielerische Antwort auf La Fontaines Fabel von der im Sommer singenden und tanzenden, im Winter erbärmlich hungernden und frierenden und bald elendiglich zugrunde gehenden Grille deuten: Sonnenstrahlen sammeln für den Winter – das ist kein verrückter Luxus, sondern ein, da haben die ewigen Realisten recht, unbezahlter, und zugleich ein unbezahlbarer, ein unverzichtbarer Dienst an der Allgemeinheit.

Tierfabeln öffnen Augen

Aber was ist eigentlich eine Fabel? Und warum Tierfabeln? Fabeln sind Lehrstücke über menschliches Denken und Verhalten. Die Fabel (von lateinisch: fabula, Geschichte, Erzählung, Sage) ist eine in gebundener oder ungebundener Sprache verfasste kürzere Erzählung mit belehrender Absicht, in der vor allem Tiere, aber auch Pflanzen und Dinge oder fabelhafte Mischwesen menschliche Eigenschaften besitzen und ihnen entsprechend handeln. Fabeln sind Lehrstücke über menschliches Denken und Verhalten. Die Dramatik der Fabelhandlung zielt auf eine Schlusspointe, an die sich meist eine Moral, ein ethisches, Allgemeingültigkeit beanspruchendes Fazit anschließt. Fabeln wollen auf unterhaltensreiche Weise belehren („docere et delectare“). Im literarischen Spiegel der Interaktion von Tieren, Pflanzen oder Dingen können Menschen eigene Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen, Schwächen und Untugenden wiedererkennen, ohne sich angegriffen oder bloßgestellt zu fühlen. Fabeln überwinden bzw. umgehen so unsere reflexhafte Abwehr.

Fabeln und Subversion

Wer Ungerechtigkeit, Machtgier, Machtmissbrauch, Eitelkeit, Feigheit, Dummheit, Selbstsucht, Maßlosigkeit und Hinterlist Tieren zuschrieb, brauchte den Zorn der Mächtigen nicht zu fürchten, und doch verstand jeder, was und wer gemeint war. Die subversive Botschaft kam an! Tierfabeln werden seit Jahrtausenden in vielen, vielleicht in allen Kulturen überliefert. In allen Tierfabeln geht es um den Menschen, um grundlegende Fragen des rechten Lebens, um die Suche nach einem gerechten Zusammenleben, und dazu gehört unabdingbar das Bloßstellen von Gewalt und Ungerechtigkeit. Dies gilt auch für die Pflanzenfabeln, denken wir an die poetisch kunstvolle biblische Jotamfabel (Ri 9, 7–15), die das Königtum vernichtend kritisiert und dabei konkret die Gewaltherrschaft Abimelechs im Blick hat. In geschichtlichen Situationen der Unterdrückung und Unfreiheit, in der Kritiker mit Verfolgung rechnen mussten, konnte sich Herrschafts- und Gesellschaftskritik nur so artikulieren.

Jean de la Fontaine, der berühmte französische Schriftsteller und Fabeldichter, formulierte es so: „Je me sers d’animaux pour instruire les hommes.“ „Ich bediene mich der Tiere, um die Menschen zu unterweisen.“

Susanne Sandherr

Zum Mahl des Lammes schreiten wir

Das fürsorgliche Lamm

Zum Mahl des Lammes schreiten wir
mit weißen Kleidern angetan,
Christus, dem Sieger, singen wir,
der uns durchs Rote Meer geführt.

Am Kreuze gab er seinen Leib
für alle Welt zum Opfer hin;
und wer von seinem Blute trinkt,
wird eins mit ihm und lebt mit ihm.

Am Pascha-Abend weist das Blut
den Würgeengel von der Tür:
Wir sind befreit aus harter Fron
und von der Knechtschaft Pharaos.

Christus ist unser Osterlamm,
das uns zum Heil geschlachtet ward.
Er reicht uns seinen heil'gen Leib
als Brot, das uns sein Leben schenkt.

Lamm Gottes, wahres Opferlamm,
durch das der Hölle Macht zerbrach!
Den Kerker hast du aufgesprengt,
zu neuem Leben uns befreit.

Erstanden ist der Herr vom Grab,
kehrt siegreich aus dem Tod zurück.
Gefesselt ist der Fürst der Welt,
und offen steht das Paradies.

Dem Herrn sei Preis und Herrlichkeit,
der aus dem Grabe auferstand,
dem Vater und dem Geist zugleich
durch alle Zeit und Ewigkeit. Amen.

Nach: Ad cenam Agni providi, 5.–6. Jahrhundert

Melodie: GL 642 – andere Melodie: GL 332 · GL 1975 219 · KG 449 · EG 110

Der Hymnus „Ad cenam agni providi“, „Zum Mahl des Lammes schreiten wir“, hat seinen ursprünglichen liturgischen Ort in der Tauf liturgie der Osterzeit. Entstanden ist der anonym überlieferte lateinische Hymnus wohl spätestens im 6. Jahrhundert in Gallien und gehört zum Repertoire der Westkirche. Die

zur Osterzeit gehörenden Elemente, das Pessachmahl, der Durchzug durch das Rote Meer, Sinnbilder für Taufe, Kreuzigung und Auferweckung, verdichten sich hier eindrücklich. Jesus wird zum neuen Mose und weist über ihn hinaus.

Weiß wie Schnee

Die zweite Strophe spricht im Lateinischen drastisch-realistisch vom auf dem Altar des Kreuzes „gebratenen“ oder „gerösteten“, „gebackenen“, „gedörrten“, „torridus“, heiligen Leib des Herrn. Zum Verzehr bereitet, für lange Zeit haltbar gemacht; eine gewisse Breite der Deutungen tut sich auf. Und wie steht es mit dem Blutgenuss? Und mit den weißen Kleidern? Wir kennen den Weißen Sonntag, doch in der Regel teilen wir nicht in weißen Kleidern miteinander die Eucharistie, an der wir teilhaben dürfen durch den durch Gott begabten Geber, Jesus Christus. Weiß wie Schnee, das verstehen wir ja gerade noch. Märchenhaft. Weiß ist die Farbe der Unschuld. Ich habe dir nichts getan, das sollte ja wohl reichen. Oder hat Gott es anders mit uns beiden gemeint? Doch in der Offenbarung des Johannes heißt es paradox, und unser Verstehen weit übersteigend: Im Blut des Lammes sind unsere Kleider weißgewaschen (vgl. Offb 7, 14). Wie soll das gehen? Da sind wir mit unserem Latein am Ende. Und, hoffentlich, nicht hoffnungslos, sondern offen für Gottes neue Sprache, von ihm gesetzt auf Jesu spannende Gottesspur.

Bedroht – befreit

Die Bedrohung durch Pharaos Macht, das heißt, durch die Macht der Mächtigen, die das Sagen haben und die somit auch vorgeben, wie über was und wen geredet wird, bleibt real, auch wenn die unmittelbare Gefahr (dritte Strophe) abgewandt werden konnte. Gott sei Dank. Die Macht der widergöttlichen Mächte, sie ist keine Chimäre, sondern harte, und wie es der lateinische Wortlaut sagt, sie ist „härteste“ Wirklichkeit.

Nun

Mit der vierten Strophe sind wir im Hier und Jetzt des Hymnus angelangt. Und zugleich in einer ganz anderen als der uns vertrauten Jetzt-Zeit. Christus, das Lamm, wurde geopfert, und das verändert auch unsere Gegenwart. Das Lamm ist der Hirte (Offb 7, 9–17). Die beiden Schlusstrophen runden jubelnd den Christus-Lobgesang ab, der den Sieg über die unüberwindlichen Höllenmächte feiert, der, wie es der Benediktiner Angelus A. Häußling sagt, „mit der Befreiungstat Gottes an Israel und der Überwindung der Todesmacht durch Christus das Ostergeschehen an der feiernden Kirche preist“.

Susanne Sandherr

Am Ende wird alles gut sein: Juliana von Norwich

Die Mystikerin Juliana von Norwich wird von mehreren Kirchen verehrt, insbesondere von der katholischen und der anglikanischen Kirche. Was man von ihrem Leben weiß, stammt vor allem aus einem Buch, in dem sie selbst ihre Visionen zusammengefasst hat. Sein Titel lautet: „Offenbarungen der göttlichen Liebe“. Diese Liebe stellte Juliana von Norwich in den Mittelpunkt.

Geburt in politischen Wirren

Juliana von Norwich wurde um das Jahr 1342 in England geboren. Eine schwierige Zeit für die Kirche, die gespalten war durch das Schisma, das auf die Rückkehr des Papstes von Avignon nach Rom folgte. Es hatte die Päpste im 14. Jahrhundert nach Frankreich verschlagen, wo sie in Avignon im Papstpalast lebten. Grund

war ein Konflikt mit dem französischen König. Der Streit zwischen England und Frankreich hatte auch große Auswirkungen auf die Menschen. Zu den politischen Wirren kam eine persönliche Krankheit Julianas, die sie vermutlich im Jahr 1373 innerhalb von wenigen Tagen an den Rand des Todes führte. Doch sie wurde auf wundersame Weise geheilt, als der ans Krankenbett tretende Priester ihr das Kreuz zeigte. In der Folge empfing sie insgesamt 16 Offenbarungen, die sie in ihrem Buch niederschrieb und zusätzlich kommentierte.

Radikale Entscheidung

Auch in den Offenbarungen spielt die Liebe eine zentrale Rolle. Aus dieser Liebe heraus traf Juliana allerdings eine radikale Entscheidung. Sie wollte wie eine Wüstenmutter als Einsiedlerin leben. In der Zelle einer dem heiligen Julian geweihten Kirche in Norwich fand sie ihre neue Heimat. Möglicherweise stammt ihr heute bekannter Name auch aus dieser Zeit, wo sie den Namen des Heiligen übernahm. In ihrer „Klause“, wie man die Lebensform nannte, verbrachte sie ihr Leben in Gebet und Betrachtung der Heiligen Schrift. Viele Frauen in dieser Zeit folgten dieser Lebensform, in der sie nach Regeln des heiligen Aelred von Rievaulx (1110–1167) lebten. Die Frauen waren gefragte Ratgeberinnen und Seelsorgerinnen und wurden von vielen Menschen aufgesucht. Auch zu Juliana kamen viele Ratsuchende, die sich von ihr Hilfe und Orientierung erhofften. Aus einer Autobiografie einer Christin dieser Zeit wissen wir, dass man sie bereits liebevoll „Mutter Juliana“ nannte.

Unerschütterliche Liebe

Von den „Offenbarungen der göttlichen Liebe“, wie sie das Werk schließlich nannte, bestehen zwei Versionen. Die ältere der bei-

den ist kürzer und vermutlich die authentische Fassung. Juliana erinnert in den Offenbarungen an die unerschütterliche Gewissheit, dass wir als Menschen von Gott geliebt sind und diese Liebe zu seinen Geschöpfen auch dann kein Ende findet, wenn sie sich von ihm entfernt haben: „Ich sah mit absoluter Gewissheit..., dass Gott, noch bevor er uns erschaffen hat, uns geliebt hat, mit einer Liebe, die niemals nachgelassen hat und nie vergehen wird. In dieser Liebe hat er all seine Werke vollbracht, und in dieser Liebe hat er dafür gesorgt, dass alle Dinge uns nützlich sind, und in dieser Liebe währt unser Leben für immer.“ Sie resümiert: „In dieser Liebe haben wir unseren Anfang, und all das werden wir ohne Ende in Gott schauen“ (Das Buch der Offenbarungen, Kap. 86).

Gott ist wie eine Mutter

Für Julianas mystische Theologie ist es sehr bezeichnend, dass sie Gottes Liebe als zärtlich, fürsorgend und sanft beschreibt. Gott sei wie eine Mutter zu ihren Kindern, wie es auch der Psalmist (vgl. Ps 22, 10) oder die Propheten (vgl. Jes 66, 13) gerne gebrauchen. Allein schon die Schöpfung ist ein Beweis der unergründlichen und unerschütterlichen Liebe Gottes. Denn auch wenn Gottes Liebe wie die einer Mutter zu ihren Kindern ist, geht diese doch weit über sie hinaus: „Kann denn eine Frau ihr Kindlein vergessen, eine Mutter ihren leiblichen Sohn? Und selbst wenn sie ihn vergessen würde: ich vergesse dich nicht.“ (Jes 49, 15) Julianas zentrale Botschaft lautet: Gott ist Liebe, und nur wenn man sich vollkommen und mit völligem Vertrauen dieser Liebe gegenüber öffnet und das Leben nur von ihr leiten lässt, dann wird alles verklärt, findet man wahren Frieden und wahre Freude und kann sie um sich herum ausstrahlen.

„*Alles wird gut!*“

Im Katechismus der Katholischen Kirche werden Worte Julianas aufgegriffen, um sich der Frage nach dem Leid der Unschuldigen theologisch zu nähern (vgl. KKK Nr. 304–314). Auch dabei spielt nach Julianas Verständnis die Liebe eine wichtige Rolle: In den geheimnisvollen Plänen der Vorsehung wisse Gott auch aus dem Bösen ein größeres Gut hervorzubringen. Juliana von Norwich schrieb: „Durch die Gnade Gottes wurde ich inne, dass ich mich fest an den Glauben halten und nicht weniger fest sehen muss, dass alles, wie es auch sein mag, gut sein wird ...“ (Das Buch der Offenbarungen, Kap. 32). Die Verheißungen Gottes sind immer größer als unsere Erwartungen. Wenn wir Gott, seiner unermesslichen Liebe, die reinsten und tiefsten Wünsche unseres Herzens übergeben, werden wir nie enttäuscht werden. Juliana wird nicht müde zu betonen: „Und alles wird gut werden“, „alles wird zum Guten reichen“. Da über Julianas Leben wenig von ihr selbst oder aus anderen Quellen bekannt ist, bleibt auch ihr Ende mehr oder minder im Dunkeln. Sie ist vermutlich nach 1413 in Norwich gestorben.

Marc Witzenbacher

Gloria – mit der älteste Lobpreis Gottes und Christi

Den Text des Glorias finden Sie auf Seite 48f.

Im Eröffnungsteil der Messe folgt an Sonntagen außerhalb der österlichen Bußzeit und des Advents sowie an Festen das Gloria. Es handelt sich um einen feierlichen, ursprünglich griechisch verfassten Hymnus, der zu den ältesten überlieferten Texten des

christlichen Gottesdienstes gehört. Als um 350 das Konzil von Laodizea verbot, Hymnen im Gottesdienst zu verwenden, die nicht der Heiligen Schrift entnommen waren, konnte das Gloria mit wenigen anderen Hymnen seinen Platz im Gottesdienst dennoch behaupten – ist also deutlich älter. Es stammt aus dem christlichen Osten und hat dort seinen ursprünglichen Platz im Morgengebet. Im Westen taucht es erstmals in Formularen zur Messe an Weihnachten auf.

Das Gloria besitzt – anders als spätere Hymnen – keinen strengen Aufbau. Wegen seiner Abfolge aus Bibelzitat, einem an Gott und einem an Christus gerichteten Abschnitt wird es als „Zwilingshymnus“ zum Te Deum bezeichnet, das den gleichen Aufbau aufweist.

Ein vorangestelltes Schriftwort

Für die bis in die Antike zurückreichenden Hymnen ist eine Fülle von Bezügen zu Bibelstellen und liturgischen Motiven typisch. Zu Beginn des Hymnus steht der an die Hirten gerichtete Ruf der Engel, der bereits das Wichtigste anklingen lässt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen seiner Gnade“ (Lk 2, 14).

Im Weihnachtsevangelium finden wir zunächst eine Verkündigung eines einzelnen Engels an die Hirten, dass ihnen der Retter geboren ist (Lk 2, 11). Anschließend nimmt mit diesem Ruf eine ganze Engelschar eine Verhältnisbestimmung zwischen Gott und Menschen, zwischen Himmel und Erde vor. Wie in den Himmelsvisionen Jes 6 und Offb 4 erfährt Gott in der Höhe alle denkbare Verherrlichung. Die „Erde“ als Ort der Menschen bleibt davon unterschieden und getrennt. Aufgrund der Geburt Jesu, des Retters, wird aber selbst der Erde „Friede“ verheißen und damit eine neue Form der Existenz zugesagt. Der Friede umfasst alle Menschen, die in Gottes Gnade (die Einheitsübersetzung spricht von „Wohlgefallen“) stehen. Gottes Gnade aber können wir Men-

schen uns nicht aus uns selbst erringen, sondern nur geschenkt bekommen. Damit ist – bei aller weiter bestehenden Unterscheidung – jeder Gegensatz zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Mensch aufgehoben.

Die Hirten stimmen erst in diesen Lobpreis ein, nachdem sie die Personifizierung der „frohen Botschaft“ in der Krippe gesehen haben (Lk 2, 20). Die feiernde Gemeinde hingegen kann sofort in den Lobpreis der Engel einfallen, denn sie weiß um die Identität zwischen dem „Evangelium“ und der Person Jesu Christi und hat bereits das ganze Christus-Ereignis im Blick.

Gebet zu Gott

Mit „Wir loben dich ...“ beginnt ein an Gott gerichteter Abschnitt, der durch die wiederholte Polarität von Wir und Du gekennzeichnet ist. Er knüpft mit dem Stichwort „Ehre“ an den Beginn der ersten Zeile an, denn das lateinische wie das griechische Wort für „Ehre“ hat jeweils den gleichen Stamm wie das für „loben“ verwendete Verb. So stimmt die Gemeinde in die Huldigung Gottes durch die Engel im Himmel ein und vollzieht sie auf Erden. Die vier gleich gebildeten Rufe verbleiben alle im Lobpreis, der in das Bekenntnis der Größe Gottes mündet: Gott ist der „Herr“, der „König des Himmels“ und der „Herrscher über das All“ – alles Ausdrücke, mit denen wir selbst anerkennen, wie sehr Gott über uns Menschen erhaben ist.

Gebet zu Christus

Im Ruf „Herr, eingeborener Sohn, Jesus Christus“ vollzieht sich dann die entscheidende Wende und Verbindung zur Sphäre von uns Menschen. Für diesen Teilsatz kann auch im Griechischen grammatisch nicht entschieden werden, ob er einen neuen Abschnitt eröffnet oder den bisherigen abschließt. Der Titel „Herr“ wird auf jeden Fall wieder aufgenommen, nun aber auf Jesus

Christus bezogen. Damit wird diesem die gleiche Göttlichkeit zugewiesen wie Gott selbst.

Mit dem „Lamm Gottes“ wird für Christus aber auch ein biblischer Begriff (vgl. Joh 1,29.36) verwandt, der bereits das ganze Wirken Jesu erfasst samt seiner Erniedrigung und seinem Tod am Kreuz. In der Messe stellt das Gloria Bezüge zu anderen Teilen her: zum vorausgehenden Kyrie durch die zweifachen Erbarmens-Rufe sowie zum „Agnus Dei“ / „Lamm Gottes“ vor der Kommunion, wo auch die Aussage „Du nimmst hinweg die Sünde der Welt“ wiederholt wird. Das „Sitzen zur Rechten des Vaters“ ist nicht nur Zusage von Herrlichkeit. Es ist nach dem neutestamentlichen Zeugnis zugleich die Grundlage dafür, dass Christus fürbittend – auch aktuell – für die Betenden bei Gott eintritt.

Obwohl dieser Abschnitt die tiefste Erniedrigung umreißt, endet er zugleich wieder lobpreisend, indem wir Christus als „Heiligen“, als „Herr“ und „Höchsten“ benennen und abschließend in die Preisung der Dreifaltigkeit einordnen.

Funktion des Glorias im Gottesdienst

Das Gloria ist Lobpreis und direkte Anrufung Gottes und Jesu Christi. Es ist aber kein Hymnus, der „trunken“ vom Lobpreis die Realität dieser Welt, ihr Leid und ihre Not ignorieren oder übersehen würde. Im Gloria sehen wir als Betende beides, schöpfen unsere Hoffnung aber aus dem ganzen Christus-Geschehen, das mit der Geburt begann, mit Leiden und Tod die tiefsten Tiefen des Menschseins durchlitten hat, um in Auferweckung und Erhöhung in die Verherrlichung überzugehen.

Vom Ablauf der Messe könnte man vielleicht denken, dass damit das Gloria doch viel zu früh käme. Aber Gottesdienste haben keinen zwingend logisch-dramaturgischen Ablauf, sondern die Liturgie „denkt“ oft anders und nimmt vielfach an einer Stelle schon „das Ganze“ in den Blick und durchläuft es dann mehr-

fach. Wir als Gemeinde rufen schon im Eröffnungsteil der Messe Gott und Jesus Christus lobpreisend an. Wie immer, wenn wir beten, vertrauen wir auf die göttliche Gegenwart, die Erhörung unseres Betens und auf sein Wirken in der Welt.

Friedrich Lurz

Glaubenszeugin des Monats: Franziska Streitel

Franziska Amalia Streitel stammt aus dem Bistum Würzburg. Sie wurde am 24. November 1844 in Mellrichstadt geboren. Die schon früh in tiefem Glauben lebende Franziska trat im Alter von 17 Jahren in das Kloster der Franziskanerinnen von Maria Stern in Augsburg ein. Mit der Einkleidung erhielt sie den Namen Schwester Maria Angela. 1883 wechselte sie nach Rom, um dort gemeinsam mit zwei weiteren Schwestern die Gründung der Salvatorianerinnen vorzunehmen. Bereits zwölf Tage nach ihrer Ankunft in Rom legte Maria Angela das Gelübde ab und nahm den Namen „Schwester Maria Franziska vom Kreuz“ an.

Schwestern der Schmerzhafte Mutter

Wegen unterschiedlicher Auffassung zur Regel der Kongregation gründete sie schließlich die „Kongregation der Schwestern von der Schmerzhafte Mutter“, die 1885 die kirchliche Approbation erhielt und sich schnell ausbreitete. Allerdings kam es im Lauf der Zeit zu Differenzen, die später zur Absetzung von Franziska als Generaloberin führten. Mutter Franziska blieb aber weiter „als mustergültige Untergebene und in tiefer Demut“ in Castel S. Elia bei Rom, wo sie im Orden in der Betreuung von Kindern wirkte. Am 6. März 1911 starb Franziska. 1920 erwarb die Kongregation das Kloster Marienburg in Abenberg, das bis heute Sitz der deut-

schen Regionalleitung der Kongregation ist. Franziska galt schon zu Lebzeiten als Heilige und wurde nach ihrem Tod sehr verehrt. Der Seligsprechungsprozess wurde 1937 eingeleitet und nach einer Unterbrechung auf Anordnung von Papst Johannes XXIII. 1963 fortgesetzt. Das Verfahren ist noch nicht abgeschlossen. Am 27. März 2010 hat Papst Benedikt XVI. Franziska Streitel den heroischen Tugendgrad anerkannt.

Marc Witzenbacher

Aktionen zur Fasten- und Passionszeit

Um die Fastenzeit bewusst zu gestalten und den Blick über den eigenen Tellerrand zu richten, bieten verschiedene kirchliche Einrichtungen und Werke auch in diesem Jahr unterschiedliche Aktionen an. Sie regen dazu an, den Weg auf das Osterfest als Einkehr und auch als Umkehr zu verstehen. Oder wie es das katholische Hilfswerk Misereor beschreibt: „Fasten heißt Fragen: Woraus lebe ich? Wofür setzen wir uns ein? Was können wir teilen? In der Fastenaktion finden wir Antworten und handeln gemeinsam. Gegen globale Ungerechtigkeit und die Zerstörung der Schöpfung. In sich gehen. Außer sich sein.“

Frau. Macht. Veränderung

Mit diesem Aufruf, auf die eigenen Quellen zu schauen und gleichzeitig zu überlegen, wo und was wir teilen können, lenkt Misereor in diesem Jahr die Aufmerksamkeit auf die globale Geschlechtergerechtigkeit. Mit dem Motto „Frau. Macht. Veränderung“ macht Misereor deutlich, dass gesellschaftlicher Wandel von Teilhabe lebt. Hierzu gehöre vor allem, dass auch Frauen gleichberechtigt an gesellschaftlichen Entscheidungen mitwirken können. Dies zeigen zahlreiche Beispiele aus Madagaskar,

das dieses Jahr Partnerland der Fastenaktion ist. Auf der Website <https://fastenaktion.Misereor.de/fastenaktion/thema-land> erzählen verschiedene Frauen ihre Geschichten und zeigen, wie wichtig ihre Teilhabe für den gesellschaftlichen Wandel ist. Nach wie vor ist die madagassische Gesellschaft geprägt von einer strukturellen Benachteiligung der Frauen. Mit verschiedenen Projekten schafft Misereor vor Ort Rahmenbedingungen und gibt darin Unterstützung, diesen Strukturen entgegenzuwirken. Frauen werden darin gestärkt, selbst Entscheidungen zu treffen, eine Ausbildung machen zu können und mit kleinen Betrieben für das Auskommen zu sorgen. Damit werden auch die Kinder gestärkt, da für die Dorfgemeinschaften Lehrerinnen und Lehrer zur Verfügung gestellt werden können. Misereor lädt dazu ein, auch in der eigenen Gemeinde die Fastenaktion zum Thema zu machen. Auf der Website finden sich dazu zahlreiche Materialien und Vorschläge. Wie in den Jahren zuvor besteht auch die Möglichkeit, Gäste aus dem Partnerland in die Gemeinde einzuladen und damit ein authentisches Zeugnis über die Situation vor Ort und die Arbeit von Misereor zu bekommen.

Leuchten! Sieben Wochen ohne Verzagtheit

Die evangelische Fastenaktion „Sieben Wochen ohne“ ist schon seit mehr als 20 Jahren eine erfolgreiche Aktion, um dem Thema Fasten und der Zeit vor Ostern auch in der evangelischen Kirche mehr spirituelles Gewicht zu geben. Seit einigen Jahren geben die Verantwortlichen Tipps für das geistliche Leben in der Fastenzeit. Es geht darum, neben dem persönlichen Verzicht auch auf schlechte Angewohnheiten und schwächende Eigenschaften zu verzichten. „Leuchten! Sieben Wochen ohne Verzagtheit“ lautet das Motto für das Jahr 2023. Landesbischof Ralf Meister aus Hannover, Botschafter der Aktion, schreibt dazu: „Drei Dinge sind uns aus dem Paradies geblieben: die Sterne der Nacht, die Blumen des Tages und die Augen der Kinder. Auch wenn umstritten

ist, ob der Dichter und Philosoph Dante Alighieri (1265–1321) dies wirklich so schrieb: Die Welt ist voller Schönheit. Doch fällt es angesichts der aktuellen Krisen schwer, das zu sehen. In dunklen Zeiten braucht es Licht, um den Mut nicht zu verlieren.“ Die einzelnen Wochen der Fastenzeit werden unter eigene Schwerpunkte des Mottos gestellt. „Licht an!“ heißt es in der ersten der sieben Wochen. Dann gilt es, genau hinzuschauen: auf die eigenen Ängste (Woche 2) und auf das, was Menschen trägt und Kraft gibt (Woche 3). In der Mitte der Fastenzeit, der vierten Woche, sollen die Beteiligten selbst „strahlen“. Von da an rückt Ostern immer näher, es geht um Gemeinschaft (Woche 5), die auch durch die dunkle Nacht (Woche 6) in den hellen Morgen (Woche 7) trägt. „In den sieben Fastenwochen geht es nicht allein um innere Erleuchtung, sondern auch um die Ausstrahlung auf andere. Werden wir unser Licht auch anderen schenken? Werden wir Helligkeit bringen? Mit unseren Worten, Gesten, unserem Tun?“, fragt Bischof Meister. Zu der Aktion gibt es ein Themenheft mit dem Titel „Zutaten“, das Reportagen, Hintergrundtexte, Interviews, Film- und Musiktips sowie umfangreiche Materialien für die Praxis beinhaltet (Gottesdienstentwurf, Andachtsimpulse, Bühnenstück, Impulse für Kinder-, Schul- und Konfirmandengruppen). Informationen zur Aktion sowie Bestellmöglichkeiten des Themenheftes sind unter www.7wochenohne.evangelisch.de zu finden.

7 Wochen anders leben

Auch der ökumenische Verein „Andere Zeiten e. V.“ bietet in diesem Jahr wieder eine Aktion zur Fastenzeit an. Wer sich bei der Aktion anmeldet, erhält jede Woche einen persönlichen Brief, der Anregungen für die Gestaltung der Fastenzeit enthält. Zudem gibt der Verein einen Fastenkalender heraus, der zu jedem Tag der Fastenzeit Impulse, Ideen und Geschichten beinhaltet. Erweitert werden die Materialien mit Karten, die man gut mit eigenen Wor-

ten ergänzen und weitergeben kann. Zudem regt der Verein an, eigene Fastengruppen zu bilden oder an denen teilzunehmen, die der Verein in Hamburg und Umgebung anbietet. Informationen und Bestellmöglichkeiten der Materialien finden sich unter www.anderezeiten.de.

Ökumenische Fastenaktion der Schweiz

Gemeinsam setzen sich das Hilfswerk der Evangelisch-reformierten Kirche der Schweiz, das Hilfswerk der Katholikinnen und Katholiken der Schweiz und das christkatholische Hilfswerk Partner Sein in der Fastenzeit für Klimaschutz und Klimagerechtigkeit ein. „Klimagerechtigkeit verlangt, dass alle Menschen – auch die heranwachsenden und zukünftigen Generationen – ein Leben in Würde führen können“, heißt es in der Ankündigung der ökumenischen Kampagne. Die beteiligten Werke rufen dazu auf, selbst Verantwortung zu übernehmen, das eigene Konsumverhalten zu bedenken und den Lebensstil schöpferisch zu gestalten. Dies mit einer Fastenaktion zu verbinden, sei wesentlicher Ausdruck der „christlichen Spiritualität, welche die Liebe Gottes als Verbindung zu allem Lebendigen betrachtet“. Den Fokus legt die Kampagne in diesem Jahr auf die Ernährung und deren Produktion: „Die Art und Weise, wie wir heute produzieren und konsumieren, ist für rund 40 Prozent der schädlichen Treibhausgase verantwortlich.“ Vor allem die Landwirtschaft sei größte Verursacherin der Klimagase. Mit den Projekten des ökumenischen Verbundes werden daher Projekte in der kleinräumigen Landwirtschaft, standortangepasster Anbau, lokale Vermarktung und politische Partizipation gefördert. Diese sogenannte „Agrarökologie“ führe zu weniger Klimagasen und fördere die Vielfalt und Anbaumethoden. Vor allem die Bäuerinnen und Bauern im globalen Süden profitierten von dieser Anbaumethode und könnten so ihre Ernährung langfristig sichern. So will die Ökumenische Kampagne für die Fastenzeit einen spirituellen und praktischen Input für

mehr Klimagerechtigkeit geben. Informationen und Materialien für Pfarreien und Kirchgemeinden sind unter www.sehen-und-handeln.ch/materialien zu finden.

Marc Witzenbacher

Glaube bewegt: Weltgebetstag 2023 kommt aus Taiwan

Das rund 180 Kilometer vor der Küste Chinas gelegene Taiwan ist seit vielen Jahren umkämpft. Die Führung Chinas betrachtet den demokratischen Inselstaat als eine abtrünnige Provinz, während der Staat selbst sich als unabhängig ansieht. Für Europa und auch die Vereinigten Staaten ist Taiwan als führender Produzent von High-Tech-Chips auch ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Erst im vergangenen Jahr hatte eine Reise von Nancy Pelosi, der Vorsitzenden des US-Repräsentantenhauses, zu einer heftigen diplomatischen Krise zwischen China und den Vereinigten Staaten geführt. Seit Russlands Angriffskrieg auf die Ukraine kocht auch der Konflikt um Taiwan wieder auf.

Gebet für den Frieden

Gerade in diesen unsicheren und konfliktreichen Zeiten haben taiwanische Christinnen die Gebete, Lieder und Texte für den Weltgebetstag 2023 verfasst. Dieser wird am 3. März 2023 in über 150 Ländern der Erde feierlich begangen. Über Länder- und Konfessionsgrenzen hinweg engagieren sich Frauen seit über 100 Jahren für den Weltgebetstag. „Ich habe von eurem Glauben gehört“, heißt es im zugrunde liegenden Bibeltext Eph 1, 15–19. Gemeinsam mit allen Menschen guten Willens wollen die Taiwanerinnen von ihrem Glauben erzählen und mit allen Betenden für das eintreten, was ihnen wertvoll ist: Demokratie, Frieden

und Menschenrechte. Die Hauptinsel des 23 Millionen Einwohner zählenden Pazifikstaats ist ungefähr so groß wie Baden-Württemberg. Die Landschaft ist ungeheuer vielfältig. Es gibt schroffe Gebirgszüge, sanfte Ebenen und Sandstrände. Umsäumt wird die Hauptinsel von über 100 kleinen Korallen- und Vulkaninseln. Bis ins 16. Jahrhundert war Taiwan ausschließlich von indigenen Völkern bewohnt. In der Folgezeit wechselten vielfach die Staaten, zu denen Taiwan gehörte, u. a. auch China und Japan. Heute beherbergt Taiwan eine vielfältige kulturelle und sprachliche Mischung, nur noch rund zwei Prozent der Bevölkerung gehören den indigenen Völkern an.

Christen in der Minderheit

Bis heute ist der Status Taiwans umstritten. Nur wenige Länder unterhalten diplomatische Beziehungen zu dem offiziell meist noch als „Republik China (Taiwan)“ bezeichneten Inselstaat. Taiwan selbst ist ein fortschrittliches Land mit lebhafter Demokratie. Doch spielen Spiritualität und Traditionen nach wie vor eine wichtige Rolle. Weithin praktizieren die Einwohner einen Volksglauben, der daoistische und buddhistische Einflüsse vereint. Zentrum des religiösen Lebens sind die zahlreichen bunten Tempel. Christen machen nur vier bis fünf Prozent der Bevölkerung aus. Zum Weltgebetstag laden Frauen aus dem kleinen Land Taiwan ein, daran zu glauben, dass diese Welt zum Positiven verändert werden kann – egal wie unbedeutend auch die Gruppe der Christen in einem Land erscheinen mag. Denn, so das Motto des Weltgebetstages in diesem Jahr: „Glaube bewegt“!

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

April 2023

Symbole des Glaubens
See

Was für einer ist dieser,
dass ihm sogar die Winde
und der See gehorchen?

Evangelium nach Matthäus – Kapitel 8, Vers 27

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

Zum Titelbild

Die Berufung der Apostel Petrus und Andreas

Mosaik, Anfang 6. Jahrhundert,
Christus-Zyklus an der Langhauswand
von Sant' Apollinare Nuovo, Ravenna,
© akg-images / Erich Lessing

Die Mosaiken von Ravenna bilden eine kleine Gruppe von erhaltenen Zeugnissen der hochstehenden Kunst der frühbyzantinischen Epoche, da der Bilderstreit der Ostkirche im 8. und 9. Jahrhundert viele andere zerstörte. Ab 476 wurde Ravenna zur Hauptstadt des ostgotischen Reiches und erlebte damit eine zweite Blüte Anfang des 6. Jahrhunderts, nachdem es schon Anfang des 5. Jahrhunderts Hauptstadt des weströmischen Reiches war (vgl. MAGNIFICAT Februar 2022).

In diese zweite Blütezeit fiel auch der Bau der Kirche Sant' Apollinare Nuovo. Der ostgotische König Theoderich ließ sie Anfang des 6. Jahrhunderts als seine Hofkirche erbauen und mit Mosaiken ausschmücken. Zu dieser Zeit war die Kirche noch dem Erlöser geweiht, später dem Heiligen Martin und erst im 9. Jahrhundert erhielt sie den Gründer der Diözese, Bischof Apollinaris, als Patron. Die Ostgoten waren Arianer, die davon ausgingen, dass der Sohn (Christus) kein wahrer Gott sei wie der Vater, sondern dessen Geschöpf und ihm untergeordnet.

Auf den Langhauswänden, ganz oben über den Fenstern, vom Boden aus kaum zu erkennen, befinden sich 26 Bildfelder zum Leben Jesu, unter ihnen auch unser Titelbild. Der Zyklus zeigt das Leben Jesu von der Hochzeit zu Kana bis zur Erscheinung des Auferstandenen vor seinen Jüngern.

Die dritte Szene des Zyklus stellt die Berufung von Petrus und seinem Bruder Andreas dar. Jesus ruft sie aus ihrem Alltag, von ihrem Boot und ihren Netzen weg, damit sie ihm folgen und seine Jünger werden.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Seit über 12 Jahren lebe ich nun nicht mehr in München, und kaum etwas vermisse ich aus dieser Zeit so sehr wie die Seen. Unvergesslich der Abend im August, als ich einmal am Südufer des Walchensees in der Dämmerung eine Arbeit korrigierte; die Stille, nachdem die letzten Badegäste gegangen waren. Heute habe ich es nicht weit bis an den Rhein – näher als damals zu den Seen, um ehrlich zu sein –, und ich bin stets gern an dem Fluss, der meine Jugend und Studienzeit geprägt hat. Er kommt kraftvoll daher, majestätisch, jedenfalls wenn er nicht so wenig Wasser führt wie im letzten Sommer. Doch die bayrischen Seen sind anders. Oft stille Spiegel der Berge, stets aber Orte der Ruhe, wenn man von den Surfern und anderen Gästen einmal absieht. Am tiefsten erfährt man das in der Dämmerung, wenn der geschäftige Tag noch nicht erwacht oder schon wieder verklungen ist.

Ein Ort ist mir besonders lieb geworden: die Fraueninsel im Chiemsee. Tagsüber ist sie vor allem sommers stark besucht; die Ausflugsschiffe bringen ständig neue Besucher. Wenn abends das letzte abgelegt hat, kehrt jedoch Ruhe ein, und man bekommt eine Ahnung davon, weshalb dort im 8. Jahrhundert die Abtei Frauenwörth gegründet worden ist. Natürlich bringt die Insellage Sicherheit und eine gewisse Abgeschiedenheit mit sich. Doch die kraftvolle Stille des Sees habe ich so nirgends sonst wahrgenommen. Gegen Ende der Münchner Jahre war ich einmal übers Wochenende dort; es war November, und auch wenn es kalt war, hatten wir strahlenden Sonnenschein. Frühmorgens wurde ich samstags von der Konventglocke geweckt, und während die Benediktinerinnen die Laudes sangen, konnte ich beim ersten spärlichen Tageslicht die Insel umrunden. Auf einem Bootssteg fühlte ich mich derart in der Stille geborgen: Ich hätte übers Wasser gehen mögen.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Kommt her, mir nach! (Mk 1, 17)

Der Mosaikzyklus zum Leben Jesu in Sant'Apollinare Nuovo in Ravenna zeigt zwei Besonderheiten: Zum einen sind die beiden Seiten der Langhauswände dadurch unterschieden, dass Jesus auf der nördlichen Wand immer als bartloser Jüngling gezeigt wird, während er auf der südlichen Wand immer einen Bart und lange Haare trägt, also dem klassischen Christusbild entspricht. Der Unterschied erklärt sich nicht etwa durch verschiedene Künstler, sondern ist theologisch motiviert. Die Nordwand zeigt größtenteils die Wunder Jesu und hier soll Jesus in Einklang mit der antiken frühchristlichen Tradition als der ewig junge *Lógos*, das Wort Gottes, gezeigt werden, der in göttlicher Vollmacht Wunder in der Welt wirkt. Die Südwand aber zeigt die Passion, beginnend mit dem Abendmahl bis zu den Szenen des Auferstandenen. Hier trägt Jesus Bart und lange Haare, erscheint als gereifter Mann, um ihn eher als Menschen zu charakterisieren und damit Gott von jeder Belastung der Passion freizuhalten. In der Einführung zum Titelbild wurde ja bereits auf den arianischen Glauben der Erbauer der Kirche hingewiesen, der hier im Hintergrund steht.

Dazu gehört auch die zweite Besonderheit dieses Zyklus: Er zeigt die Kreuzigung nicht! Auf die Kreuztragung, wo Simon von Kyrene eher ein Kreuzsymbol trägt als ein Marterinstrument, folgt die Szene der Frauen am leeren Grab. Es ist keine Szene verloren gegangen, sondern die Künstler haben auf diese Weise versucht, die Schmach und das Leiden des Kreuzes in maximalem Abstand zu Gott zu halten. Dies ist allerdings in der spätantiken christlichen Kunst keine Besonderheit. In den ersten Jahrhunderten sind Darstellungen des Gekreuzigten am Galgen des Kreuzes die absolute Ausnahme, das Kreuz wird vorwiegend als *Crux gemmata*, als edelsteingeschmücktes goldenes Kreuz gezeigt und so bereits im Licht der Auferstehung gedeutet.

Berufung durch das Wort

Unser Titelbild zeigt den bereits erwähnten bartlosen Jüngling, der am Rand des Sees von Galiläa steht. Er steht auf einer in verschiedenen Grüntönen gezeigten Erdscholle, Sandalen an den Füßen. Ein prächtiges violettes Gewand mit Goldclavi hebt seine Bedeutung hervor. Der Kopf mit mittellangem Haar wird von einem Nimbus umgeben, dem ein Goldkreuz mit Edelsteinen (*Crux gemmata!*) eingeschrieben ist, wobei die goldenen Mosaiksteine hier von dunkleren begleitet werden, um den Nimbus vom Goldgrund abzuheben, der die gesamte Szene hinterfängt. Seitlich und leicht nach hinten versetzt steht ein Jünger im weißen Gewand (*s. Innenkarte*). In allen Szenen des Zyklus wird Jesus von Jüngern begleitet, auch wo sie der Bibeltext nicht nennt. Hintergrund ist die Vorstellung, dass eine Theophanie von Zeugen begleitet werden muss, welche die Bedeutung der Erscheinung Gottes hervorheben.

Jesus streckt die Rechte über den See aus und nimmt dadurch Kontakt mit den beiden Fischern auf. Er schaut sie nicht an. Er ist frontal auf den Betrachter ausgerichtet. Mit dem Redegestus spricht er sie an: „Kommt her, mir nach!“ Beide Jünger, der vordere in einer hellen, der hintere in einer dunkleren kurzen Tunika, welche Arme, rechte Schulter und Unterschenkel frei lässt, schauen konzentriert zu Jesus hinüber, reagieren auf sein Wort. Der vordere, er zeigt die klassische Physiognomie des Petrus mit kurzen, weißen Haaren und Bart, hält ein Netz mit beiden Händen, das er mit Fischen gefüllt aus dem Wasser ins Boot zieht. Der hintere hält ein Ruder in der Hand. Der See zeigt eine bewegte Oberfläche in Blau- und Weißtönen, ein großer Fisch schwimmt auf der Oberfläche und ist dem Netz entkommen.

Auf sein Wort hin

Das Boot ist hier nur ein kleiner, bananenförmiger Kahn. Petrus (der hier noch Simon heißt, vgl. Mk 1, 16) und sein Bruder Andreas sind Fischer und gehen ihrem Alltagsgeschäft nach. Da unterbricht sie Jesus und ruft sie heraus aus ihrem Alltag, aus ihrem Boot und von ihren Netzen. Davon zeigt das Bild nichts außer der gespannt federnden Haltung der beiden und ihrem aufmerksamen Blick zu Jesus hin. Der Bibeltext schildert aber, dass sie allein auf sein Wort hin ihre Netze liegen ließen und ihm nachfolgten (vgl. Mk 1, 18). Nicht dargestellt ist die zweite Szene der Berufung von Jakobus und seinem Bruder Johannes, die ebenfalls Fischer waren und im Boot arbeiteten. Von ihnen wird berichtet, dass sie ihren Vater Zebedäus und seine Tagelöhner verließen, um Jesus zu folgen (vgl. Mk 1, 19 f.). Wichtig dafür ist sicher das Wort Jesu, dass er sie zu Menschenfischern machen werde (vgl. Mk 1, 13). Hierbei handelt es sich um ein schwieriges Wortspiel, denn natürlich sollen die Menschen nicht gefangen und getötet werden wie die Fische, im Gegenteil, sie sollen hinübergerettet werden ins ewige Leben.

Berufung heute

Haben wir heutzutage zu wenige Berufungen? Ich bin fest davon überzeugt, dass wir heute mehr Berufungen haben. Früher erlernten viele Menschen einen Beruf, weil die Eltern es wollten oder weil es keine Alternative gab. Heute gibt es viele Menschen, die berufen sind, immens wichtige Schaltstellen unserer Gesellschaft auszufüllen. Als Krankenschwester oder als Arzt, als Lehrerin oder als Sozialarbeiter muss man berufen sein, sonst wird man dem Druck, der heute mit diesen Berufen verbunden ist, nicht lange standhalten können. Man muss fest davon überzeugt sein, dass man Menschen auf diese Weise helfen kann, und daraus die eigene Motivation schöpfen. Die Liste dieser Berufe ist natürlich

unendlich. Ebenso ist es mit den vielen Ehrenamtlichen in unseren Gemeinden, die berufen sind, an der Sendung der Kirche mitzuwirken, und die dafür keinen Lohn empfangen.

Vielleicht ist es aber so, dass viele Menschen sich für andere Menschen mit Haut und Haar einsetzen, sich für den Dienst an anderen berufen fühlen, aber das alles für sie nichts oder sehr wenig mit Gott zu tun hat. Schauen wir Gott ins Gesicht? Lassen wir uns von ihm ganz persönlich ansprechen: „Komm her, mir nach“? Berufung heißt immer, dass ein anderer ruft.

Heinz Detlef Stäps

Vom Wasser

Wasser ist der Urstoff und die Voraussetzung allen Lebens, aber es ist nicht konstant verfügbar; sein Vorkommen oszilliert gefährlich zwischen Mangel und Überfluss. Wie die letzten Jahre weltweit, aber auch hierzulande schmerzhaft gezeigt haben, kann das lebensnotwendige Wasser Leben gefährden und vernichten durch die Ausschläge des bedrohlichen Zuwenig: Trockenheit, Dürren, und des gewalttätigen Zuviel: Anstieg des Meeresspiegels, reißende Wasser, zerstörerische Überschwemmungen, tödliche Flut.

Urflut

In Genesis 1 ist das Wasser Bild für den Zustand der Erde vor der Schöpfung; die Erde ist ganz und gar von Wasser bedeckt. Bei der Erschaffung des Himmels in Gen 1,6–9 wird die Urflut dann auf zwei Bereiche außerhalb der geplanten Lebenssphäre eingegrenzt. Die, so das hebräische Wort, „Ausbreitung“, zumeist übersetzt als „Gewölbe“ oder „Firmament“, bildet einen rettenden, Leben ermöglichenden Freiraum zwischen den oberen und den unteren Wassern.

Sintflut

Die Sintflut, die große Flut, stellt den ursprünglichen, lebenswidrigen Zustand zeitweise wieder her. Lebensgefährdende Situationen vergleicht das Alte Testament mehrfach mit dem Einbrechen, der Wiederkehr der Urflut, die auch „Wasser“, „Flut“ oder „Urmeer“ genannt wird. Die Zurückdrängung und Eingrenzung der Wasser ermöglicht Schöpfung und vielfältiges Leben, doch der geordnete Zustand kann vom Schöpfer wieder aufgehoben werden! Die biblische Sintflutgeschichte mündet aber in Gottes Bundschluss mit allem, was lebt, und in der Zusage, die Schöp-

fung trotz aller schöpfungswidriger und menschenfeindlicher Verfehlungen, die den Schöpfer so hart schmerzen, zu erhalten. Der als Bundeszeichen gedeutete Regenbogen zeigt die ordnende Macht Gottes an, die stärker ist als das Chaoswasser, das die Schöpfung bedroht.

Auch das Meer ist nicht mehr

Im Weltbild des Alten Orients ist die bewohnte Erde über dem Urmeer errichtet, das sie von allen Seiten umgibt, eine lebensfeindliche Macht, die jedoch von Gott gebändigt wurde (Ps 104, 5–9). Sie birgt Ungeheuer wie den mythischen Leviatan mit Schlangen- oder Drachenleib. Er repräsentiert das Urchaos, auch das Böse, das jedoch vom Herrn überwunden wurde (Jes 27, 1). In Psalm 104, 26 ist Leviatan sogar in die Schöpfung integriert: JHWH hat ihn erschaffen, „um mit ihm zu spielen“. Mit dem Leviatan ist ein Chaosungeheuer altorientalischer Mythen in die Welt der Bibel eingewandert, das auch in den apokalyptischen Vorstellungen vom „großen Drachen, der alten Schlange, die Teufel oder Satan heißt“ (Offb 12, 9) begegnet. Nach Offenbarung 21, 1 wird bei der Erschaffung eines neuen Himmels und einer neuen Erde das Meer nicht mehr bestehen: die vom Urmeer und seinem Ungeheuer symbolisierte lebensfeindliche Chaosmacht ist endgültig besiegt: „... auch das Meer ist nicht mehr“ (Offb 21, 1).

Das eherne Meer

Im Vorhof des salomonischen Tempels stand ein gewaltiges, auf zwölf Stierfiguren ruhendes Wasserbecken aus Bronze, „das Meer“ bzw. „das eherne Meer“ (1 Kön 7, 23–26). Wahrscheinlich symbolisierte es das Urmeer, das im ehernen Meer gebändigt, kraftvoll begrenzt, vor Augen gestellt wurde. Bei der Eroberung Jerusalems wurde es zerschlagen und nach Babylonien gebracht (2 Kön 25, 13).

Das Wasser und der Tempel

Der Jerusalemer Tempel ist von Wassersymbolik erfüllt, und viele der Kultradtition entstammende Texte verbinden den Tempel mit einer ihm eigenen Quelle: Wasser ist Gabe des Herrn. Ezechiel 47, 1–12 entfaltet diese Vorstellung in einem berühmten Bild. Die unter der Tempelschwelle hervorbrechenden Wasser erfüllen das ganze Land, darunter trockene Gebiete wie die Araba, und ergießen sich schließlich sogar in das durch seinen hohen Salzgehalt „Tote“ Meer, das zu einem mit Fischen gefüllten Lebensraum wird. Die im Tempelbereich sich manifestierende Lebensfülle, die sich überzeugend im Wasser zeigt, erfasst somit auch die lebensfeindlichen Bereiche des Kosmos.

Jesu Nähe zum Schöpfer-Gott

Auch im Neuen Testament wird das Element Wasser in seiner Ambivalenz gesehen. Als Trinkwasser ist es lebenswichtig und es ist Mittel der äußeren und inneren Reinigung. In den Erzählungen von der Sturmstillung kommt aber auch die bedrohliche Seite des Wassers zum Vorschein. Indem Jesus die Jünger aus Seenot rettet, erweist er sich in größter Nähe zum Schöpfer-Gott als Herr über die zerstörerischen Kräfte der Natur. So erfahren die Jünger, dass sie Jesus glauben und vertrauen können, in höchster Gefahr. Die Erzählungen vom Seewandel Jesu unterstreichen diese helfende Nähe.

Wasser im Johannes-Evangelium

Johannes betont die heilende und reinigende Kraft des Wassers, so in der Geschichte von der Heilung am Teich Bethesda (Joh 5, 7). Jesus selbst spendet das Wasser, das den Durst derer stillt, die ihn suchen (Joh 7, 37). Wie im Alten Testament zeigt sich hier die enge Verbindung von Wasser und Leben (vgl. Joh 4, 7–15);

Johannes 7, 38 nimmt diese Vorstellung nochmals auf und betont, dass von Jesus „Ströme lebendigen Wassers ausgehen“ werden. Aus Jesu Seite strömen Blut und Wasser, Versinnbildlichung von Abendmahl und Taufe (Joh 19, 34). Die Fußwaschung der Jünger durch Jesus, eigentlich ein erzwungener Sklavendienst, ist nach Johannes Zeichen des Dienens und der Gemeinschaft und gleichzeitig höchster Liebesbeweis Jesu gegenüber seinen Jüngern (Joh 13, 4f.), der diese zum Dienst aneinander verpflichtet.

Vom Wasser der Taufe

Wichtig ist neutestamentlich auch der Zusammenhang von Wasser und Taufe (Mt 1, 8; Joh 1, 26; Joh 3, 23) und die Verbindung von Wasser und Geistgabe (Apg 8, 36–39; Apg 10, 42). Wasser steht für die Reinigung von Schuld und für die Gabe neuen Lebens; das Eintauchen in Wasser ist Zeichen der Umkehr. Die urchristliche Gemeinde machte die Wassertaufe zu ihrem Zeichen schlechthin (Apg 2, 38). Das Wasser der Taufe reinigt, erneuert und belebt – und lässt den „alten Menschen“ im wahrsten Sinne des Wortes untergehen. Doch dieser bedrohliche Untergang ist ein Neuanfang – der Auftrieb steht für die in Christus geschenkte Neuschöpfung von Gott her.

Susanne Sandherr

Mirjam sang ihnen vor

Die Bibel lebt von der Farbigkeit und Konkretheit ihrer vielen Geschichten, ohne dabei stehen zu bleiben. Die Einzelgeschichten werden durchsichtig auf eine letzte gemeinsame Wirklichkeit, auf Gottes rettende Hand. Lobpreis- und Danklieder fördern diesen Durchblick stets aufs Neue. So finden sich Psalmen nicht nur im klassischen biblischen Liederbuch, dem Psalter.

Psalmen legt die Bibel Mose und Mirjam in den Mund (Ex 15). Die jungen biblischen Bücher Tobit, Judit, Weisheit, Jesus Sirach und Daniel weisen eine Fülle psalmartiger Dichtungen auf. Der katholische Alttestamentler Georg Steins spricht von einer „Lobvermehrungstendenz“ der Bibel. Auch das Neue Testament kennt Lieder, etwa in der Kindheitsgeschichte des Lukas-Evangeliums oder in der Briefliteratur.

Damals sang Mose mit den Israeliten dieses Lied

Das 15. Kapitel des Buches Exodus füllt zu weiten Teilen ein Psalm, der Mose zugeschrieben wird (Ex 15, 1). Ein in seiner Kürze fast unscheinbarer, aber prägnanter Gesang, das Lied der Mirjam, schließt sich an (Ex 15, 20–21). Lässt man den Mose-Psalms in ganzer Länge auf sich wirken, dann fallen seine feierliche und bildkräftige Sprache und das ausgeprägte theologische Profil auf.

Bleibt stehen und schaut zu

Es geht um einen völlig überraschenden Sieg, der im vorangehenden Kapitel erzählt wurde. Aber der Psalm ist so reichhaltig, dass er über den unmittelbaren Geschehenszusammenhang, die unverhoffte, dramatische Rettung der Hebräer am Schilfmeer, hinausweist. Thema des Mose-Liedes ist nicht eine Entscheidungsschlacht zwischen zwei verfeindeten Völkern. Die Darstellung, die dem Psalm vorausgeht, Exodus 14, handelt nicht einfach von Kriegshändeln. Pharao hat hier keinen Namen – nicht, weil der Erzähler ihn vergessen hätte, sondern weil es um eine Erfahrung geht, die in gewisser Weise typisch und überzeitlich ist. „Bleibt stehen und schaut zu ...“ (Ex 14, 13): Den Israeliten wird das Kämpfen ausdrücklich verboten; eine Maßnahme, die eigentlich nicht nur unter Militärsachverständigen ungläubiges Erstaunen hervorrufen müsste. Die Israeliten sind nicht Kriegsteilnehmer. Sie sind Zeugen und Zeuginnen von Gottes Handeln.

Rechts und links von ihnen das Wasser wie eine Mauer

Die Meerwundererzählung bildet den Abschluss der harten Auseinandersetzung zwischen JHWH, der sich als Retter-Gott der Unterdrückten erweist, und dem Unterdrücker Pharaos, der als Gott verehrt werden will. Der sich allmächtig gerierende Pharaos, der Israel auslöschen wollte und darum die Neugeborenen im Nil ertränken ließ, nun geht er selbst unter.

Fürchtet euch nicht

Die Erzählung vom Meerwunder, das die heillos Unterlegenen bewahrt und die hochgerüstete Supermacht schlägt, ist biblische Kritik an selbstzerstörerischen menschlichen Machtansprüchen und sich verselbstständigenden Gewaltpotenzialen. Die Angst des Volkes vor der ägyptischen Militärmacht ist aus biblischer Sicht die falsche Perspektive. Mose entgegnet den bestürzten Hebräern: „Fürchtet euch nicht!“ (Ex 14, 13) Die einzig angemessene, die von Furcht befreiende Furcht ist die Gottesfurcht. (Ex 20, 20)

Da schnaubtest du Sturm

Das Mose-Lied schildert Gottes Sieg über die Feinde als ein Schöpfungsgeschehen. Der Herr bedient sich der vier großen Naturmächte, der Meerwasser, des Zornfeuers, des Windes und der Erde, um den gewaltigen Feind niederzuringen. Es geht hier also um eine neue Ordnung der ganzen Schöpfung, um ein Gegenbild zu der gierig-bedrohlichen Feindesmacht (Ex 15, 9). Mehr als ein Kriegsgott ist JHWH hier ein Schöpfergott, der die Chaosmächte bändigt. Die ganze Schöpfung ruft er zur Rettung seines bedrängten Volkes. Deshalb endet das Lied auch nicht mit dem Meerwunder, sondern mit dem Ziel des Exodus, dem Einzug ins Gelobte Land, und mit dem Leben ermöglichenden Königtum Gottes (Ex 15, 13).

Der HERR ist König für immer und ewig

Die Bibel erzählt eine Fülle von Geschichten vom rettenden und richtenden Wirken Gottes; Lieder deuten sie. Israel schlägt Ägypten – gerade so soll das Geschehen am Schilfmeer nicht gelesen werden. Das Mose-Lied und das Lied der Mirjam eröffnen den Zeugen und Zeuginnen und ihren Nachfahren sowie allen Lesern der Bibel einen neuen Horizont, vermitteln ein ganz anderes Wissen.

Mirjam als Erstzeugin der göttlichen Rettungstat

Zuerst der lange Mose-Psalm, dann wenige Zeilen, die mit Mirjams Namen verknüpft sind; die Abfolge hat Fragen aufgeworfen. Die Antwort schien einfach: Mose macht eine Vorgabe, und Mirjam singt mit den Frauen den Refrain – eine klare Arbeitsteilung. In der heutigen Bibelwissenschaft wird Moses Siegeslied vielmehr als Antwort auf Mirjams Vorgabe betrachtet. Wichtig scheint die Beobachtung, dass sie den Herrn nicht wegen der Vernichtung der Ägypter lobt, sondern wegen der Zerstörung des entsetzlichen Kriegsgeräts, wörtlich: „Ross (Singular!) und Wagen (Singular!) warf er ins Meer“. Die Einzahl steht für die überaus bedrohliche Gesamtheit der Hochrüstung, als die Pferdegespanne an Kriegswagen im Alten Orient der Zeit erscheinen mussten. Mirjams Lied deutet die unwahrscheinliche Wende als göttliche Rettungstat und eröffnet den Israeliten so den Glauben an den Retter der Bedrängten, und an Mose, seinen Knecht. Georg Steins zieht eine interessante Parallele zwischen Mirjam und Maria von Magdala: „Wie Maria Magdalena in Bezug auf die Auferweckung ist Mirjam die erste Zeugin der Rettungstat Gottes.“ Mirjams Zeugnis bereitet der Gotteserfahrung der verängstigten Hebräer den Boden, wie Maria Magdalenas Auferstehungsbotschaft schließlich der Ostererfahrung der deprimierten Jünger Grund legt.

Mirjam Prophetin

Mirjam wird in Ex 15, 20 „Prophetin“ genannt. Ihr Lied erschließt das Ereignis als Eingreifen Gottes; es gehört zur Tat Gottes an Israel. Es lehrt, die Welt mit den Augen Gottes anzusehen, sie neu zu sehen – als Ort, an dem seine Schöpfermacht verwandelnd wirkt. „Er stürzt die Mächtigen vom Thron.“ Recht verstanden, laden das Mose-Lied und das Lied der Mirjam auch uns zum Mitsingen ein.

Susanne Sandherr

„Gott ist gegenwärtig“

Ein Lied vom Ende vom Lied

Den Text des Liedes finden Sie auf den Seiten 68f. und 77f.

„Gott ist gegenwärtig“ (EG 165, GL 387) wurde 1729 erstmals in Gerhard Tersteegens (1697–1769) Werk „Geistliches Blumen=Gärtlein Inniger Seelen“ veröffentlicht. Die heute gebräuchliche Liedmelodie geht auf eine Weise aus Joachim Neanders (1650–1680) „Bundeslieder und Dankpsalmen“ von 1680 zurück. Gerhard Tersteegen, mystisch begabter Prediger im calvinistisch geprägten niederrheinischen Pietismus, Seelsorger, Therapeut, frommer Menschenfreund, klingende Stimme in der protestantischen Erweckungsbewegung, entfaltete mit seinen Kirchenliedern beachtliche Wirkung bis heute, nicht nur im Raum der Reformation, sondern auch in der katholischen Kirche.

Festlicher Nachdruck, lichtiges Fließen

Tersteegen wählte für sein Lied eine ungewöhnliche Strophenform, die sich typographisch als Pokal darstellen lässt. Der erste

und dritte Vers ist in einigen Strophen durch eine Zäsur geteilt, mehrmals füllt ein selbstständiger Hauptsatz mit einer knappen, lapidaren Aussage die erste Vershälfte, so in der ersten Strophe: „Gott ist gegenwärtig“, „Gott ist in der Mitten“. Die zweite, ergänzende Vershälfte „Lasset uns anbeten“, „Alles in uns schweige“ reimt nicht mit der ersten, vielmehr reimen der zweite und vierte Vers mit der zweiten Hälfte des ersten bzw. dritten: „Lasset uns anbeten / und in Ehrfurcht vor ihn treten.“ „Alles in uns schweige / und sich innigst vor ihm beuge.“ Die prägende metrische Grundfigur der Verse 1 und 3 taucht in den Versen 7 und 8 wieder auf, einem nun durch Endreim gebundenen Verspaar: „schlagt die Augen nieder; / kommt, ergebt euch wieder“. Wie Jürgen Henkys treffend bemerkte, war Tersteegens Gedicht schon vor seiner Vertonung Musik, geprägt von feierlichem Nachdruck und lichtem Fließen zugleich.

Der anmutige Vortrag

In seiner Vorrede zu Joachim Neanders bedeutendem geistlichen Sammelwerk, dem *Großen Neander*, entfaltet Tersteegen den Gedanken, dass es sich bei den Pflichten des „äußern Gottesdienstes“ vor allem um Hilfsmittel für den „wahren innerlichen Gottesdienst“ handle. Unter jenen Hilfsmitteln sei „gewiss das Lesen und Singen andächtiger Lieder nicht das geringste“. Zumal habe „der anmutige Vortrag eine lieblich-reitzende Kraft bei sich, wodurch die christlichen Wahrheiten dem Gemüte ganz annehmlich vorgebildet und mit Lust eingeflößt werden“.

Einwärts gezogen

Wer das tief gedachte und schön gestaltete, das „anmutige“ Gotteslob, das die „christlichen Wahrheiten“ poetisch bezaubernd vorträgt, mit Andacht mitsingt, könne vom äußeren zum inneren Gottesdienst gelangen. Da geschehe es, dass jemand im Singen

so „von Gott und dessen Gegenwart [...] auf eine lebendige und kräftige Weise gerühret, einwärts gezogen, und im Geist beschäftigt gehalten“ werde, dass die einzig mögliche Antwort das innere und äußere Schweigen sei. Nun gelte es, „Mund und alle Sinne stille zu halten“ und sich ganz aufs andächtige innere Hören zu verlegen, da Gott „im Grunde der Seele auch in der größten Stille aufs herrlichste und beste gelobet wird“.

Alles in uns schweige

Nimmt man diese Einsicht ernst, dann hat Tersteegens Loblied also, wie jedes wahrhaft geistliche Lied, zum Ziel, sich selbst überflüssig zu machen. Was das Lied besingt, Gottes Gegenwart als die wirklichste Wirklichkeit der ganzen Welt und der einzelnen Seele, wird durch das Lied, mit Gottes Hilfe, erfahrbar, und das ist zugleich das Ende des Liedes. „Gott ist in der Mitten. / Alles in uns schweige / und sich innigst vor ihm beuge.“

Ein bewegtes Geflecht

Um die ruhende Mitte der zur Anbetung einladenden Gottesnähe kreist das Lied in einer Fülle von Ausrufen, Aufrufen, Anrufungen, Bitten und Bildern; ein bewegtes Geflecht sich ergänzender, variierender und intensivierender Motive. Die Glaubenserfahrung von Gottes *Gegenwart* bringt die erste, zweite und vierte Strophe zur Sprache, das Motiv des *Schweigens*, der *Stille*, findet sich in der ersten, sechsten und siebten Strophe. Die Stichworte *innigst*, *Innigkeit* der Gottesbeziehung nennen die erste und siebte Strophe; von *Ergebung*, *Ergebenheit* ist in der ersten und dritten Strophe die Rede. *Engel* und *Engelchöre* werden in der zweiten und vierten Strophe aufgerufen; das *Sehen* und *Schauen* der göttlichen Gegenwart prägt die vierte, fünfte, sechste, siebte und achte Strophe.

Im Himmel wie auf Erden

Spricht die erste Strophe noch *über* Gott, also in der 3. Person von ihm – „Wer ihn kennt, / wer ihn nennt“ –, so wird der Herr ab der zweiten Strophe durchgängig als Du angeredet: „Herr vernimm / unsre Stimm.“ In der vierten Strophe: „Majestätisch Wesen, möcht ich recht dich preisen“ löst ein sprechendes Ich das Wir der ersten drei Strophen ab. Dieses eine Ich, das sich betend dem EINEN, dem großen Du zuwendet, begehrt nichts anderes, als in solcher Anbetung verharren zu dürfen, den Engeln im Himmel gleich. „Gott ist gegenwärtig, dem die Cherubinen / Tag und Nacht gebücket dienen.“ Wie im Himmel, so auch auf Erden: „Herr, vernimm / unsre Stimm, / da auch wir Geringen / unsre Opfer bringen.“ (2. Strophe)

Ich in dir, du in mir

„Ich in dir, / du in mir“ (5. Strophe), das ist die klassische Formel des mystischen Austauschs zwischen Gott und Mensch. Die alle Erfahrung übersteigende Erfahrung von Gottes Gegenwart im Seelengrund lässt sich weder bruchlos auf den Begriff bringen noch in einem einzigen Bild fassen. Darum wechseln sich hier die Bilder ab, löst eines das andere ab, verkehren sie sich in ihr Gegenteil. So wird Gott als die Luft angesprochen, die alles füllt und in der wir schweben (Apg 17, 27); diese ist aber auch fester Grund, „aller Dinge Grund und Leben“. Mitten im Satz kippt oder bricht das Sprachbild abermals, Gott ist nun ein unermessliches Meer, „Meer ohn Grund und Ende“, in dem das Ich versinkt: „ich senk mich in dich hinunter“. Solche Spannungen und Widersprüche sind keine Schwäche des Liedes, sondern bezeugen das „Wunder aller Wunder“ (5. Strophe): das nur im Schweigen vernehmbare Geheimnis, den in seiner Liebe unfassbar gegenwärtigen Gott.

Susanne Sandherr

Seefahrer und Welthit-Dichter: John Newton

Seinen Namen kennen viele vielleicht nicht, doch sein Lied „Amazing Grace“ (O wunderbare Gnade Gottes) geht bis heute um die Welt: John Newton. Der einstige Matrose und spätere Kapitän wurde tief von der See geprägt. Eine radikale Lebenswende führte dazu, dass der lebensfreudige Seemann schließlich anglikanischer Geistlicher wurde und sich insbesondere für die Abschaffung des Sklavenhandels einsetzte.

Früh zur See gefahren

John Newton wurde 1725 in London geboren. Sein Vater war Kapitän, seine Mutter stammte aus einer Instrumentenbauerfamilie. Als er sechs Jahre alt war, starb seine Mutter an Tuberkulose. John besuchte zunächst ein Internat und zog dann nach Essex, wo sein Vater mit seiner zweiten Frau lebte. Im Alter von elf Jahren fuhr John Newton erstmals mit seinem Vater zur See. Das freizügige Leben an Bord genoss er sichtlich und hatte auch keine Scheu, alle möglichen Ausschweifungen auszuprobieren. Er schloss sich schließlich der Royal Navy an, allerdings unfreiwillig. Mehrmals versuchte er zu desertieren, wurde aber entdeckt und vor der versammelten Mannschaft des Schiffes „Harwich“ ausgepeitscht und anschließend zum Seemann degradiert.

Unterwegs als Sklavenhändler

Von dieser Demütigung erholte sich Newton nicht. Auf dem Weg nach Indien wechselte er das Schiff und heuerte auf einem Sklavenschiff an, das nach Afrika unterwegs war. Die „Pegasus“ beförderte Waren nach Afrika, die dort gegen Sklaven eingetauscht wurden, die in den Kolonien eingesetzt werden sollten. In Afri-

ka arbeitete Newton als Sklavenjäger, doch bekam er auch dort Schwierigkeiten mit seinem Arbeitgeber und landete schließlich im Gefängnis. Er gelangte selbst in die Sklaverei, konnte aber von einem Kapitänskollegen seines Vaters, der ihn suchen ließ, gerettet werden und kehrte nach England zurück.

Radikale Lebenswende

Der Weg nach England brachte aber eine Kehrtwendung in seinem Leben. An Bord des Schiffes erlebte er einen schweren Sturm, der das Schiff fast zum Kentern brachte. John Newton betete um die Gnade Gottes („Amazing Grace“), bis der Sturm nachließ und die Besatzung sicher den englischen Hafen erreichen konnte. Das brachte Newton zum christlichen Glauben, den 10. März 1748 markierte er als Jahrestag seiner Bekehrung. Er begann, die Bibel und andere religiöse Literatur wie die „Nachfolge Christi“ des Thomas von Kempen zu lesen. Nach seiner Rückkehr erhielt er eine Stelle als Erster Offizier des Sklavenschiffes „Brownlow“, später sogar als Kapitän weiterer Schiffe. Seine nautische Karriere endete allerdings jäh nach einem Schlaganfall.

Ordination zum Priester

Im Jahr 1750 heiratete John Newton und gründete in Rochester eine Familie. Er adoptierte seine beiden verwaisten Nichten und lebte mit seiner neuen Familie in Rochester. Einige Zeit später entschloss sich John Newton dazu, Geistlicher zu werden. Zunächst arbeitete er als Steuereintreiber und studierte in seiner Freizeit die biblischen Sprachen Griechisch und Hebräisch sowie später auch Theologie. Nach seinen Studien war John Newton als Laienprediger tätig, später bewarb er sich in verschiedenen Kirchen, weil die Kirche von England ihn als „labil und theologisch unsicher“ ablehnte. Doch wurde er schließlich angenommen und am 17. Juni 1764 zum anglikanischen Priester geweiht. Er übernahm in

Olney bei Northampton eine Pfarrstelle, wo er sehr beliebt wurde und man seine klaren und lebenserfahrenen Predigten schätzte. 1779 ging Newton nach London, wo er Rektor von St. Mary Woolnoth in der Lombard Street wurde.

Kampf gegen den Sklavenhandel

Erst 34 Jahre nach seinem Rückzug aus dem Sklavenhandel meldete sich John Newton mit einer Broschüre zu Wort, in der er sich gegen die Sklaverei einsetzte und die furchtbaren Verhältnisse auf den Sklavenschiffen beschrieb. Diese fast als eine Art Geständnis zu verstehende Schrift wurde rasch bekannt und musste mehrfach nachgedruckt werden. Newton verbündete sich mit dem Abgeordneten William Wilberforce, der eine parlamentarische Initiative gegen den afrikanischen Sklavenhandel anführte. Rund 20 Jahre später, im Jahr 1807, nur kurz vor Newtons Tod, kommt der Triumph für die britischen Gegner der Sklaverei: England verbietet den Sklavenhandel. John Newton erlebte also zumindest noch, dass ein Gesetz gegen den Sklavenhandel verabschiedet wurde.

Ein Welthit der Gnade

1773 schrieb Newton den Text von „Amazing Grace“, in dem er sein Bekehrungserlebnis in Seenot verarbeitete: „Einst war ich verloren, aber jetzt wurde ich gefunden; war blind, aber jetzt kann ich sehen.“ Ursprünglich dienten die Verse wohl dazu, in einer seiner Predigten rezitiert zu werden. Dass dieses Lied ein wahrer „Schlager“ in kirchlichen Kreisen werden sollte, damit hatte Newton nicht gerechnet. Die heute gebräuchliche Melodie taucht erstmals in einem englischen Gesangbuch von 1831 auf. Ihre Herkunft ist nicht geklärt, doch liegen die Wurzeln vermutlich in den Gesängen der Sklaven. Newton dichtete auch weitere Kirchenlieder. Bereits 1790 war John Newtons Frau gestorben, er

selbst starb am 21. Dezember 1807 in London. Er wurde neben seiner Frau zunächst in London, später in Olney beigesetzt.

Marc Witzenbacher

Das Evangelium und seine Inszenierung

Begegnung mit Jesus Christus, der zu uns spricht

Bis zur Liturgiereform war durch das Tragen des Messbuchs durch den Messdiener auf die andere Seite des Altars erkennbar, dass anschließend vom Priester das Evangelium gelesen wurde. In der heutigen Liturgie ist die Verkündigung des Evangeliums liturgisch wesentlich aufgewertet, was wiederum in seiner inhaltlichen Relevanz begründet ist.

Eigener Ort für die Schriftlesung

Zunächst haben die Schriftlesungen mit der Liturgiereform ihren eigenen liturgischen Ort erhalten. Die früheren, seit dem Spätmittelalter anzutreffenden Kanzeln für die Predigt, auf denen gegebenenfalls vor der Predigt nochmals das Evangelium in der Muttersprache vorgelesen wurde, werden zumeist nicht mehr genutzt. Dafür wurde entsprechend der Rede von den beiden „Tischen“ des Wortgottesdienstes und der Eucharistiefeyer sowie nach antikem Vorbild der Ambo als liturgisches „Möbel“ neu eingeführt. Er ist als fester Ort für Schriftlesungen, Predigt und Fürbitten vorgesehen. Nutzte man direkt nach dem Konzil behelfsmäßig mit einem Parament behangene Leseplatte, so ist der Ambo heute zumeist aus dem gleichen Material wie der Altar geschaffen. Beide können in der ästhetischen Gestaltung und durch eine polare Anordnung aufeinander bezogen sein.

Die Inszenierung der Evangeliumsprozession

Zunächst einmal zeigt die Abfolge, dass unter den Schriftlesungen das Evangelium immer zum Schluss gelesen wird, seine besondere Bedeutung an. Das Evangelium bildet in der Feiergestalt aber auch den Höhepunkt, weil dort Jesus Christus selbst, das fleischgewordene Wort Gottes, zu uns spricht. Die liturgische Gestaltung weist eine auffallende Nähe zur Dramaturgie des Eucharistischen Hochgebets auf: Der Vortrag des Evangeliums ist allein dem ordinierten Amtsträger vorbehalten, einem Diakon oder Priester. In Parallele zur Gabenprozession kann ein eigenes Evangelienbuch (Evangeliar), wie es jüngst (2022) auch mit der neuen Einheitsübersetzung erschienen ist, zum Ambo getragen werden. Diese Prozession wird klanglich mit dem Halleluja bzw. in der Fastenzeit dem „Ruf zum Evangelium“ gedeutet, in dessen Zentrum oft schon ein zentraler Satz aus dem Evangelium steht. Rituell wird die Prozession zudem mit Lichtern und Weihrauch begleitet und die Gemeinde erhebt sich. Dann wird das aufgeschlagene Evangeliar wie ein Altar vor der Benutzung mit Weihrauch „inzensiert“.

Die Dialoge vor und nach dem Evangelium

Da wir im Hören des Evangeliums aber ebenso Jesus Christus selbst wie in der Eucharistie begegnen, ist auch für das Evangelium eine Kantillation als feierliche Vortragsform möglich. Zudem kennzeichnen die Einführung und der Abschluss mit Dialogen von Vortragendem und Gemeinde den besonderen Charakter des Geschehens.

Nach dem Wechselruf „Der Herr sei mit euch“ / „Und mit deinem Geiste“ rufen der Priester oder der Diakon: „Aus dem (heiligen) Evangelium nach N.“, wobei für „N.“ der Name des jeweiligen Evangelisten eingesetzt wird. Die Formel „Evangelium nach ...“ ist auch die Überschrift, die sich regelmäßig in den

älteren Bibelhandschriften findet, die erstmals überhaupt einen Evangelisten benennen. Es heißt nie: „Das Evangelium *des N.*“. Denn es geht immer um das *eine* „Evangelium“, die *eine* „Frohe Botschaft“, die im Zentrum der vier kanonischen Texte steht. Der Evangelist hingegen, dem das konkrete Evangelium zugeschrieben wird, ist demgegenüber zweitrangig. Es handelt sich um vier einander bereichernde Zugänge zu Person, Wirken und Leben Jesu, und damit zu Jesus Christus selbst.

Während dieses kurzen Dialogs bekreuzigt der Vortragende das Evangeliar (oder Lektionar) sowie seine Stirn, seinen Mund und seine Brust. Ebenso bekreuzigt jede und jeder Einzelne in der Gemeinde die eigene Stirn, Mund und Brust und antwortet mit dem Ruf „Ehre sei dir, o Herr“. Die Gemeinde erweist so Christus selbst die Ehre, den sie im Vollzug gegenwärtig weiß und dem sie die Herrlichkeit Gottes zuerkennt.

Ein ähnlicher Dialog kennzeichnet den Abschluss der Evangeliumsverkündigung. Der Vortragende ruft: „Evangelium unseres Herrn Jesus Christus“ und macht damit zusammenfassend kenntlich, dass Urheber der „Frohen Botschaft“, die wir gehört haben, allein Jesus Christus ist. Entsprechend antwortet die Gemeinde mit „Lob sei dir, Christus“ und spricht Christus selbst lobpreisend an.

Hören als Grundvollzug

Inhalt des Evangeliums ist somit Christus selbst und seine Verkündigung. Das ist kein vergangenes Geschehen, sondern – wie die liturgische Gestaltung zu erkennen gibt – immer auch ein aktuelles Sprechen Jesu zu seiner Jüngerschaft, seiner Kirche. Es ist Proklamation des verkündeten Heils. Die jüngere Theologie spricht deshalb vom „Sakrament des Wortes“, das seine Wirksamkeit hier und jetzt hat. Für die Glaubenden geht es darum, „Hörer des Wortes“ (Karl Rahner) zu sein, denn Hörerin und Hörer zu

sein, ist ein Grundvollzug christlicher Existenz. Es geht dabei um eine innere Haltung, die selbst dann zum Zuge kommt, wenn wir Hilfsmittel wie MAGNIFICAT verwenden, weil vielleicht unsere Hörfähigkeit eingeschränkt ist. Denn Gott offenbart sich uns in der Verkündigung der Heiligen Schrift. Weil wir Christinnen und Christen in Jesus Christus, dem Auferstandenen, das fleischgewordene und ewige Wort des Vaters (Joh 1) erkennen, ist jede Schriftlesung eine Gottesbegegnung in Jesus Christus.

Er kommt uns in der Heiligen Schrift, besonders im Evangelium, entgegen. Die Weise des Entgegenkommens kann aber eine verborgene sein, eine, die wir heute vielleicht gar nicht nachvollziehen können, die uns fremd und widerständig bleibt. Ähnlich wie die Gegenwart in der Eucharistie eine geschenkte und geglaubte ist, ist auch die Gegenwart in der Schrift nicht in Vernunft auflösbar. Sie bedarf immer der Deutung und Auslegung aus dem Glauben. Letztlich zeigt sich in dieser Unverfügbarkeit der „sakramentale Charakter“ der Schriftlesung. „Hörer“ sein ist die Form, sich dieser Verborgenheit Gottes zu nähern.

Friedrich Lurz

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Die Heilige Woche 2023

Symbole des Glaubens
Baum des Lebens

Selig, die ihre Gewänder waschen:
Sie haben Anteil am Baum des Lebens
und sie werden durch die Tore in die Stadt
eintreten können.

Offenbarung des Johannes – Kapitel 22, Vers 14

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Zum Titelbild

Kreuzigung

Stuttgarter Psalter, Saint-Germain-des-Prés,
erste Hälfte 9. Jahrhundert,
Württembergische Landesbibliothek Stuttgart,
Cod. Bibl. 2° 23, fol. 27r,
© Württembergische Landesbibliothek Stuttgart

Der Stuttgarter Psalter ist ein sehr frühes Beispiel qualitätvoller Buchmalerei, denn es handelt sich um eine karolingische Psalmenhandschrift. Er wurde zwischen 820 und 830 in der Benediktinerabtei Saint-Germain-des-Prés bei Paris geschrieben und illuminiert.

Die Handschrift präsentiert sich heute mit 168 Pergamentblättern im Format 26,5 x 17,5 cm. Vier Streifen von ursprünglich zum Manuskript gehörigen Blättern werden separat in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart aufbewahrt.

Der Text der 150 Psalmen in der lateinischen Vulgatafassung ist in gleichmäßiger karolingischer Minuskel geschrieben und wird von 316 farbigen Miniaturen illuminiert, die streifenförmig in den Text eingebunden sind und sich auf die Verse darüber oder darunter beziehen.

Antikes Formgut wird von den ausdrucksstarken Miniaturen rezipiert, es finden sich aber auch theologische Hinweise auf andere Bibelstellen, insbesondere zum Leben Jesu, oder frühmittelalterliche Alltagsschilderungen.

Über Auftraggeber und weitere Besitzer der Handschrift wissen wir nichts. Wahrscheinlich holte Herzog Carl Eugen von Württemberg (1728–1793) sie nach Stuttgart, wo sie demnach seit über 200 Jahren zu Hause ist.

Die Kreuzigung Jesu wird mit theologischen Verweisen in das Alte Testament eingebettet und gemäß den Passionsberichten als Höhepunkt des Neuen Testaments präsentiert.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Wenn Sie schon einmal in Kassel gewesen sind, haben Sie vielleicht Basaltstelen gesehen, die dort im Stadtbild recht oft vorkommen. Sie stammen von einem Kunstprojekt, das Joseph Beuys 1982 zur documenta 7 beigetragen hat. Es begann mit einem mächtigen Haufen Basaltstelen auf dem Friedrichsplatz, und manch eine(r) wunderte sich, was es damit wohl auf sich haben mochte. Nach und nach wurden die Stelen dann abtransportiert und im Stadtgebiet aufgestellt, jeweils mit einem Baumsetzling daneben. Waren es zuerst die Setzlinge, die neben dem Steinmal winzig erschienen, sind heute aus den meisten stattliche Bäume geworden, die nun die Basaltsäulen buchstäblich in den Schatten stellen. Was 1982 noch niemand ahnte: Beuys' „Stadtverwaldung“ prägt heute nach 40 Jahren die Stadt – und wird das hoffentlich noch Jahrhunderte tun (Informationen zum Projekt: www.7000eichen.de).

Bäume sind Leben. Ja, lebendige Wesen. Ganz anders als wir, und doch: Auch sie kommunizieren miteinander, bilden Netzwerke, unterstützen sich gegenseitig. Eine einfache Tatsache, die mich besonders fasziniert: Sie brauchen uns wie wir sie. Sie leben vom Kohlendioxid, das wir ausatmen, wir vom Sauerstoff, den sie spenden. So sind wir als Menschen und Bäume eng verbunden. Auch die Bibel weiß davon; sie vergleicht den gottesfürchtigen Menschen gern mit einem fruchtbaren Baum (Ps 1, 3; 92, 13–15; Jer 17, 8). Oft muss ich an diese Stellen denken, wenn ich Feldkreuze sehe, die von zwei Bäumen flankiert sind wie Jesus von Maria und Johannes, die er sterbend einander anvertraut (Joh 19, 26 f.). Menschen, die so wie diese Bäume zu Jesus und zueinander stehen, tragen nach Ps 92, 16 eine frohe Botschaft hinaus in die Welt: „Sie verkünden: Der Herr ist redlich, mein Fels! An ihm ist kein Unrecht.“

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Der Gekreuzigte lebt

Im Stuttgarter Psalter gibt es nicht weniger als fünf Kreuzigungsdarstellungen, unter denen unser Titelbild die größte ist, eine der wenigen fast ganzseitigen Miniaturen im Codex. Der Text bietet ja die 150 Psalmen, in denen die Kreuzigung Jesu natürlich nicht erwähnt wird. An fünf Stellen haben die Planer und Maler aber den alttestamentlichen Text auf die Kreuzigung Jesu hin gedeutet, was für die Theologie der Zeit üblich war. Dabei kann man unterscheiden zwischen symbolischen Darstellungen der Kreuzigung (wie zum Beispiel zu Ps 1 auf fol. 2r, wo das Kreuz für den Baum, gepflanzt an Bächen voll Wasser, aus Ps 1,3 steht) und den auf die Passionsberichte der Evangelien bezogenen Kreuzigungsdarstellungen, zu denen auch unser Titelbild gehört.

Der Psalm Jesu

Eingeschaltet ist unsere Miniatur in den mittleren Teil von Ps 22. Wahrscheinlich war dies der Psalm, den Jesus am Kreuz gebetet hat („Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ – Mk 15, 34 und Ps 22, 2). Die meisten Elemente unserer Miniatur lassen sich aus dem Psalmtext herleiten, andere entstammen der damals bereits gefügten Ikonografie der Kreuzigung.

„Sie haben mir Hände und Füße durchbohrt,“ heißt es in Ps 22, 17. Dies ist wahrscheinlich der Grund, warum hier die Kreuzigung dargestellt wurde. Die Nägel an den Füßen sind deutlich zu sehen, die Handwunde links angedeutet.

„Sie verteilen unter sich meine Kleider und werfen das Los um mein Gewand“ (Ps 22, 19). Dies ist in einem auch farblich abgetrennten Teil unter der eigentlichen Kreuzigung zu sehen. Zwei Soldaten in kurzen Tuniken sitzen jeder auf einem kleinen Hügel, sie schauen sich an. Ein großes dunkles Stoffstück haben sie zwischen sich ausgebreitet, es steht für das Gewand Jesu, das „ohne Naht von oben ganz durchgewoben“ (Joh 19,23) war, weshalb

die Soldaten es nicht zerteilten, sondern darum losten, wie es jedenfalls Johannes darstellt. Links sehen wir den Soldaten, der ein Messer hebt, um das Gewand zu zerteilen, sein Kamerad auf der anderen Seite hat aber schon die Finger gehoben, um durch das schon in der Antike bekannte Morra-Spiel auszulosen, wer das Gewand erhalten soll.

Auch Löwe und Einhorn auf der rechten Seite sind dem Psalmtext entnommen. Das Einhorn, ein Fabeltier, mag hier überraschen. In der modernen Einheitsübersetzung heißt der entsprechende Vers: „Rette mich vor dem Rachen des Löwen und vor den Hörnern der Büffel“ (Ps 22, 22). Der lateinische Text der Vulgata, der auch die Textgrundlage des Stuttgarter Psalters bildet, spricht aber tatsächlich von Löwe und Einhorn, und so hat es der Maler wortgetreu ins Bild übertragen. Auch Martin Luther hat an dieser Stelle „Einhorn“ übersetzt, bezieht sich dabei aber wahrscheinlich auf die Septuaginta, die griechische Übersetzung des Alten Testaments, wo von *einem* Horn die Rede ist (der hebräische Text geht wohl von einem Tier mit zwei Hörnern aus, einem Büffel oder wilden Ochsen), womit aber auch ein Nashorn gemeint sein könnte.

Inventar einer frühmittelalterlichen Kreuzigungsdarstellung

Die anderen Details unserer Miniatur sind der schon damals üblichen Ikonografie der Kreuzigung entnommen, die wiederum auf den Passionsdarstellungen der vier Evangelisten fußt. Da ist zum einen der aufrecht am Kreuz stehende Herr, die Arme nur leicht durchhängend, die Daumen nach oben abgespreizt, das Haupt leicht zur Seite geneigt und von einem Heiligenschein mit Kreuz umgeben. Der Gekreuzigte lebt! Die Augen sind geöffnet und blicken zu dem Hauptmann herab, der auf ihn zeigt. Im Gegensatz zu den symbolischen Darstellungen der Kreuzigung im Psalter, die Jesus bartlos zeigen, ist er bei denjenigen mit Bezug zu den Passionsberichten mit Bart zu sehen (einen ähnlichen Befund ha-

ben wir in der April-Ausgabe bei dem Mosaik aus Ravenna aus dem 6. Jahrhundert, vgl. MAGNIFICAT April 2023).

Das Perizoma (Lendentuch) ist stark gefaltet und über der linken Hüfte geknotet, auch das entspricht den Darstellungen der Zeit. Das einfache Balkenkreuz steht auf einem kleinen Hügel und ist mit kantigen Hölzern befestigt. Oben halten zwei Engel in Halbfigur das Kreuz mit Tüchern. Ihre Mienen spiegeln die Trauer der Szene wider, aber mit ihrer Geste der Ehrerbietung übersteigen sie die Karfreitagsszene und zeigen einen anderen Aspekt: Sie bezeugen den Gekreuzigten als göttlich.

Eine ähnliche Funktion übernehmen die beiden Soldaten auf der linken Seite. Sie sind vollständiger ausgestattet als ihre beiden Kameraden unter dem Kreuz: Mit Umhang, Helm, Schild und Speer sitzen sie auf einer Felsbank (nur Matthäus erwähnt, dass die bewachenden Soldaten sitzen, vgl. Mt 27, 36). Der linke Soldat schaut zu Jesus hinauf und weist wie der andere auf ihn; der rechte aber schaut zum ersten hinüber. Zweifelsohne ist mit dem linken der Hauptmann gemeint, in dessen Bekenntnis „Wahrhaftig, Gottes Sohn war dieser“ (Mt 27, 54) nur bei Matthäus auch die ihn begleitenden Soldaten einstimmen.

Natürlich lässt die Lanze seitlich von Jesus an den Soldaten denken, der nur bei Johannes seine Lanze in die Seite Jesu stieß (vgl. Joh 19, 34), und tatsächlich ist unterhalb der Achsel Jesu eine angedeutete Seitenwunde zu sehen. Interessanterweise ist es aber das Einhorn, das rechts sein Horn in die andere Seite Jesu zu bohren scheint.

Zeuge einer verlorenen Tradition

Bleibt noch der Kelch auf der rechten Seite. Man möchte ihn gerne mit dem Blut Christi in Verbindung bringen und auf die Eucharistie hin deuten, wie seine Form es nahelegt. Aber er hat keine Verbindung zur Seitenwunde auf der anderen Seite, und die Handwunde ist gerade auf dieser Seite nicht gezeigt und es

ist kein Blut zu sehen. Der Chludow-Psalter (Hist. Mus. Moskau, fol. 67r), eine byzantinische Handschrift ebenfalls aus dem 9. Jahrhundert, zeigt auf dieser Seite den Soldaten, der Jesus mit Essig trinkt und an dieser Stelle einen ebenfalls eher eucharistisch anmutenden Kelch, der aber das Essiggefäß meint. So ist es auch hier zu verstehen. Man nimmt an, dass der Stuttgarter und der byzantinische Psalter (auch wegen anderer Details) aus einer gemeinsamen Vorlage geschöpft haben, die aber heute leider nicht mehr erhalten ist.

Heinz Detlef Stäps

Vom Baum des Lebens

Bäume sind Lebenszeichen. In vielen Kulturen werden sie geschätzt und sogar verehrt. In Zeiten des Klimawandels, steigender Temperaturen und sich häufender Dürren schätzen wir sie im globalen Norden neu und denken auch darüber nach, welche Arten den klimatischen Veränderungen im Wortsinn gewachsen sind. Dabei lernen wir von den Erfahrungen südlicher Länder. Bäume schützen vor sengender Sonne, spenden Schatten und zeigen unterirdisches Wasservorkommen an. Vor allem mächtige, einzelne Bäume waren immer auch markante Wegzeichen und Ortskennzeichen. Sie beeindruckten durch ihre Größe, Langlebigkeit und Erneuerungskraft. Heiligtümer und Gerichtsorte sind biblisch oft von eindrucksvollen Bäumen flankiert. Bäume sind Symbole des Lebens und der Hoffnung. Im Alten Orient begegnen sie auch als Symbole weiblicher Gottheiten, wobei stärkende Lebenskraft, verheißungsvolle Schönheit und Üppigkeit, Fruchtbarkeit im Blick sind (vgl. Hld 7,7–10).

Weltenbaum – die Zuverlässigkeit der Welt

Der mythische Weltenbaum steht in der Antike für die gute Weltordnung, die eine Gottheit oder, in deren Auftrag, eine königliche Gestalt garantiert. Auf bildlichen Darstellungen wird der Weltenbaum meist von geflügelten Mischwesen flankiert, die den Zugang zu ihm bewachen, vergleichbar dem von Keruben abgeschirmten Lebensbaum (Gen 3,24). Der Lebensbaum ist zunächst ein Motiv, das gegenüber dem Baum der Erkenntnis zurücksteht und erst am Ende der biblischen Erzählung bei der Ausweisung aus dem Paradies Bedeutung erhält. „Dann sprach Gott, der HERR: Siehe, der Mensch ist wie einer von uns geworden, dass er Gut und Böse erkennt. Aber jetzt soll er nicht seine Hand ausstrecken, um auch noch vom Baum des Lebens zu nehmen und ewig zu leben.“ (Gen 3,22)

Verlorenes Paradies

Die Vertreibung der Menschen aus dem Garten soll sie daran hindern, durch den Genuss der Früchte eine weitere Eigenschaft Gottes, das ewige Leben, zu erlangen und damit die Grenze zwischen Schöpfer und Geschöpf gänzlich zu durchbrechen. Durch die Übertretung des göttlichen Gebotes sind sie ja schon „wie einer von uns geworden“ (Gen 3,22). Für das Ende der Zeiten jedoch wird biblisch die Wiederkehr des guten Anfangs erwartet – Protologie und Eschatologie, das Erste und das Letzte, berühren sich. Zum himmlischen Jerusalem gehört auch der Baum des Lebens, der Monat für Monat Frucht trägt und damit das ewige Leben garantiert (Offb 22,2). Bereits zu Beginn des Buches kündigt Gott es an (Offb 2,7).

Unterscheidung von Gut und Böse

„Gott, der HERR, nahm den Menschen und gab ihm seinen Wohnsitz im Garten von Eden, damit er ihn bearbeite und hüte. Dann gebot Gott, der HERR, dem Menschen: Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, doch vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse darfst du nicht essen; denn am Tag, da du davon isst, wirst du sterben.“ (Gen 2,15–17) Genesis 2–3 zufolge haben Adam und Eva im Paradies eine Frucht vom Baum der Erkenntnis gegessen, nicht jedoch vom Baum des Lebens, den Gott den Menschen für immer unzugänglich machte. Die biblische Erzählung will damit erklären, wie es kommt, dass die Menschen die Erkenntnis von Gut und Böse haben, nicht aber das ewige Leben. Der Gewinn der Erkenntnis ist im dritten Kapitel der Genesis durch das Essen vom untersagten Baum der Erkenntnis mit dem konkreten Tun des Bösen verbunden. Doch zugleich ist das Unterscheidungsvermögen biblisch eine Gabe Gottes und seines Heiligen Geistes. Ist der Sündenfall, die Heilige Schrift verwendet

das Wort Sünde hier allerdings nicht, nur – tödlicher – Verlust? Ja, das Paradies ist verloren. Was ist gewonnen?

Das harte Holz des Kreuzes

Das Kreuz ist in der Antike ein Hinrichtungsinstrument, von den Römern zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in ihrem Sinne, zur Hinrichtung von flüchtigen Sklaven, von Schwerverbrechern und ausländischen Aufständischen in den unterworfenen Provinzen massenhaft angewandt. Mit dem Stichwort Holz ist aber auch biblisch das Bild einer ehrlosen, gottverfluchten Hinrichtung verknüpft (Dtn 21, 22–23). Doch diese Stelle lässt sich auch umgekehrt lesen; noch der von Gott Verfluchte ist zu bestatten. Wie kann man zeigen, dass das offenkundige Zeichen des Unheils das Zeichen des Heils der Welt ist? Das war die fast unlösbare Aufgabe der jungen christlichen Gemeinschaften.

Du trägst den Lösepreis der Welt

In der Dichtung des Venantius Fortunatus (gest. um 600) „Des Kreuzes Banner wallt empor“ rufen die ausgebreiteten Arme des Kreuzesbaums das Bild der Waage hervor, das mit dem Motiv des Lösegeldes verbunden wird. „O edler Baum in hehrem Glanz, / von königlichem Purpur rot, / du werter, du erwählter Stamm, / du trägst den Lösepreis der Welt.“ Der Kreuzesbaum wird selig gepriesen, da seine Zweige den Preis tragen, der erbracht wurde, um die Welt den Fängen der Unterwelt zu entreißen. An diesem Baum hängt ein Körper, der das Lösegeld der Welt ist; das Kreuz ist eine Waage, die den Leib des toten Christus trägt und wägt.

Kreuz als Lebensbaum

Venantius Fortunatus unternimmt es, das Kreuz Christi in Bildern des Baumes, des wiedergewonnenen paradiesischen Lebensbau-

mes, des verlockend duftenden, Erfüllung verheißenden Weisheitsbaumes zu deuten, des Baumes, an dem ein Toter hängt und der doch gerade so zur Waage des Lösepreises einer tödlich verstrickten Welt geworden ist. Diese Bilderwelt ist reich, sie ist tief, sie hat starke biblische Wurzeln und ein breites und weitverzweigtes theologisches und frömmigkeitsgeschichtliches Geäst. Sie findet sich vielfältig auch in der bildenden Kunst unserer christlichen Tradition gespiegelt und fortgeführt. Dabei stellt der Hymnus die tumbe Härte des Kreuzesholzes vor Augen, verschweigt nicht die stumme Unerbittlichkeit des Balkens, an dem „im Fleisch des Fleisches Schöpfer hängt“. Die Zumutung des Kreuzes Christi, des Siegeszeichens eines liebenden und bergenden Gottes über alle Todesmacht, wird hier nicht überspielt. Leben und Tod sind in diesem Zeichen verschlungen. So grünt und blüht das harte Holz.

Susanne Sandherr

Pietà

Unsere liebe Frau vom Mitleid

Wie große Pein, Maria rein, / musst leiden ohne Maßen; / denn du bist von jedermann / ganz und gar verlassen.“ Die vierte Strophe des Friedrich von Spee zugeschriebenen Grablegungsliedes aus dem 17. Jahrhundert „O Traurigkeit, o Herzeleid“ (GL 295) lenkt den Blick der trauernden Gläubigen auf die leidende Mutter, auf ihren Schmerz, auf ihre Trauer um den verlorenen Sohn. Vor Augen steht das Bild der Pietà, in dem die Schmerzensmutter mit dem leblosen Sohn auf dem Schoß, ohne Mittrauernde, mit dem Toten ganz allein, dargestellt ist.

Die Mutter: am Anfang und am Ende des irdischen Lebens Jesu

Die aus dem Italienischen kommende Bezeichnung „Pietà“ für Darstellungen der Gottesmutter, die sitzend den toten Sohn auf dem Schoß hält, leitet sich vom lateinischen „domina nostra de pietate“ ab, unsere Herrin, unsere liebe Frau vom Mitleid. Die Benennung der Pietà als Vesperbild geht darauf zurück, dass die Stufen der Passion Christi den Tageszeiten zugeordnet wurden; die Abendzeit und damit die Abendandacht, die Vesper, brachte man zeitlich mit der Entgegennahme des toten Christus durch seine Mutter in Verbindung. Die biblischen Evangelien kennen diese Szene nicht, das Johannes-Evangelium spricht aber davon, dass Maria mit dem Lieblingsjünger und den anderen beiden Marien unter dem Kreuz stand (Joh 19, 25). Maria, die Mutter, steht für den Beginn und für das Ende des irdischen Lebens Jesu. Und sie steht zu ihrem als Verbrecher hingerichteten Sohn, sie steht liebend und leidend, mitleidend, für ihn ein.

Zwischen Kreuz und Grab

Den von den biblischen Evangelien nur spärlich gefüllten Raum zwischen Kreuz und Grab füllte die christliche Bildkunst nach und nach mit einer Reihe sich unterscheidender, aber auch berührender und kreuzender Szenen: Kreuzabnahme, Beweinung, Salbung, Grabtragung, Grablegung. Die besondere Bedeutung der Mutter Jesu, ihre mütterliche Zärtlichkeit und ihr verzweifelter Schmerz, wurde im Laufe der Jahrhunderte in Bildern und von der begleitenden frommen Literatur immer mehr gewürdigt. Maria, die Mutter des Herrn, wurde ikonografisch schließlich zur Zentralperson, um die sich die ursprünglichen biblischen Hauptakteure der Bestattung, die aufrechten Jesus-Sympathisanten Josef von Arimathäa, Mitglied des Hohen Rates, und Nikodemus, der für ein wahrhaft königliches Begräbnis Jesu sorgt, Maria von Magdala und die übrigen Marien sowie der Lieblingsjünger Jesu, Johannes, gruppieren.

Zum Mitleiden anregen – der Weg zur Pietà

Zum andächtig mitleidenden Nachvollzug des Leidens und Sterbens Jesu anregend, bringt das Bildmotiv der Pietà den Moment zwischen Kreuzabnahme und Grablegung zur Darstellung. Künstlerischen Ausdruck findet es vor allem in Holz- oder Steinplastiken; berühmt ist Michelangelo Buonarrotis römische bzw. vatikanische Pietà. Die um 1500 entstandene Marmorstatue befindet sich seit 1749 im Petersdom. Michelangelos Pietà ist allerdings keine typische von Leid und Schmerz gezeichnete „Mater Dolorosa“, Schmerzensmutter, wie sie auf der anderen Seite der Alpen sehr deutlich vor Augen geführt wird (vgl. Lk 2, 35).

Schönheit – Stille der Seele

Die 1972 durch einen geistig verwirrten Täter schwer beschädigte Skulptur von Mutter und Sohn, aus lupenreinem Carrara-Marmor geschaffen, lässt sich heute nur noch durch Panzerglas betrachten. Die Stille der Seele, die Seelenruhe, sichtbar auf dem Antlitz der still, wie entrückt, trauernden, der, wie oft bemerkt wurde, unrealistisch jugendlichen Mutter, dringt dennoch durch. Zauber der Schönheit. Wird hier aber nicht der unendliche Verlustschmerz einer gequälten guten Frau verleugnet? Wird die Widerstandskraft der Betrachtenden gegen Unrecht und Gewalt folglich ausgeschaltet, fatal paralyisiert?

Beten mit der Beterin des 131. Psalms

Oder werden wir durch diese Pietà vielmehr angehalten, werden wir ermutigt, Marias Weg mitzugehen? Den Weg einer leidenden und mitleidenden Beterin, die angesichts des unerträglichen Unrechts den harten Konflikt mit ihrem Gott nicht scheut, wie dies auch der 131. Psalm andeutet? Am Ende dieses Weges steht im Psalm die Erfahrung, dass die Trauernde, die Verzweifelte, ihre Seele, ihre emotionalen und vitalen Kräfte, besänftigen, glätten,

zur Ruhe bringen konnte. Wäre das der tiefere theologische Hintergrund des jugendlich glatten Gesichts von Michelangelos Pietà?

Wie das Kind bei seiner Mutter

Doch wie, doch warum konnte die Verwandlung gelingen? Ijobs Weg zum Frieden mit Gott, zur Seelenruhe, wie konnte Maria ihn gehen? „Wie ein gestilltes Kind bei seiner Mutter, / wie das gestillte Kind, so ist meine Seele in mir.“ (Ps 131,2) Beunruhigt und aufgewühlt durch schwerste, durch traumatische Erfahrungen, unendlichen Verlust, schneidenden Schmerz, erfährt die Beterin des Psalms sich und alles, worum sie trauert, am Ende ihres Weges aufgehoben: geborgen im gestärkten eigenen innersten Inneren – wunderbar geborgen beim mütterlich sorgenden Gott. Nicht Gleichgültigkeit siegt, sondern die Bereitschaft zum Mitleiden. Zerrissene Seele mit Aussicht. Ausblick auf Auferstehung.

Susanne Sandherr

Unterirdische Totenstadt: die Katakomben

Um die Katakomben ranken sich viele Geheimnisse. Einst sollen sich in den düsteren Gängen unter den Straßen Roms die Christen getroffen und versteckt vor ihren Verfolgern Gottesdienste gefeiert haben. Doch sind die Katakomben weniger geheim und auch nicht so dunkel wie man es ihnen andichtet. Die Katakomben dienten vorrangig als Begräbnisstätten und unterirdische Nekropolen. Allein in Rom gibt es rund 60 unterirdische Anlagen, deren verwinkelte Gänge etwa 170 Kilometer lang sind. Vermutlich wurden dort etwa 850 000 Menschen bestattet.

Bestattungen außerhalb der Stadt

Schon um das Jahr 450 v. Chr. wurde durch das sogenannte Zwölftafelgesetz geregelt, dass Bestattungen nur außerhalb der Stadtmauern Roms stattfinden durften. Auch wenn in der römischen Antike Feuerbestattungen üblich waren, hielten die christlichen Gemeinden an der Körperbestattung fest, weil sie das Grab als Ort der Auferstehung verstanden. Zunächst wurden die Toten der Gemeinden noch auf den heidnischen Friedhöfen außerhalb der aurelianischen Stadtmauer bestattet, später übernahmen die christlichen Gemeinden den jüdischen Brauch, die Toten in unterirdischen Gräbern beizusetzen. Da auch diese sich außerhalb der Stadtmauer befinden mussten, entwickelte sich eine verzweigte und mehrere Etagen umfassende unterirdische Stadt (Nekropole = Stadt der Toten) mit zahllosen Gängen und Nischen.

Verbot der christlichen Bestattung

Im Jahr 257 erließ Kaiser Valerian ein Gesetz, das es den Christen verbot, Gottesdienste in der Öffentlichkeit zu feiern und oberirdische Friedhöfe zu betreten. So konzentrierten sich die Christen von da an auf die unterirdischen Begräbnisstätten. Der Name „Katakombe“ stammt gar nicht aus der Antike, sondern wird erst im neunten Jahrhundert allgemein gebräuchlich. Der Ausdruck geht zurück auf den römischen Flurnamen *ad catacumbas* („bei den Höhlungen“), der für die Sebastian-Katakombe an der Via Appia üblich geworden war, weil diese Katakombe bei den Mulden und Höhlungen einer Grube für Puzzolanerde lag. Diese wurde auch nach der Auflassung der meisten Katakomben im neunten Jahrhundert zugänglich und weiterhin besucht, was dazu führte, dass der Name „Katakombe“ für unterirdische Begräbnisstätten gebräuchlich wurde.

Zunehmende Märtyrerverehrung

Die zahlreichen Nischen und Räume wurden mit Marmor- oder Ziegelplatten verschlossen und meist mehrfach belegt. Noch heute sind Inschriften und christliche Symbole auf Grabplatten und an den Wänden zu sehen. Benannt wurden die ersten Katakomben nach den Grundstückseigentümern oder den Stiftern der unterirdischen Begräbnisstätten. Andere Namen leiten sich von den Ortsbezeichnungen ab oder beziehen sich auf dort beigesetzte Märtyrer. Auch wenn die Katakomben keine Geheimtreffs waren, kamen dennoch viele Menschen zu den Gräbern. Mindestens zweimal im Jahr besuchten die Christen die Gräber ihrer Angehörigen, hinzu kamen Teilnehmer aktueller Begräbnisse, die mit einem Totenmahl begangen wurden. Mehr und mehr Pilger kamen zu Grabstätten von Märtyrern, was Papst Damasus I. (366–384) maßgeblich förderte. Die Verehrung mündete in dem Wunsch, auf den Gräbern selbst Gottesdienst zu feiern, sodass bisweilen ganze Kirchen unter der Erde um die Heiligengräber gestaltet wurden. Die Gräber in den Katakomben wurden den Gemeindegliedern kostenlos zur Verfügung gestellt, die Verwaltung und Pflege der Gräber übernahmen die „Fossoren“ (Ausgräber).

Marc Witzenbacher

Korn, das in die Erde, in den Tod versinkt

Passionslied von der Grünkraft der Liebe

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 122.

Das von Jürgen Henkys 1976 nach dem englischen „Now the green blade riseth“ verfasste Passionslied findet sich im Evangelischen Gesangbuch (EG 98), im deutschsprachigen Schweizer Katholischen Gesangbuch (KG 390) und in einzelnen

Diözesananhängen des „Gotteslob“ (Hamburg – Hildesheim – Osnabrück, GL 754). Ein englischer Kirchengesang zu Tod und Auferweckung des Herrn wird knapp fünf Jahrzehnte nach seiner Entstehung zu einem deutschen Gemeindelied umgestaltet; beide trägt die Melodie eines mittelalterlichen Weihnachtslieds aus der Provence. Das Lied mit seinen vielfältigen Herkünften ist kein Flickenteppich geworden, sondern in sich stimmig und sprachlich und theologisch stark.

Und ihr Halm ist grün

Jürgen Henkys (1929–2015), evangelischer Pfarrer und Professor für Praktische Theologie in Berlin, lag das englische Lied „Now the green blade riseth“ vor. Aus dem ursprünglich vierstrophigen Gesang des anglikanischen Geistlichen John Macleod Campbell Crum aus dem Jahr 1928 gestaltete Henkys ein Passions- und Hoffnungslied mit drei Strophen. Der Refrain „Liebe wächst wie Weizen, und ihr Halm ist grün“ nimmt den Kehrreim des ursprünglichen Liedes auf: „Love is come again like wheat that springeth green.“

Das Sterben und Auferstehen Jesu meditieren

Das Lied regt auf neue Weise zum Meditieren des Sterbens und Auferstehens Jesu an. Drei Strophen zu je vier Zeilen; der knappe Raum erfordert sprachliche Präzision, ja aphoristische Zuspitzung. Sterben, Tod, neue Fruchtbarkeit, das ist der Dreischritt der Natur. Passion, Grabesruhe und Gottes Wendezeit, „dritter Tag“, das feiern wir in der Heiligen Woche – Karfreitag, Karsamstag, Ostern. Henkys' erste Strophe spricht vom Weizenkorn, „das in die Erde, in den Tod versinkt“. Damit wird das Jesuswort aus dem Johannes-Evangelium aufgenommen: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht.“ (Joh 12, 24) Es geht abwärts. Und

es geht aufwärts, weil der Keim „aus dem Acker in den Morgen dringt“. In der dritten Zeile der ersten Strophe wird das Bild zum Inbild, zum Sinnbild der Liebe: Verdorrt und vertrocknet schien sie, war sie, nun aber lebt sie auf und „wächst wie Weizen“.

Einspruch gegen den Tod

Der Beobachtung der Natur folgt in der zweiten Strophe eine Betrachtung der Passion. Nach den Maßstäben der Welt ist Gott mit seiner in Jesus verkörperten Liebe gescheitert. Ein Felsbrocken besiegelt die Niederlage. Was ist stärker, das winzig kleine Samenkorn – oder der tonnenschwere Stein? Der Refrain „Liebe wächst wie Weizen“ erhebt Einspruch, protestiert gegen den Tod. „Jesus ist tot. Wohin sollte er noch fliehn?“ Die Logik des Todes scheint unumstößlich. Doch der Same keimt und „wächst von selbst“, auch wenn der Sämann schläft (Mk 4,27). Er muss die Zeit des verborgenen Wachstums aushalten, und wir die Grabesstille des Karsamstags.

Unser Herz gefangen in Gestrüpp und Dorn

Die dritte Strophe nimmt die Singenden, „unser Herz“, ausdrücklich hinein in das Lied von Jesu Leid. Am Tiefpunkt aber kommt die Wende, eröffnet sich die österliche Perspektive. Noch ist „unser Herz gefangen in Gestrüpp und Dorn“ – doch gerade da geht die Nacht dahin, „der dritte Tag erschien“.

Streck deine Hand nicht gegen den Knaben aus

Die hochdramatische biblische Erzählung von der Erprobung Abrahams wird hier eingespielt. Abraham ist im Begriff, den Sohn zu opfern, ihn zu töten, zu „schlachten“ (Gen 22,9–11). Da greift Gott ein, der Engel des Herrn wendet vom Himmel her das Unabwendbare ab. Die biblische Rede vom „dritten Tag“ (Hos 6,2;

Mt 16,21) deutet an, dass das unabwendbare Ende durch Gottes Handeln zum absoluten Neubeginn wird: „Liebe wächst wie Weizen, und ihr Halm ist grün.“

Susanne Sandherr

Mystischer Dichter: Johannes vom Kreuz

Johannes vom Kreuz gilt als einer der bekanntesten Mystiker des Christentums. Als ihn Papst Pius XI. 1926 zum Kirchenlehrer erhob, verlieh er ihm den Namen „doctor mysticus“. Der Theologe Hans Urs von Balthasar sah in den Unterweisungen des Johannes vom Kreuz sogar *den* Weg zu Gott aus christlicher Sicht schlechthin. Doch war Johannes nicht nur ein mystischer Theologe, sondern unterstützte insbesondere die Reformbemühungen Teresas von Avila im Orden der Karmeliten und scheute dabei den Konflikt mit den Kirchenoberen nicht. Bekannt sind vor allem auch die Gedichte, in denen er seine mystischen Erfahrungen überliefert hat.

Aus verarmtem Adel

Johannes vom Kreuz wurde 1542 in einem kleinen Dorf in Kastilien geboren. Sein Vater Gonzalo de Yepes stammte aus dem Adel, wurde aber aus seiner Familie verstoßen, weil er eine Weberin geheiratet und sich damit nicht standesgemäß vermählt hatte. So führte die Familie trotz ihrer adeligen Herkunft ein ärmliches Leben, in dem Johannes aufwuchs. Der Vater starb, als Johannes neun Jahre alt war; so zog er mit seiner Mutter und dem Bruder nach Medina del Campo bei Valladolid in Mittelspanien.

Ausbildung und Weg in den Orden

Sein Weg führte ihn zunächst in das „Colegio de los Doctrinos“, eine Armenschule, wo er eine erste Ausbildung erfuhr und einfache Arbeiten für die Ordensschwwestern des Konvents der Kirche Santa María Magdalena erledigte. Im Alter von achtzehn Jahren konnte er in das neu gegründete Jesuitenkolleg in Medina del Campo wechseln. Mit dem Studium der Rhetorik und der klassischen Sprachen begann sein Weg in die theologische Ausbildung. Auch wenn er bei den Jesuiten ausgebildet wurde, wählte Johannes dennoch den Weg zu den Karmeliten und trat in den Orden vor Ort ein. In Salamanca studierte er drei Jahre Philosophie, wurde dort zum Priester geweiht und kehrte nach Medina del Campo zurück.

Begegnung mit Teresa von Avila

Nach seiner Rückkehr traf er in Medina del Campo erstmals die Karmelitin Teresa von Avila. Das Aufeinandertreffen mit ihr sollte sein Leben nachhaltig prägen. Sie sahen sich jeweils auf dem gleichen spirituellen Weg und tauschten sich über ihre mystischen Erfahrungen aus. Teresa hatte den festen Willen, Reformen in ihrem Orden voranzubringen. Im sogenannten „goldenen Zeitalter“ Spaniens, als im 16. Jahrhundert der Reichtum und Einfluss der Kirche wuchs, wurden in den Klöstern die Ordensregeln zunehmend weniger streng ausgelegt. Teresa ärgerte diese aus ihrer Sicht „Verweltlichung“ des Ordenslebens und mahnte die Orden, sich mehr auf die Kontemplation und Abgeschiedenheit zu konzentrieren. Johannes vom Kreuz unterstützte Teresa in diesem Anliegen. Doch kam es darüber zum Konflikt mit den Kirchenoberen, zudem brach ein heftiger Streit innerhalb des Ordens aus. Er führte dazu, dass sich der Orden in „beschuhete“ und „unbeschuhete“ Karmeliten trennte. Bei den strenger auf die Kontemplation ausgerichteten „Unbeschuheten“ fand auch Johannes

seine Heimat und gründete 1568 die erste reformierte männliche Ordensgemeinschaft.

Beichtvater und Spiritual

Johannes unterstützte Teresa auch darin, dass er von 1572 bis 1577 als Spiritual und Beichtvater der Schwestern des Klosters von Avila wirkte. In dieser Zeit schrieb Teresa von Avila ihre wichtigsten Werke nieder, Johannes verfasste ebenfalls seine ersten Bücher und Gedichte mit seinen mystischen Erfahrungen.

Im Kerker

Sein Einsatz für Reformen im Orden bescherte ihm eine furchtbare Erfahrung. 1577 wurde er von Ordensbrüdern entführt und mit einer falschen Anklage in Toledo in einen fensterlosen Kerker geworfen. In dieser Dunkelheit war ihm allerdings die Gegenwart Gottes besonders präsent, es entstanden zahlreiche Gedichte und seine bekannten Werke „Geistiger Gesang“ und „Dunkle Nacht“. Neun Monate war Johannes im Kerker, auf sich allein gestellt und ohne körperliche Hygiene. Am 17. August 1578 gelang ihm eine abenteuerliche Flucht in das Kloster der Unbeschuhten Karmelitinnen Toledos. Anschließend verbrachte er zehn Jahre in verschiedenen Klöstern. Nach der Rückkehr in seine Heimat Kastilien übernahm er im Karmel von Segovia das Amt des Oberen der Gemeinschaft. 1591 erfolgte erneut ein Angriff auf Johannes. Er wurde aller Ämter enthoben und sollte aus dem Orden ausgestoßen werden. Dies führte zu einer schweren Krankheit, die zumindest verhindern konnte, dass er nach Mexiko in eine abgelegene Ordensprovinz geschickt werden sollte. Schließlich zog er sich in ein einsames Kloster in Jaén zurück. Dort starb er in der Nacht am 14. Dezember 1591. Er hinterließ ein großes mystisch-spirituelles sowie auch poetisches Vermächtnis. Seine spirituelle Liebeslyrik macht den Mystiker auch im 21. Jahrhundert noch sehr lesens-

und bedenkenswert. Johannes wurde unmittelbar nach seinem Tod ins Kloster Segovia gebracht, wo er heute noch begraben liegt. Von seinen Anhängern wurde Johannes sehr verehrt. 1675 selig- und 1726 heiliggesprochen, ernannte ihn Papst Pius XI. 1926 zum Kirchenlehrer und Papst Johannes Paul II. zum Patron der spanischen Dichter.

Marc Witzemberger

Begegnung im Wort Gottes

Im Bereich des Wortgottesdienstes der Messe brachte die Liturgiereform nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil einen erheblichen Wandel. Während im deutschen Sprachraum durch die Bibelbewegung schon Änderungen hin zur Muttersprache vollzogen worden waren, wurden etwa in romanischen Ländern bis dahin noch alle Schriftlesungen auf Latein gelesen.

Der Tisch des Gotteswortes

Die Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* markiert in Artikel Nr. 7 eine wegweisende theologische Neueinschätzung. Die Gegenwart Christi wird nicht nur den eucharistischen Gaben, sondern jedem Lesen aus der Heiligen Schrift im Gottesdienst zugesprochen. Bald wurde für die Lesungen die Muttersprache eingeführt und erteilte das Konzil den Auftrag, den Gläubigen den „Tisch des Gotteswortes“ reicher zu decken.

Bis zu dieser Reform bestanden nämlich die Schriftlesungen eines Sonntags aus dem Evangelium und einer vorangehenden (in der Regel neutestamentlichen) Lesung. Aus dem Alten Testament waren nur an ganz wenigen Tagen (Erscheinung des Herrn, Karfreitag und Ostervigil) Lesungen vorgesehen. Zwischen Lesung

und Evangelium standen ein „Graduale“ genanntes Psalmfragment und der Halleluja-Ruf mit wechselnden Zwischenversen.

Angereicherte Leseordnungen

Dass durch das Konzil als Ziel benannt wurde, die wichtigsten Teile der Schrift im Gottesdienst zu lesen, machte erhebliche Erweiterungen notwendig. Deshalb wurden für die *Sonn- und Festtage* drei Jahresreihen geschaffen, in denen jeweils eines der synoptischen Evangelien im Mittelpunkt steht. Dabei führen die drei Zyklen thematisch an vielen Sonntagen das *Evangelium* der vorkonziliaren Leseordnung weiter, nur eben in unterschiedlichen Fassungen.

Daneben kennen wir heute zwei Lesungen. Die alttestamentliche Lesung, die als *erste Lesung* zum Einsatz kommt (nur in der Osterzeit wird aus der Apostelgeschichte gelesen), ist jeweils wegen einer inhaltlichen Verbindung zum Evangelium ausgewählt (Zitat im Evangelium, ähnliche Handlungen und Ereignisse, ergänzende Aspekte oder Hintergrundinformationen für das Verständnis des Evangeliums). Somit fehlt dem Wortgottesdienst einiges, wenn die alttestamentliche Lesung regelmäßig wegfällt, wie dies im deutschsprachigen Raum aufgrund einer Sondererlaubnis häufig geschieht, während die sonstige römisch-katholische Welt dergleichen nicht kennt.

Die *zweite Lesung* hingegen ist der neutestamentlichen Briefliteratur entnommen und meist unabhängig nach dem Prinzip der „Bahnlesung“ ausgewählt: Über mehrere Sonntage werden einzelne Abschnitte aus einem Brief gelesen, die allerdings nicht nahtlos aneinanderpassen müssen. Nur in den geprägten Zeiten ist die zweite Lesung genauer ausgesucht und versucht häufiger, etwas auf den Punkt zu bringen.

An den *Wochentagen* sind die Lesungen vom Sonntag unabhängig. Neben dem Evangelium kommt hier nur eine Lesung zur Verkündigung, für die wichtige Bücher des Alten und Neuen

Testaments nach dem Prinzip der Bahnlesung über zwei Jahre verteilt gelesen werden.

Zudem ist durchweg der *Antwortpsalm* reaktiviert worden, der auf die erste Lesung Bezug nimmt. Es handelt sich nun um einen Psalm-Abschnitt oder einen ganzen Psalm, der gelesen, gesungen oder kantilliert werden kann. Manche Forscher sehen darin die Neubelebung einer eigenen Lesereihe aus dem Buch der Psalmen.

Schriftlesung als Begegnungsgeschehen

Die erheblichen Änderungen sind dadurch gerechtfertigt, dass die Schriftlesung in der Theologie als Begegnungsgeschehen (wieder-) entdeckt wurde. Schauen wir uns das kurz für die alttestamentlichen Texte, die Lesung und den Antwortpsalm an. Das Lesen aus der Heiligen Schrift ist nie reine Sachinformation. Wenn etwa die Geschichtsbücher vom Wiederfinden der Tora im Tempel zur Zeit des Königs Joschija berichten (vgl. 2 Kön 22–23; 2 Chr 34), dann ist der entscheidende Akt die Verlesung dieser Tora vor dem versammelten Volk. Durch die Verlesung spricht Gott selbst zu Israel, das mit einer Bekräftigung des am Sinai ergangenen Bundesschlusses und einer erneuten Verpflichtung auf die Gebote antwortet. Auch in Neh 8 lässt sich die versammelte Gemeinde durch die Verlesung der Tora erneut in den Bund Gottes mit den Vätern am Sinai, die Uroffenbarung, einbinden.

Das Wort Gottes enthält eine Kraft, die von Gott selber kommt, uns innerlich berührt und bewegt und unsere Reaktion und Antwort herausfordert. Somit können die Lektorin oder der Lektor zu Recht mit dem Ruf enden: „Wort des lebendigen Gottes“. Diese Formel finden wir biblisch schon in Jer 23, 36, wo im Umfeld vom Wort Gottes ausgesagt wird, dass es zur Umkehr bewegt (V. 22), dass es wie ein Hammer ist, der Felsen zerschmettert (V. 29), dass es heilig ist (V. 9) und die Wahrheit enthält (V. 28). Indem die Gemeinde antwortet „Dank sei Gott“, erkennt sie an, dass Gott selbst in und durch die Schrift zu ihr gesprochen hat. Denn das

„Alte Testament“ enthält die bleibende Offenbarung Gottes und hat einen Eigenwert, der nicht einfach durch das „Neue Testament“ aufgehoben ist.

Zu der veränderten Sicht des Alten Testaments passt auch die Aufwertung des Antwortpsalms, der nun größeren Umfang hat als das ehemalige Graduale. Auch wenn die Gemeinde primär mit der Antiphon beteiligt ist und der Psalm selbst vorgetragen wird, ist das Ganze doch ein meditierendes Antworten auf die Lesung, auf die es inhaltlich bezogen ist. Mit dem Psalm kommt eine für uns schwierige Textgattung in den Blick, denn sie ist weder erzählend noch normativ wie die Tora, sondern setzt vielfach existenziell an. Hier kommen Gefühle wie Hoffnung, Glaube, Liebe, Furcht und sogar Hass zur Sprache. Mit ihnen aber gibt uns die Liturgie die Möglichkeit, unsere eigenen Gefühle vor Gott ins Wort zu heben, ohne Spannungen immer direkt aufzulösen. Vielleicht liegt es an dieser Herausforderung, auch diese Gefühle als Begegnung mit Gott zu akzeptieren, warum wir im deutschen Sprachraum so gerne den Psalm durch ein Lied ersetzen wollen.

Friedrich Lurz

Heiliger des Monats: Wilhelm von Aebelholt

Wilhelm von Aebelholt wurde vor 1122 in Paris geboren. Er trat in das Regularkanonikerstift Ste-Geneviève-de-Paris ein. In dem Kloster wurde 1147 die Augustinerregel eingeführt, im selben Jahr wurde Wilhelm zum Diakon geweiht. Fast 20 Jahre später wurde Wilhelm Abt im Kloster Eskilsø, das später nach Aebelholt verlegt wurde. Wilhelm konzentrierte sich zunächst darauf, in seinem Kloster eine strenge Ordenszucht zu fördern. Doch wurde er mehr und mehr auch eine wichtige Figur in der dänischen Politik.

Diplomat für Dänemark

Wilhelm reiste zweimal nach Italien, um dort Angelegenheiten der Klöster zu regeln, aber auch die dänische Position zu stärken. Er unterstützte nachdrücklich die 1193 schließlich vollzogene Heirat der dänischen Prinzessin Ingeborg mit Philipp II., König von Frankreich. Als Philipp seine Frau verstoßen wollte, bedrängte Wilhelm den Papst, Ingeborg als Königin anzuerkennen. Dies führte allerdings dazu, dass Philipp ihn für zwei Jahre in den Kerker warf. Alle Bemühungen Wilhelms, die Annäherung zwischen Frankreich und Dänemark zu fördern, schienen gescheitert. Schwer enttäuscht wollte er nach Frankreich zurückkehren, doch wurde ihm dies von Erzbischof Absalon von Lund verwehrt. Am 6. April 1203 starb er in Aebelholt, 1224 wurde durch Papst Honorius III. heiliggesprochen. Heute ist das Kloster nur noch eine Ruine.

Marc Witzenbacher

Vor 50 Jahren starb Pablo Picasso

Genial oder genial daneben? Bis heute scheiden sich an dem Jahrhundertkünstler Pablo Picasso die Geister. Vor 50 Jahren, am 8. April 1973, starb der spanische Ausnahmekünstler im französischen Mougins im Alter von 87 Jahren. Sein umfangreiches Werk wird auf rund 50 000 Gemälde, Zeichnungen, Skulpturen, Grafiken, Collagen und Plastiken geschätzt. Picasso verstörte die Kunstwelt, als er begann, seine Umwelt in geometrische Formen zu zerlegen und sie so auf die Leinwand oder in eine Skulptur zu bringen. Gesichter konnten mehrere Nasen oder Augenpaare haben, verschiedene Perspektiven verschmolzen in einer Ansicht.

Außergewöhnlicher Künstler

Zu seiner Lebenszeit sahen viele vor allem das Spätwerk Picassos als „unzusammenhängende Schmierereien eines besessenen Greises“, so beispielsweise der Kunsthistoriker Douglas Cooper, eigentlich ein Freund und Bewunderer Picassos. Auch wenn seine Bilder nicht allen gefielen, Pablo Picasso gehört unbestritten zu den wichtigsten Künstlern des 20. Jahrhunderts und hat eine ganze Künstlergeneration geprägt und beeinflusst. Wie kein anderer steht er für die moderne Kunst. Pablo Diego José Santiago Francisco de Paula Juan Nepomuceno Crispín Crispiniano de los Remedios Cipriano de la Santísima Trinidad Ruiz Blasco y Picasso López – so sein vollständiger Name – wurde am 25. Oktober 1881 in Malaga (Spanien) geboren. Sein Vater war Zeichen- und Kunstlehrer, dem die außergewöhnliche Begabung seines Sohnes schnell aufgefallen war. Er schickte ihn daher mit 15 Jahren auf die Kunstschule in Barcelona, nur vier Jahre später veröffentlichte Pablo erste Illustrationen in mehreren Zeitungen. Von 1901 an signierte er seine Arbeiten mit „Picasso“. Drei Jahre später zog er nach Paris, wo er zahlreiche Künstlerfreunde und auch Liebschaften hatte. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg experimentierte Picasso mit verschiedenen Materialien, die er miteinander verarbeitete. Es entstanden die „papiers collés“ (Klebebilder), auf denen Picasso verschiedene Materialien wie Sand, Holz und Blech zusammenstellte. 1917 entwarf er für die Uraufführung der Oper „Parade“ von Jean Cocteau und Erik Satie das Bühnenbild und die Kostüme. In diesem Umfeld lernte er auch Olga Koklowa kennen, die er ein Jahr darauf heiratete.

Eigenen Stil geprägt

Picasso entwickelte im Lauf der Zeit zahlreiche persönliche Stile, die in rascher Folge aufeinanderfolgten: die Blaue Periode (1901–04), die Rosa Periode (1904–06), die Iberische Periode

(1904–07), die Afrikanische Periode (1907), der Analytische Kubismus (1907–12), der Synthetische Kubismus (1912–21), der Neoklassizismus (1918–24). 1924 kehrte er mit einer eher dekorativen Form dieses Stils zum Kubismus zurück, und 1925 wich diese Dekorativität einem fast schon gewalttätigen, expressionistischen Kubismus, der von da an einen Großteil seines Werks beherrschen sollte. Außerdem spiegeln einige seiner Werke ab 1925 seine Verbindung zum Surrealismus wider. Im Jahr 1925 beteiligte sich Picasso an einer surrealistischen Ausstellung mit seinem Werk „Drei Tänzer“. Zwei Jahre später lernte er Marie-Thérèse Walter kennen, die ihm Geliebte, Muse und Model wurde. Mit ihr brachte er auch ein Kind zur Welt, was zur Trennung von seiner Ehefrau Olga führte. 1936 wurde Picasso Direktor des Prado Museums in Madrid. Dort verliebte er sich in Dora Maar, die ihn ebenfalls als Model inspirierte. Einige Jahre später lernte er Françoise Gilot kennen, mit der er zwei Kinder hatte. 1961 heiratete Picasso Jacqueline Roque, 1963 wurde das Museo Picasso in Barcelona eröffnet. Am 8. April 1973 starb Pablo Picasso in Mougins und wurde im Garten seines dortigen Schlosses beigesetzt.

Picasso und die Religion

In seinem Werk ließ sich Picasso immer wieder von biblischen und christlichen Motiven inspirieren. Das Bildmotiv des Kreuzes taucht schon früh in Picassos Werk auf. Er studierte viele christliche Werke und religiöse Bildmotive, z. B. von Lucas Cranach oder Matthias Grünewald, und griff sie in eigenen Werken auf oder bearbeitete sie völlig neu. Auch wenn er sich selbst als Atheist sah, beeinflussten die Quellen der Religion, die rituellen Bilder, die griechisch-römische Mythologie und die christliche Ikonografie Picassos Werk in vielen Bereichen. Sein Bild „Guernica“, das er als Reaktion auf die Bombardierung der gleichnamigen baskischen Stadt durch deutsche Flieger im Jahr 1937 malte, wurde eines seiner berühmtesten Bilder. Der evangelische Theologe Paul

Tillich nannte es ein „großes protestantisches Kunstwerk“. Es betone, dass der Mensch endlich sei und von den dämonischen Kräften der Selbstzerstörung beherrscht werde. Picasso habe die sprachlose Ohnmacht angesichts des Entsetzlichen durch seine Malerei überwunden.

Umfangreiche Würdigung

Zum 50. Todestag Picassos sind zahlreiche Ausstellungen und diverse Veranstaltungen in Spanien und Frankreich, aber auch an vielen anderen Orten geplant. Unter den Ausstellern sind große Kunstinstitutionen in Europa und den USA, u. a. das Metropolitan Museum of Art und das Guggenheim in New York sowie das Museum der Schönen Künste (Bozar) in Brüssel. Ziel sei es, Picassos künstlerisches Erbe und die Gültigkeit seines Werks zu würdigen, so der spanische Kulturminister Miquel Iceta: „Wenn es einen Künstler gibt, der das 20. Jahrhundert definiert, der es mit all seiner Grausamkeit, Gewalt, Leidenschaft, seinen Exzessen und Widersprüchen repräsentiert, dann ist das zweifellos Pablo Picasso.“

Marc Witzenbacher

Kirche auf der Bundesgartenschau in Mannheim

Am 14. April startet in Mannheim die Bundesgartenschau. Für die Kirchen vor Ort eine wichtige Gelegenheit, sich ökumenisch auf dem Gelände der Gartenschau zu präsentieren und verschiedene Angebote zu machen. Auf einer Fläche von 700 Quadratmetern ist der sogenannte „MöglichkeitsGarten“ entstanden. Gemeinsam gestalten die Kirchen der Region unter dem Motto „Hier wachsen Perspektiven“ ein Erlebnisgelände, auf dem die

Besucherinnen und Besucher der Gartenschau selbst Erfahrungen zu den Themen Zuversicht und Hoffnung machen können.

Garten als Kathedrale

In seinem Grundriss entspricht der „MöglichkeitsGarten“ einer Kathedrale. Das Gelände ist eingerahmt von Sträuchern und Stauden, über die Bühne rankt ein Dach aus verschiedenen Pflanzen. Dort finden zahlreiche Veranstaltungen während der Gartenschau statt. Als Sonnenschutz flattern über das Gelände bunte Stoffbahnen, die aus alten Fahnen bestehen und in einer Gemeinschaftsaktion zu einem bunten Flatterdach zusammengefügt wurden. Es soll sinnbildlich für das bunte Selbstverständnis der Kirchen auf der Bundesgartenschau stehen. In dem Gelände ist ein künstlicher Bachlauf angelegt, an dem man auf verschiedenen Sitzgelegenheiten verweilen oder ins Gespräch kommen kann. Mit neu aufbereiteten ehemaligen Kirchenbänken bietet das Gelände zudem „kirchliche“ Sitzmöbel, teilweise sind sie raffiniert umgebaut worden, um zu Begegnungen und Gesprächen einzuladen. In Zusammenarbeit mit der Pop-Akademie Baden-Württemberg ist eine Klanginstallation entstanden, für die das Komponistenkollektiv „Tonkönig“ um Jonny König und David König sowie den Mixing Engineer Chris Gajny das Konzept geliefert haben. Zudem können die Besucherinnen und Besucher bei verschiedenen interaktiven Angeboten mitmachen.

Umfangreiches Programm

Die Kirchen in Mannheim, die für den „MöglichkeitsGarten“ verantwortlich sind, wollen den Besucherinnen und Besuchern, aber auch den Mitarbeitenden der Kirchen „zuversichtliche Momente und hoffnungsvolle Perspektiven eröffnen“, wie der katholische Dekan Martin Jung und der evangelische Dekan Ralph Hartmann betonen. Auf der Bundesgartenschau soll Kirche an einem ande-

ren Ort, aber auch bunt, vielfältig offen erlebbar sein. Wie bei anderen Bundesgartenschauen haben die Kirchen auch für Mannheim extra Personal zur Verfügung gestellt. Die Mannheimer versuchen, die Präsenz so nachhaltig wie möglich zu halten. Selbst Stühle und ein Container aus den vorhergehenden Bundesgartenschauen in Erfurt und Heilbronn kommen wieder zum Einsatz. Strukturiert werden die Tage im „MöglichkeitsGarten“ durch Mittagsandachten und abendliches „Singen & Segen“. Gemeinden und Einrichtungen bereichern das Geschehen mit eigenen Programmpunkten.

Perspektiven wachsen lassen

Für die beiden Mannheimer Dekane ist die radikal friedliche, zuversichtliche und tröstende Botschaft Jesu aktueller denn je. Zudem sei sie verbunden mit dem Auftrag, die Schöpfung Gottes zu bewahren und selbst zu handeln. Dabei folgen die Mannheimer Kirchen auch dem Aufruf der letztjährigen Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen, die in Karlsruhe insbesondere die Rolle der Kirchen in den Aktionen gegen die Klimakatastrophe angemahnt hatte. Der kirchliche „MöglichkeitsGarten“, so der katholische Dekan Karl Jung, wolle „Freude am Leben vermitteln und dazu anregen, das Leben verantwortlich zu gestalten“. Und, davon sind die Kirchen in Mannheim überzeugt, er werde „Lust machen, Teil der Kirche zu sein“. Das Motto der Bundesgartenschau „Beste Aussichten“ lasse sich auch religiös interpretieren. Die Bundesgartenschau biete eine gute Gelegenheit, die christliche Hoffnungsperspektive ins Gespräch mit den Hoffnungen und Sorgen unserer Zeit zu bringen, so die kirchlichen Verantwortlichen. Eine kleine Besonderheit auf dem Gelände ist eine Glocke des Kurfürsten Karl Theodor (1724–1799), die keinem Krieg zum Opfer gefallen ist und nach Jahrzehnten des Schweigens nun auf dem Gelände der Bundesgartenschau wieder zum Einsatz kommt. „Sie bekommt eine neue Aufgabe und ruft die Menschen

aus allen Richtungen zum Frieden und zum Gebet“, freut sich Gemeindereferentin Barbara Kraus. Bisher stand die dem heiligen Karl Borromäus geweihte Glocke in der Sakristei der Mannheimer Jesuitenkirche. Die Bundesgartenschau in Mannheim dauert insgesamt 178 Tage. Infos zum Programm der Kirchen finden sich unter www.kibuga23.de.

Marc Witzenbacher

Orthodoxes Osterfest am 16. April

In der orthodoxen Kirche wird am 16. April das Osterfest begangen, während nach der westlichen Tradition Ostern bereits eine Woche zuvor am 9. April gefeiert wird. Das Osterfest ist eines der beweglichen Feste der Christenheit und wird innerhalb eines bestimmten Zeitraums im Frühjahr festgesetzt. Alle Kirchen folgen in der Festlegung des Datums derselben Regel, dass Ostern an dem Sonntag nach dem ersten Vollmond gefeiert wird, der auf die Tagundnachtgleiche im Frühjahr folgt. Dennoch wird in der östlichen orthodoxen und der westlichen Tradition in den meisten Jahren Ostern an zwei unterschiedlichen Terminen begangen.

Verschiedene Kalendersysteme

Dieser Zustand besteht schon seit dem 16. Jahrhundert. Papst Gregor XIII. hatte den nach ihm benannten „Gregorianischen Kalender“ eingeführt, der die bestehenden Schwierigkeiten mit dem bislang genutzten „Julianischen Kalender“ beheben sollte. Das Problem der Nutzung und der Berechnungen mit dem Julianischen Kalender war zunächst rein zeitlich: Die Erde benötigt für ihre Umkreisung der Sonne nicht exakt 365 Tage, sondern 5 Stunden, 48 Minuten und 46 Sekunden mehr. Ähnlich ist es mit dem Umlauf des Mondes um die Erde. So verschieben sich

im Lauf der Zeit die Tage immer mehr und die Zuordnung der Jahresabschnitte würde nicht mehr der astronomischen Realität entsprechen. Der Julianische Kalender, der auf Julius Caesar zurückgeht, versuchte dieses Problem dadurch zu lösen, indem er eine bestimmte Zahl von Schaltjahren einschiebt. Allerdings kann dadurch die entstandene Zeitdifferenz nicht exakt aufgeholt werden. Nach 128 Jahren bleibt der Julianische Kalender einen Tag hinter den astronomischen Gegebenheiten zurück. Der Gregorianische Kalender hingegen weicht erst nach 3 600 Jahren um einen Tag von den Vorgängen am Himmel ab.

Tradition hat Vorrang

Bis heute folgen die Kirchen der byzantinischen Tradition (griechisch-orthodox, serbisch-orthodox, rumänisch-orthodox, bulgarisch-orthodox usw.) sowie die orientalischen Kirchen (Koptische Orthodoxe Kirche) dem Julianischen Kalender bei der Berechnung des Osterdatums. Die meisten westlichen Kirchen richten sich nach dem Gregorianischen Kalender. Für die orthodoxen Kirchen liegt dies vor allem im Vorrang der Tradition. Im Lauf der Geschichte gab es zahlreiche Spaltungen in der Kalenderfrage. Bis heute bleibt es sehr schwierig, eine gemeinsame Berechnung des Osterfestdatums einzuführen. Für beide Seiten hätte eine Veränderung tiefgreifende Folgen für die Liturgie, die im Leben der Kirche auch nicht kurzfristig hergestellt werden kann. Hin und wieder fallen westliches und östliches Osterfest auf dasselbe Datum – das nächste Mal 2025.

Marc Witzenbacher

„Woche für das Leben“ hat Jugend im Fokus

In diesem Jahr setzt die ökumenische „Woche für das Leben“ vom 22. bis 29. April ihren Fokus auf die junge Generation. Durch Corona, Klimawandel sowie die kriegerischen Auseinandersetzungen sind viele junge Menschen in eine existenzielle Krise geraten. Viele haben unter enormen psychischen Belastungen zu leiden; viele Jugendliche und junge Erwachsene leben mittlerweile völlig isoliert, sie werden von Angst vor der Zukunft geplagt und sehen keine Perspektiven für ihr eigenes Leben.

Begleitung junger Menschen

Mit der Aktionswoche wollen die Kirchen die Ängste und Sorgen der jungen Generation aufgreifen, ihnen Orientierung und Perspektiven eröffnen sowie sie auf ihrem Weg stärken und begleiten. Eine große Sorge der Kirchen gilt auch der Prävention von Suizid, da die Zahlen von Selbstmordversuchen und auch Selbsttötungen in den letzten beiden Jahren stark gestiegen sind. Die katholische und die evangelische Kirche laden ihre Gemeinden, Institutionen und Einrichtungen dazu ein, sich an der Aktionswoche zu beteiligen und mit eigenen Angeboten auf die Situation der Jugendlichen und jungen Erwachsenen einzugehen.

Materialien verfügbar

Die bundesweite Eröffnungsfeier der „Woche für das Leben“ wird am 22. April 2023 in Osnabrück stattfinden. Das Themenheft und weitere Materialien können über die jeweiligen Kirchen oder über die Internetseite der Aktion www.woche-fuer-das-leben.de bezogen werden. Die Materialien umfassen Gottesdienstvorschläge, Ideen und Material für eigene Veranstaltungen sowie Links

und Arbeitsmaterialien für die Gemeindearbeit zum Jahresthema. Seit mehr als 25 Jahren richtet die ökumenische „Woche für das Leben“ den Blick auf ein menschenwürdiges Leben von dessen Beginn bis zum Ende.

Marc Witzenbacher

Kongress Christlicher Führungskräfte in Berlin

Vom 27. bis 29. April findet in Berlin der Kongress Christlicher Führungskräfte statt. Dass auch die Wirtschaft auf christliche Werte angewiesen ist, davon sind die Macher des Kongresses überzeugt und haben mit ihrer Idee Erfolg. Mit mehreren Tausend Besuchern sind die Kongresse mittlerweile fester Bestandteil für christliche Führungskräfte – und das über die Konfessionsgrenzen hinweg. Die Liste der Partner ist lang, darunter auch der Arbeitskreis Evangelischer Unternehmer und der Bund katholischer Unternehmer. Auch werden prominente Rednerinnen und Redner erwartet, unter ihnen Friedrich Merz, Vorsitzender der Christlich Demokratischen Union, sowie viele Persönlichkeiten aus der Wirtschaft, die Einblicke in ihren Berufsalltag und ihre Unternehmensphilosophie geben. Der Kongress will Führungskräften und Young Professionals aller Branchen und Unternehmensgrößen die Möglichkeit bieten, sich auszutauschen und gemeinsam an ethischen Werten zu orientieren. Anmeldung und Informationen sind unter www.kcf.de zu finden.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Mai 2023

Symbole des Glaubens
Taube

Gegen Abend kam die Taube
zu ihm zurück und siehe:
In ihrem Schnabel hatte sie
einen frischen Ölzweig.

Buch Genesis – Kapitel 8, Vers 11

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

Zum Titelbild

Georg Meistermann,
Linkes Chorwandfenster in St. Fidelis, Stuttgart, 1964/65,
© VG Bild-Kunst, Bonn 2022
Foto: 2013 Foto-Kunst Andreas Keller, D-70192 Stuttgart

Georg Meistermann (1911–1990) gilt als der bedeutendste deutsche Glaskünstler des 20. Jahrhunderts. Daneben hat er sich aber auch in der Malerei und Druckgraphik einen Namen gemacht.

In Solingen geboren, übersiedelte er 1949 nach Köln. Er lebte und arbeitete aus den Wurzeln seines rheinischen Katholizismus; religiöse Motivation prägte seine Kunst, biblische Themen und Heiligengestalten bildeten den Kern seines Schaffens.

In der Kirche St. Fidelis im Zentrum von Stuttgart schuf er einen Zyklus von 22 Buntglasfenstern, die von ihm entworfen und von der Firma Gössel in Frankfurt ausgeführt wurden. Zunächst war geplant, die 14 Kreuzwegstationen auf die Langhausfenster zu übertragen. Der Plan wurde aber nicht weiterverfolgt, die Fenster erhielten eine eigene Gestaltung und der Kreuzweg wurde von Meistermann in Form von 15 Bildtafeln für die Stuttgarter Kirche gestaltet.

Die Chorwand ist von zwei spitzbogig zulaufenden Fenstern akzentuiert, rechts Gottvater und links der Heilige Geist (unser Titelbild). Dazwischen ergänzte ein Kruzifixus die Trinität; Christus war aber auch durch den Altar repräsentiert, der direkt unter den Fenstern im Hochchor aufgestellt war. Die ansonsten sehr gelungene moderne Umgestaltung der Kirche 2019 hat diese trinitarische Beziehung allerdings leider aufgelöst.

Das linke Chorwandfenster zeigt die Heilig-Geist-Taube in abstrahierter Form in einer Abwärtsbewegung zum weißen Erdball am unteren Rand. Verschiedenfarbige, schräg abwärts laufende Farbbänder zeigen an, dass sie Gottes Gnade mit sich bringt.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Tauben sind in vielen Städten inzwischen zu einer regelrechten Plage geworden. Nicht wenige Baudenkmäler werden durch ihre Hinterlassenschaften geschädigt. Nur schwer ist ihnen beizukommen; zum einen werden sie von tierlieben Zeitgenossen gefüttert, zum anderen brüten sie in so kurzer Zeit, dass ihre Populationen massiv wachsen, wenn man nicht einschreitet. Die Methode, ihre Nester zu finden und die Gelege durch Toneier zu ersetzen, ist anscheinend der effektivste und am wenigsten gewalttätige Weg.

Ursprünglich mag ich Tauben. In meinem Heimatort gab es über Jahrzehnte auf dem Speicher einer Wirtschaft einen Taubenschlag mit einer ansehnlichen Zahl Brieftauben. Täglich zogen sie ihre Kreise. Auch an Taubenwettkämpfen nahmen sie teil; es waren ein paar recht erfolgreiche Tiere darunter, die manchmal von weit her als Erste nach Hause zurückkehrten. Schon faszinierend, wenn man sich überlegt, wie sie es schaffen, über lange Distanzen sicher und schnell ihren Weg zu finden – und das trotz lauender Gefahren.

Auch meine Familie hatte Tauben. In der Zwischenkriegszeit war es vor allem der älteste Bruder meiner Mutter, geboren 1911, der sich um die Tauben kümmerte. Und nicht nur dies: in seinen letzten Gymnasialjahren beobachtete er sie und schrieb darüber, veröffentlichte den einen oder anderen Beitrag auf Französisch in der katholischen Zeitschrift *La Croix*. Das finde ich nicht so sehr deswegen bemerkenswert, weil er sich dadurch schon früh einen finanziellen Beitrag zum Studium erarbeiten konnte (immerhin, auch das ist zu würdigen). Nein, symbolisch wiegt es (für mich zumindest) viel schwerer: dass er dies in einer Zeit tat, als sich Deutschland und Frankreich noch weitgehend feindselig gegenüberstanden. So war die Taube auch zu jener Zeit Symbol eines Geistes der Erneuerung und des Friedens.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Gottes Geist schwebte über dem Wasser

Die künstlerische Darstellung Gottes birgt eine große Schwierigkeit: Gott ist unsichtbar, er ist nicht mit den Dingen der sichtbaren Welt darstellbar. „Gott ist Geist“, sagt Jesus zu der Samariterin am Jakobsbrunnen (vgl. Joh 4, 24). Die größte Schwierigkeit ist es, Gott Vater darzustellen. Kann man ihn überhaupt künstlerisch fassen? Georg Meistermann hat bei seinem rechten Chorfenster in St. Fidelis Gott Vater mit dem Symbol des Auges Gottes und dem Brennenden Dornbusch, in dem Gott sich nach Ex 3, 1–20 offenbart hat, ausgedrückt. Oft wird Gott Vater aber als Mensch gezeigt, als alter Mann mit weißem Bart, was natürlich in keiner Weise das göttliche Wesen auszusagen vermag. Einfacher ist es, die zweite göttliche Person, Christus, künstlerisch auszudrücken. Er hat als Mensch auf Erden gelebt und kann deshalb ohne Probleme als Mensch dargestellt werden, wie Georg Meistermann es in seinem Kreuzwegzyklus in St. Fidelis tut.

Die Taube als Symbol

Mit der dritten göttlichen Person, dem Heiligen Geist, ist es wiederum anders: In den Berichten über die Taufe Jesu wird explizit davon gesprochen, dass Jesus den Geist Gottes wie eine Taube auf sich herabkommen sah (vgl. Mk 1, 10; Mt 3, 16; Joh 1, 32), bei Lukas heißt es noch deutlicher: „und der Heilige Geist kam sichtbar in Gestalt einer Taube auf ihn herab“ (Lk 3, 22). Insofern legt es sich nahe, dass die christliche Kunst immer wieder auf das Symbol der Taube zurückgegriffen hat, um dem Heiligen Geist bildlich Ausdruck zu verleihen. Allerdings birgt dies eine große Gefahr: Auf unzähligen Trinitätsdarstellungen ist die Taube zwischen den als Männern dargestellten beiden anderen göttlichen Personen kaum zu sehen, sie verschwindet geradezu, man muss nach ihr suchen und damit wird der gewaltigen Geistkraft Got-

tes, die uns lebendig macht (vgl. Ez 37,5 f.), keine angemessene Wirksamkeit zugestanden.

Doch in dem Fenster von Georg Meistermann ist das ganz anders! Das oben spitzbogig zulaufende hochformatige Fenster ist von zwei für Stabilität sorgenden Metallstreben durchzogen, die es in drei Felder einteilen. Im mittleren Feld bilden die Bleiruten, welche die einzelnen Glasflächen abgrenzen und miteinander verbinden, drei elegant geschwungene weiße Flächen, die wiederum von Bleiruten akzentuiert und dynamisiert werden. In der Mitte ist unten eine kleinere tropfenförmige Fläche zu sehen, an der ein kleines Dreieck den Schnabel bildet. Die drei großen geschwungenen Flächen meinen also die beiden Flügel und den Rumpf der Taube.

Wem der Titel des Glasfensters nicht bekannt ist und wer das Bild der Taube nicht im Hinterkopf hat, der wird hier keine Taube sehen. Sie ist in ihre Grundformen zerlegt, abstrahiert, aber drückt gerade auf diese Weise ganz wundervoll die Dynamik der Geistkraft Gottes aus, die weht, Bewegung ist und uns mit Leben erfüllt. Gerade der Geist Gottes lässt sich nicht in eine naturalistische Darstellung einer Taube pressen, diese abstrahierende Darstellung des Gottesgeistes vermittelt so viel mehr von dessen Dynamik und Kraft. Wir werden geradezu angesteckt von der Bewegung in Gott, wenn wir uns auf diese Geistdarstellung einlassen.

Strom der Gnade

Über der Taube sehen wir von Bleiruten gebildete weiße Streifen, die zunächst sehr schmal sind und auf diese Weise Perspektive erzeugen, dann immer breiter werden, dann in Zartrot übergehen und schließlich breite grüne und blaue Flächen bilden. Diese sind dunkel und lassen an den Schöpfungsbericht zu Beginn der Bibel denken: „Finsternis lag über der Urflut“ (Gen 1,2). Sanft laufen alle diese Streifen parallel von links oben nach rechts unten herab.

Unter der Taube aber verändert sich dieses Bild: Während die Taubenform sich oben in das Streifenmuster hineinschiebt, passen sich die Streifen unten an die Form der Taube an. Sie nehmen die Bewegung, die Dynamik der Geisttaube auf. Und dann beginnen die Streifen, die zartrot wie oben sind, blassgrün dazu, und dann stärker rot werden (*s. Innenkarte*), abzuknicken, sie fallen hinab, nähern sich der Diagonale an und stürzen wie Regenströme auf die weiße Kugelgestalt der Erde zu, die am unteren Rand auf Gottes Geistesstrom wartet (*s. Innenkarte*). Diese Form des „Gnadenstroms“ ist eine Konstante in Meistersmanns Werk, auf diese Weise hat er immer wieder darzustellen versucht, wie Gottes Gnade die Welt und die Menschen überströmt.

Und so ist die Erde dann in einem ruhigeren, fast möchte man sagen Gewässer dargestellt. Es sind nun wellenförmige Glasflächen, wieder in blässeren Farben, die links die Erde umspülen und auf denen sie zu schwimmen scheint.

Geisteslicht

Und nun sehen wir auch, dass die Taube durch den Schnabel eindeutig nach unten ausgerichtet ist. Sie schwebt herab zur Erde (wieder wird der erste Schöpfungsbericht evoziert: „Gottes Geist schwebte über dem Wasser“; Gen 1,2) und bringt alles in Bewegung. Sie ist kein Schiff, das Gottes Gnade transportiert, sie selbst ist der Ruhepol, Gottes Gelassenheit, der anstößt, auslöst, Leben zeugt. Von ihr geht die Gnade aus, sie ist der Mittelpunkt der Welt.

Für Georg Meistermann war das Kirchenglasfenster sein bevorzugter künstlerischer Ausdruck, weil das Licht, welches das Glasfenster hinterfängt und zum Leuchten bringt, für ihn eine Chiffre für Gott ist. Ja vielleicht ist das Licht selbst ein adäquater Ausdruck für den Heiligen Geist, schließlich beschreibt die Apostelgeschichte den Heiligen Geist am Pfingstfest mit „Zungen wie von Feuer“ (Apg 2,3). Dieses Geistesfeuer machte „alle“ (Apg

2, 1: nicht nur die Apostel, wie wir so oft dargestellt sehen) dazu fähig, Enttäuschung und Menschenfurcht zu überwinden und die frohe Botschaft über den engen Kreis der Naheliegenden in die ganze Welt hinauszutragen. Für Meistermann wird das menschliche Kunstwerk erst durch das göttliche Licht vollendet und beginnt zu leben und zu künden. Und seiner Überzeugung nach ist es die Aufgabe der Kunst zu künden.

Heinz Detlef Stäps

Taube

Der Geist, die Taube und die Liebe

Wie konnte die Taube zum Symbol des Heiligen Geistes, der dritten Person der göttlichen Trinität werden? Zweifellos ist die Darstellung der Taufe Jesu in den biblischen Evangelien im Hintergrund und von entscheidender Bedeutung: „Und siehe, da öffnete sich der Himmel und er sah den Geist Gottes wie eine Taube auf sich herabkommen.“ (Mt 2, 15; vgl. Mk 1, 9–11; Lk 3, 21–22; Joh 1, 29–4.)

Symbol des unsichtbaren Gottesgeistes

Die Taube ist in der christlichen Tradition zum leitenden gestalthaften Symbol des wesentlich unsichtbaren Gottesgeistes geworden, der allein an seinen Wirkungen erkannt wird. Wer sich diesem Geist öffnet und sich von ihm erfüllen lässt, kann das Wirken des Geistes an seinen Früchten erkennen: Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Selbstbeherrschung (Gal 5, 19–26). Die Herabkunft des Geistes auf Jesus zeichnet diesen bei der Taufe im Jordan als den erhofften messianischen Geistträger nach Jesaja 11, 1 aus: „Der Geist des Herrn ruht auf ihm.“ Im Lukas-Evangelium (4, 18) liest Jesus darum vor seiner sogenannten Antrittsrede in der Synagoge seines Heimatortes Nazaret am Sabbat aus dem Buch des Propheten Jesaja, wo es, ein weiterer göttlicher Fingerzeig, heißt: „Der Geist Gottes, des Herrn, ruht auf mir.“ (Jes 61, 1) Der erwartete messianische Heilsbringer ist der Geistträger schlechthin (Jes 11). Lukas betont hier: der Geist Gottes überkommt Jesus nicht nur hier und da, sondern er ruht von Anfang an (Lk 1, 35) und dauerhaft auf ihm, sodass Jesus alles, was er tut, aus der Kraft des Geistes tut; Gott hat Jesus ein für alle Mal mit dem – bei der Taufe durch die Taube symbolisierten – Heiligen Geist gesalbt.

Der Geist, die Taube und die göttliche Liebe

„Wenn ich ein Vöglein wär ...“ In der altorientalischen Umwelt Israels werden Tauben mit der Liebe und mit Liebesgottheiten in Verbindung gebracht, das Schnäbeln der Tauben wird häufig als Küssen gedeutet. Tauben gelten als pfeilschnelle Botinnen der Liebe wie des Friedens. Einige biblische Bücher, nicht allein das Hohelied, nehmen diesen Motivkreis auf. Daran anknüpfend versteht eine Fülle mittelalterlicher Texte aus Mystik, Scholastik und geistlicher Literatur den Heiligen Geist als Liebe, deutet den Geist, die Taube, als göttlichen Liebesboten, als Liebesband. Der Heilige Geist ist die Liebe, die Vater und Sohn wie ein Band verknüpft, und der Geist ist zugleich das Liebesband zwischen Gott und den Menschen. Der Heilige Geist wird sowohl innerhalb der göttlichen Dreieinigkeit, innertrinitarisch, und zwischen Gott und Mensch, heilsökonomisch, als Liebe und als Bote der göttlichen Liebe verstanden, die Entfernungen „wie im Fluge“ überwindet, hoffnungslos weit Entferntes zusammenbringt und das Unterschiedene, Ungleiche verbindet.

Die Liebe: Gott selbst und Botschaft von Gott

Theologischer Ursprung und Kronzeuge dieser Sicht, die das christliche Mittelalter prägt, ist der heilige Augustinus; ihm zufolge ist unsere Liebesbeziehung zu Gott auf den Heiligen Geist zurückzuführen, der zugleich für die Liebesgemeinschaft von Vater und Sohn steht. Die Liebe ist Gott und von Gott, und es gibt kein größeres Geschenk Gottes als den Heiligen Geist. Darum sei es folgerichtig, dass dieser selbst die Liebe ist, „die sowohl Gott als auch von Gott heißt“, wie Augustinus formuliert. Der Kirchenvater stattet den Geist, die dritte göttliche Person, mit allen gütigen und freundlichen Zügen des biblischen Gottes aus, die die mittelalterliche Tradition als weibliche Züge begreift.

Der Heilige Geist als Kuss und als mütterliche Caritas

Bernhard von Clairvaux stellt heraus, dass der Heilige Geist die Liebe genannt werden kann, weil er Vater und Sohn wie ein Kuss oder eine Umarmung eint. Besonders in seinem Hoheliedkommentar wird der Kuss zum Bild des Geistes. Der Heilige Geist ist der Kuss zwischen Vater und Sohn, der auch der Gemeinschaft der Gläubigen gegeben wird und Zeichen der Inkarnation ist, die das Liebesgeschenk Gottes darstellt. Schon die Kirchenväter deuten die Caritas, die großzügige und barmherzige göttliche Liebe, als Mutter und identifizieren sie mit dem Heiligen Geist, der dann „Mutter aller Tugenden“ oder „Mutter alles Guten“ genannt und zugleich mit der biblischen Gestalt der göttlichen Weisheit verbunden werden kann.

Syrische Tradition: Mutter Geist und Vogelmutter

In der syrischen pneumatologischen Tradition (Pneumatologie: Lehre vom Heiligen Geist), die besonders durch das Alte Testament geprägt ist, wird der Geist als Mutter gedeutet; in den liturgischen Texten wird der Geist häufig als brütender Muttervogel vorgestellt. Dieses Verständnis geht nicht allein, aber auch, auf die syrische Übersetzung von Genesis 1,2 zurück, die das dort benannte Schweben des Geistes über dem Wasser als Schweben, Schützen und Brüten einer Vogelmutter auffasst.

Die Taube der Verkündigung

In der christlichen Kunst wandert die Geist-Taube der Taufszene in die biblische Verkündigungsszene ein. Der Maria verheißene Geist ist die „Kraft des Höchsten“, wie es das Evangelium sagt (Lk 1,35). In vielen Bildern der Verkündigung fliegt der Heilige Geist in Gestalt einer Taube, schwebt im freien Raum oder über dem Kopf Marias, fährt im Sturzflug herab aus Himmelshöhen auf

Maria zu. Angezielt ist das Haupt und genauer das Ohr der Jungfrau; die Taube sucht ihr Gehör, ihr Verständnis, ihr Einverständnis. Von einer „Empfängnis durch das Ohr“ sprach die christliche Theologie: Die Schöpferkraft des Geistes will durch das Einverständnis des Glaubens wirken, was das Wort des Engels verheißt. Jesus ist nicht nur, wie Johannes, vom Mutterleib an vom Heiligen Geist erfüllt, vielmehr bewirkt der Heilige Geist als Kraft Gottes seine Menschwerdung. Im Menschen Jesus, der ganz aus Gottes Geist lebt, aus dem „Feuer der Taube“, wie es Hildegard von Bingen schaute, ist Gott selbst am Werk in dieser Welt!

Susanne Sandherr

Deine Augen sind Tauben

Es ist wohl nicht der erste Gedanke, der einem beim Stichwort „Tauben“ in den Sinn kommt, dieses Wort aus dem Hohelied: „Deine Augen sind Tauben.“ (Hld 1, 15) Vielleicht wird man diese Metapher der erotischen Poesie des Liedes zuschreiben und ein wenig achtlos darüber hinweglesen. Aber das wäre schade. Schöner ist es, einen Moment bei diesem Bild zu verweilen, es zu genießen, sich zu fragen: Wann habe ich zuletzt so poetisch von einem Menschen gedacht? Wann habe ich zuletzt aus der Fülle der Schönheit der Natur Bilder geschöpft, um die Schönheit zu beschreiben, der ich begegne?

Erst nach diesem Innehalten möge sich die Frage anschließen: Woher stammt dieses Bild? Gibt es dazu eine Erklärung? Antworten liefert die ikonographische Forschung zur Welt und Umwelt des Alten Testaments. Danach tauchen Tauben schon ab dem 3. Jahrtausend v. Chr. im Vorderen Orient zusammen mit Liebesgöttinnen auf. Sie erscheinen neben Ishtar, Astarte, Aphrodite und Venus, um deren erotische Ausstrahlung zu symbolisieren. Als

Grund für diese Symbolik nimmt man an, dass das Schnäbeln der Tauben als Küssen gedeutet wurde. In der Regel ist die Taube so abgebildet, dass sie von der Göttin zu einem männlichen Partner fliegt. So wie beim Flirten oder in einer Liebesbeziehung Blicke von einer zur anderen Person fliegen: Deine Augen sind wie Tauben – Liebesbotschaften sind deine Blicke.

Botin der Liebe

Als Botin einer Liebesbotschaft erscheint die Taube auch in einer berühmten Stelle des Neuen Testaments. Nachdem Jesus von Johannes getauft worden war, so heißt es im Markusevangelium, „sah er, dass der Himmel aufriss und der Geist wie eine Taube auf ihn herabkam. Und eine Stimme aus dem Himmel sprach: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden.“ (Mk 1, 10f.) Auch wenn es bei dieser Liebeserklärung weniger um eine werbende als um eine bestärkende Liebe geht, darf man sich an die außerbiblichen Vorbilder erinnern und daran, dass die Tauben in der Regel von einer Göttin ausflogen. Diese Erinnerung mag dazu dienen, das Gottesbild vor einer patriarchalen Verengung zu bewahren.

Heiliger Geist

Die Erzählung von der Taufe Jesu erklärt, warum die Taube als Symbol des Heiligen Geistes in die christliche Bildsprache eingegangen ist. Mit Bezug auf diesen Ursprung erscheint sie dann auch in anderen Bildern, in denen der Geist Gottes oder die göttliche Inspiration dargestellt werden sollen. Unverzichtbar ist die Taube in der „Gnadenstuhl“ genannten Darstellung der Dreifaltigkeit. Bei diesem Typus der mittelalterlichen Kunst hält der als Mensch dargestellte Gottvater das Kreuz mit dem toten Christus in beiden Händen, während der Geist als Taube darüber schwebt.

Anders als Gottvater entzieht sich der Geist einer Darstellung in Menschengestalt und bleibt damit auch im übertragenen Sinne in der Schwebelage, nicht festgelegt, frei. Als Zeichen der göttlichen Inspiration erscheint die Taube in Darstellungen der Evangelisten und Kirchenväter und -lehrerinnen, beispielsweise in einem berühmten Bild von Teresa von Avila. Bekannt ist auch das Bild der Taube im Strahlenkranz im Petersdom in Rom. Auch hier ist die Taube als Symbol des Heiligen Geistes in die von Gian Lorenzo Bernini geschaffene Cathedra Petri eingelassen.

Symbol der Rettung

Mitunter könnte allerdings der Wunsch aufkommen, die im Anflug befindliche Taube im Fenster des Petersdoms in einer anderen Traditionslinie zu deuten, nämlich als Symbol der Rettung. Als solches ist die Taube im achten Kapitel des Buches Genesis unterwegs. Nach den vierzig Tagen der Flut lässt Noach zunächst einen Raben hinaus, der jedoch ein- und ausfliegt und offensichtlich nicht so recht zum Boten taugt. Dann schickt Noach eine Taube hinaus, die jedoch zur Arche zurückkommt, weil sie keinen trockenen Boden gefunden hat. Sieben Tage später lässt er die Taube noch einmal hinaus: „Gegen Abend kam die Taube zu ihm zurück und siehe: In ihrem Schnabel hatte sie einen frischen Ölzweig. Da wusste Noach, dass das Wasser auf der Erde abgenommen hatte.“ (Gen 8, 11) Noch einmal sieben Tage später fliegt die Taube hinaus und kehrt nicht mehr zurück. Dieses Fortbleiben der Taube zeigt Noach das Ende der Flut an, die Taube wird zum Zeichen der Rettung. Durch Pablo Picasso ist sie seit 1949 zum Symbol des Friedens geworden. Und ist die Taube als Friedenssymbol nicht immer noch ein Ausdruck für den liebenden Blick Gottes auf die Menschen?

Opfervogel

Zu erwähnen ist indes noch eine andere, für das Tier weit weniger erfreuliche Beziehung der Taube zur Gottheit. Sie diente häufig als Opfertier. Eine Vorschrift im Buch Levitikus lautet: „Ist seine Opfertier für den Herrn ein Brandopfer vom Geflügel, dann soll er eine Turteltaube oder eine Felsentaube bringen.“ (Lev 1, 14) Tauben waren auch für arme Leute erschwinglich. Schon im Buch Levitikus (Lev 12, 8) wird die Taube als möglicher Ersatz für ein Schaf erwähnt, eine Möglichkeit, von der Maria im Lukasevangelium Gebrauch macht (Lk 2, 24). Die Praxis des Taubenopfers erklärt, warum Jesus auf Taubenhändler stieß, als er alle Händler und Käufer aus dem Tempel hinaustrieb (Mt 21, 12). Die Taube lädt geradezu ein, die Mahnung Jesu „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer“ (Mt 12, 7) vor dem Hintergrund ihrer Symbolik zu interpretieren. Beginnt nicht die Barmherzigkeit mit einem liebevollen Blick auf den Nächsten?

Vorbild der Arglosigkeit

In einer Belehrung seiner Jünger zieht Jesus die Tauben schließlich als Vergleich heran: „Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; seid daher klug wie die Schlangen und arglos wie die Tauben!“ (Mt 10, 16) Dieses Wort liest sich beinahe wie die Zusammenfassung der vielen Symbolgehalte, die biblisch-bildlich mit der Taube verbunden werden. Die sprichwörtliche Arglosigkeit der Tauben, ihr Sein ohne Boshaftigkeit und Falschheit – sind darin nicht das liebevolle Schauen, ein geisterfülltes Dasein und das geduldige Vertrauen auf einen guten Gott zu einer Haltung christlichen Seins vereint?

Stefan Voges

Aufbruch im Glauben: Erweckungsbewegungen

Immer wieder hat es in der Geschichte der Kirche Aufbrüche gegeben, die sich aus den gegenwärtigen Zuständen entwickelten und dazu eine Alternative bilden wollten. Als Reaktion auf die Aufklärung sind zu Beginn des 19. Jahrhunderts zahlreiche sogenannte Erweckungsbewegungen entstanden. Sie stemmten sich gegen ein Gewohnheitschristentum, gegen die alleinige Betonung der Vernunft in der Religion und legten großen Wert auf die individuelle Bekehrung und Wiedergeburt aus dem Glauben. Man entdeckte die Bibel neu und betonte deren absolute Autorität in Glaubens- und Lebensfragen.

Phänomen der evangelischen Tradition

Besonders im Raum der evangelischen Kirchen gab es große Erweckungsbewegungen. Hier haben der Pietismus und auch die Herrnhuter Brüdergemeine mit ihren Diasorapredigern entscheidende Impulse gegeben. Die Erweckungsbewegung nahm eine antiliberalen Richtung ein und protestierte gegen eine modernistische Auslegung der Bibel. Mit den Erweckungsbewegungen ging auch eine starke Missionstätigkeit einher. Mit Evangelisationen und auch sozialem Engagement richtete man den Blick nach innen; viele Mitglieder der Erweckungsbewegungen machten sich zudem in ferne Länder auf, um dort als Missionare den Glauben zu verkünden.

Aufbruch in ganz Europa

Doch nicht nur in Deutschland kam es zu Erweckungsbewegungen. Eigentlich ging die Bewegung mehr von England aus, wo John (1703–1791) und Charles Wesley (1707–1788) den Metho-

dismus begründeten. Vor allem die Zusammenkunft in kleineren Gruppen beförderte die Bewegung. Man betonte die Heiligung des einzelnen Christen sowie auch das notwendige soziale Engagement, das Eintreten für die Ärmsten. Aus dieser Motivation sind weitere Bewegungen wie die Heilsarmee, aber auch die Innere Mission in Deutschland hervorgegangen. Auch in der Schweiz, in Frankreich, Dänemark und Schweden gab es stark wachsende Erweckungsbewegungen. In Nordamerika hatte sich um den Bußprediger Jonathan Edwards (1703–1758) das sogenannte „Great Awakening“ (Großes Erwachen) gebildet. Aus der amerikanischen Erweckungsbewegung heraus haben sich zahlreiche Prediger für die Sklavenbefreiung engagiert.

Überkonfessionelle Strömung

Zu Beginn der Erweckungsbewegung war sie eine überkonfessionelle Strömung. Dies zeigt beispielsweise die sogenannte „Allgäuer Erweckung“, die von Schülern des späteren katholischen Regensburger Bischofs Johann Michael Sailer (1751–1832) ausging. Von dort aus hatte die Bewegung auch Einfluss auf die evangelische Kirche in Franken, aber auch am Niederrhein. Erweckungsbewegungen sind immer in Wellen aufgetreten. Eine weitere Welle war die sogenannte Charismatische Gemeindeerneuerung, die in den 1960er-Jahren aufkam und in katholischen, evangelischen und freikirchlichen Kreisen wirksam war und ist. Sie geht zurück auf die pfingstkirchliche Bewegung, die Anfang des 20. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten von Amerika aufkam und sich rasch ausbreitete. Erweckungsbewegungen haben aber auch die traditionellen Volkskirchen zu neuen Aufbrüchen geführt. Bis heute sind Glaubenskurse, Neuevangelisierung und neue Formen von Gottesdiensten letztlich auch Früchte dieser Bewegungen. Oft sind diese Initiativen mit einer Tauferneuerung verbunden und wollen zu einer lebendigen Glaubenspraxis und bewusster Glaubensentscheidung anregen. Zudem entstehen da-

bei neue Gemeinschaftsformen, in denen der Glaube intensiv und in regem Austausch mit anderen gelebt wird.

Marc Witzzenbacher

Der Gottesgeist weht wie ein Wind

Die Quelle guter Mächte

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 297f.

Der Text des 1986 erstmals publizierten niederländischen Liedes stammt von der Dichterin Marijke Kojck-de Bruijne (1936–2020), die Melodie steuerte die Komponistin Gon Voorhoeve (1928–1994) bei. Der evangelische Pfarrer und Professor für Praktische Theologie Jürgen Henkys (1929–2015) veröffentlichte 1997 eine Fassung in deutscher Sprache.

Ein Pfingstlied

Eine Fülle christlicher Lieder bittet um den Heiligen Geist; ausdrückliche Pfingstlieder sind aber eher selten. Das Pfingstfest schließt die fünfzigtägige Osterzeit, die Pentekoste, ab. Was mit dem Ostertriduum und in der Osternacht mit der Feier der Auferstehung des Herrn beginnt, vollendet sich in der pfingstlichen Freude über die Gabe des Heiligen Geistes. In der Apostelgeschichte sagt Petrus: „Diesen Jesus hat Gott auferweckt, dafür sind wir alle Zeugen. Zur Rechten Gottes erhöht, hat er vom Vater den verheißenen Geist empfangen und ihn ausgegossen, wie ihr seht und hört.“ (Apg 2, 32–33) Beim Pfingstereignis (Apg 2, 1–13) am jüdischen Wochenfest, das am 50. Tage bzw. sieben Wochen nach dem Pessachfest gefeiert wird (hebräisch: schawuot, „Wochen“; griechisch: hemera tes pentekostes, „Tag des fünfzigsten [Tages]“), werden Jesu Jünger, Frauen und Männer aus Galiläa,

mit dem Heiligen Geist getauft und so befähigt, das Evangelium zu verkünden. Die Reaktion ist allerdings gespalten. Alle sind ratlos und außer sich. Einige fragen nach der Bedeutung des außergewöhnlichen Geschehens. „Andere aber spotteten: Sie sind vom süßen Wein betrunken.“ (Apg 2,13) In der sogenannten Pfingstpredigt (Apg 2,14–36), seiner ersten öffentlichen Rede, ordnet Petrus, befähigt durch die Geistsendung, das wundersame Geschehen heilsgeschichtlich ein.

Deiner Gaben Siebenzahl

„Der Gottesgeist weht wie ein Wind“ besingt in drei bildstarken Strophen das Wirken des Heiligen Geistes. Gottes Geist wird besungen, aber nicht direkt als Du angesprochen. Die singende Gemeinde erfährt sich als ein Wir, eine Gemeinschaft, in die hinein der Gottesgeist wirkt; im niederländischen Text begegnet das Pronomen „uns“ (ons), vielleicht nicht zufällig, siebenmal. Es geht also um die Einwirkung und die Auswirkungen des Heiligen Geistes auf uns und in uns, um „deiner Gaben Siebenzahl“ (Lateinische Pfingstsequenz; Übersetzung Heinrich Bone).

Atem, der lebendig macht

Die erste Strophe beginnt mit dem Vergleich „Der Gottesgeist weht wie ein Wind“ und ruft so biblische Zusammenhänge auf: Gen 1,1: „und Gottes Geist schwebte über dem Wasser“; Joh 3,8: „Der Wind / Geist (pneuma) weht, wo er will.“ Der Geist Gottes ist kein alles zerstörender Sturm, sondern eine heilende Kraft, die „auf Friedensflügeln“ kommt und aller Welt Leben und Frieden bringt. In der zweiten biblischen Schöpfungserzählung hören wir, wie Gott dem Erdling Lebensatem einhaucht, sodass er zu einem lebendigen Wesen wird (Gen 2,7). Der Geist Gottes begegnet biblisch vielfach als schöpferische Lebensmacht; Ps 104,30 liegt dem Kehrsvers des Zwischengesangs am Pfingsttag

zugrunde: „Du sendest deinen Geist aus: Sie werden erschaffen / und du erneuerst das Angesicht der Erde.“ Alles geschöpfliche Leben ist verdanktes Leben; jeder Atemzug ist Teilhabe an Gottes Lebensatem. Der Geist erquickt, belebt und lässt hoffen. Dazu gehört auch, dass er beunruhigt („Unrast“ weckt), eine Unruhe, die sich zum „Sturm“ steigern kann, der uns befähigt, gegen „Gewalt und Bosheit“ aufzustehen und kraftvoll anzugehen. Wo Zorn und Hass aufflammen, kühlt der Gottesgeist „als frische Brise“.

Und wie ein Feuer ist der Geist

Gotteserscheinungen werden oft von Sturm und Feuer begleitet; der Zusammenhang zwischen Gott und seinem Geist und Feuer ist in biblischer Bildsprache reich bezeugt, auch im Neuen Testament. „Und es erschienen ihnen Zungen wie von Feuer.“ (Apg 2,3) Das Phänomen des Feuers wird in der zweiten Liedstrophe in seiner Ambivalenz betrachtet: Feuer kann Leben vernichten, aber auch ermöglichen, schützen, hüten. Gottes Feuergeist verzehrt nur, „was dem Unrecht lebt“, denn der Herr glüht in Barmherzigkeit und brennt für die schwer Bedrohten und Bedrängten, denen er Recht verschafft. Licht und Leben bringt der Gottesgeist in unsere Nacht hinein als „Hoffnungsfunke, der noch blinkt“.

Treibt an durch sanfte Kräfte

Die Personifizierung der Weisheit Gottes ist im Alten Testament (vgl. Weish 8) ebenso wie der Geist Gottes (ruach) weiblich. Die dritte und letzte Strophe unseres Liedes spricht vom Heiligen Geist im Bild einer weisen Mutter, die in der Stille wirkt, „Quelle guter Mächte“ ist, Mut macht, den eigenen Weg weiterzugehen, unbeirrt Schritte nach vorne zu gehen, und die Verständnis und Verständigung unter Fremden oder einander entfremdeten Menschen stiftet; das pfingstliche Sprachwunder ist hier nahe.

Wind, Sturm, kühlende Brise – Feuer, das dem Unrecht Einhalt gebietet, „voll Erbarmen glüht“ und Licht ist in der Nacht – sanfte, stützende, wie ein Mantel umhüllende, aber auch Weg weisende, Frieden und Verbundenheit stiftende Mutter: diese spannungsreichen biblischen Gottes-Bilder, Bilder von Gottes eigenem Geist, bringt das Lied kraftvoll und neu zur Sprache.

Susanne Sandherr

Wegbereiter der Ökumene: Nerses von Lambron

Nerses von Lambron gehört zu den wichtigsten Figuren der armenischen Kirche. Er lebte im 12. Jahrhundert und hat viele Impulse für die Ökumene und die Reformation seiner Kirche gegeben. Auch wenn er mit seinem wagemutigen Charakter und vielen eigenwilligen Initiativen für manche auch problematisch war, wird er in der armenischen Kirche als einer der „besten Ausleger und starker Förderer des theologischen Denkens und der dogmatischen Haltung der armenischen Kirche“ bezeichnet. So beschreibt ihn Aram I., Katholikos des Großen Hauses von Kilikien, einer Teilkirche der Armenischen Apostolischen Kirche, in einer Ausgabe der Werke des Nerses von Lambron. Nerses habe die Grundprinzipien der ökumenischen Beziehungen der armenischen Kirche geprägt und bleibe „mit seinem tiefen Denken und seiner weiten Vision gegenwärtig“.

Geboren in Kilikien

Das Leben des Nerses von Lambron fällt in eine Zeit großer Veränderungen. Das byzantinische Kaiserreich hatte sich im elften Jahr-

hundert stark ausgedehnt und zwei Königreiche auf dem Gebiet von Großarmenien einverleibt. Auf der Suche nach Unabhängigkeit kam es zu großen Wanderbewegungen aus dem armenischen Gebiet in Richtung Südanatolien (Kilikien) und die Nordküste des Schwarzen Meeres. In Kilikien gelang es Fürst Ruben, ein Königreich zu errichten und die armenische Autonomie gegenüber dem byzantinischen Reich zu sichern. Nerses wurde um das Jahr 1152 auf der Festung Lambron im Nordwesten Kilikiens geboren und wurde zunächst auf den Namen Smbat getauft. Seine Eltern hatten ein Gelübde abgelegt, ihren Sohn in eine klösterliche Ausbildung zu senden, damit er als Mönch leben würde. Auch wenn sie anfänglich aufgrund seiner wohl legendären Schönheit davon absahen, waren sie schließlich froh, dass sie ihr Kind bei einer schweren Krankheit in die Obhut des Klosters Skewra übergeben konnten. Dort konnte der Junge geheilt werden und erhielt seine erste Ausbildung.

Ausbildung zum Priester

Sein Onkel, Nerses IV. Schnorhali, Katholikos (Oberhaupt) der armenischen Kirche, übernahm seine Weiterbildung und weihte ihn im Jahr 1168 zum Priester. Mit der Weihe erhielt er auch den Namen seines Onkels. Nun begab sich Nerses nach Antiochia, um die monastische Tradition und die Schriften der Väter eingehender zu studieren. 1172 kehrte er nach Lambron zurück und lebte wieder im Kloster Skewra. Der nach dem Tod von Nerses Schnorhali neu gewählte Katholikos Gregor IV. Tgha berief ihn als Mitarbeiter im Katholikosat in Hromkla und weihte ihn 1175 zum Bischof. Nerses sollte nach Skewra zurückkehren, um dort das Amt des Abtes zu übernehmen. Doch er sträubte sich zunächst gegen diese Aufgabe und ließ sich mit einigen Mitbrüdern in einer Einsiedelei nieder. Dort lebte er streng asketisch und widmete sich vor allem dem Studium der Heiligen Schrift.

Bischof von Tarsus

Aber Gregor rief ihn erneut nach Hromkla, wo die Synode die Vereinigung der armenischen und der griechischen Kirche beraten sollte. Auf dieser Synode hielt Nerses eine bedeutende Rede. Der Katholikos vertraute ihm daraufhin die Diözese Tarsus an, wo sich das Kloster Skewra befand. In Tarsus erwarb sich Nerses hohes Ansehen. Er zeigte sich offen für alle Christen und setzte sich insbesondere für die Einheit der armenischen und der griechischen Kirche ein. Dies missfiel dem Fürsten Lewon, der ihm allerdings doch das Vertrauen schenkte und ihn zu Verhandlungen mit der griechischen Kirche nach Konstantinopel schickte. Die Einheitsverhandlungen scheiterten allerdings. Dies hinterließ bei Nerses eine tiefe Enttäuschung. 1198 starb Nerses, er wurde später zum Kirchenlehrer der armenischen Kirche erhoben.

Einsatz für die Einheit

Nerses hat einige Werke hinterlassen, besonders wichtig sind seine Reden und Kommentare zu den heiligen Schriften und der Liturgie. Stets zeigte sich Nerses offen für die Gemeinschaft aller Kirchen und Christen. Seine eigene Liturgie betrachtete er mehr als eine historisch gewachsene Form, die es nicht rechtfertigen würde, andere Formen und Traditionen abzulehnen. Er machte zahlreiche Vorschläge zur Reformierung der eigenen Liturgie und ermutigte zu mehr Offenheit für andere Traditionen. Dies brachte ihm den Missmut vieler Mitglieder seiner eigenen Kirche ein. Doch Nerses ließ sich nicht beirren und setzte sich für den Irrenismus ein, das friedliche und konstruktive Miteinander der verschiedenen Kirchen. Dabei ging es ihm nicht nur darum, friedlich nebeneinanderher zu leben, sondern in einen offenen Dialog zu treten und die Einheit mit theologischen Argumenten zu suchen und umzusetzen. Nerses forderte seine eigene Kirche auf, mehr Zugeständnisse zu machen und andere Kirchen ebenso wertzuzuschätzen.

schätzen. Die Wurzel dieser Gemeinsamkeit und der Ökumene sah er in dem für alle geltenden Heilswerk Jesu Christi. Als Wurzel aller Trennung benannte Nerses das Vergessen der Liebe und des Geistes der Versöhnung. Für ihn war es unsinnig, zwischen Christen – und im besonderen Fall zwischen der armenischen und der griechischen Kirche – eine Trennmauer zu errichten. In seiner Kirche gilt Nerses bis heute als der „Vater der Ökumene“, seine Texte ermutigen die armenische Kirche in ihrem ökumenischen Engagement, das sie weltweit im Ökumenischen Rat der Kirchen, aber auch vor Ort, etwa in Deutschland, einbringen.

Marc Witzenbacher

Die Aktualisierung der Heiligen Schrift in der Predigt

Es gab Epochen mit intensiver Predigtstätigkeit und solche mit darniederliegender Predigt. Nach hoher Wertschätzung in der Antike verflachte sie im Frühmittelalter. Das Trienter Konzil schärfte zwar die Verpflichtung zur Predigt ein, einen wirklichen Platz in der Messe erhielt sie aber nicht, sondern fand oft vor oder nach der Messe statt. Im frühen 20. Jahrhundert wurde die Predigt während der Messe zwar wiederbelebt, aber dass dafür der Priester das Messgewand auszog, kennzeichnete die stattfindende „Unterbrechung“ der Messe.

Die Predigt als Teil des Wortgottesdienstes

Mit der Liturgiereform nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist die „Homilie“ genannte Predigt nach dem Evangelium wieder fester Bestandteil der Messe an Sonn- und Festtagen; auch für die Wochentage der geprägten Zeiten wird sie empfohlen. Wie die Li-

turgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* in Artikel 35 festhält, ist sie „Teil der liturgischen Handlung“ und soll vorrangig die Heilige Schrift oder die Liturgie selbst zur Grundlage haben. Eine verbesserte bibelwissenschaftliche Ausbildung im Theologiestudium der letzten hundert Jahre hat zu einer wesentlichen inhaltlichen Verbesserung der Predigten geführt. Durch die angereicherten Lesungen und die regelmäßige Predigt hat sich für viele Katholikinnen und Katholiken der Wortgottesdienst von der „Vormesse“ zu einem ersten Hauptteil der Messe entwickelt, den man nicht mehr missen möchte – ohne dass dadurch der Eucharistieteil an Bedeutung verloren hätte.

So wie die Verkündigung des Evangeliums ist auch die Homilie in der Messe rechtlich bislang an das ordinierte Amt gebunden. Welcher liturgietheologische Rang der Predigt zugewiesen wird, zeigt sich vielleicht am deutlichsten bei der Weihe eines neuen Bischofs. Denn während über dem Erwählten das Weihegebet gesprochen wird, halten zwei Diakone das geöffnete Evangeliar über dem Kopf des Erwählten. Und nach der Salbung des Hauptes wird es dem Neugeweihten mit den Worten überreicht: „Empfange das Evangelium und verkünde das Wort Gottes in aller Geduld und Weisheit.“ Zur richtigen Einordnung dieses Satzes ist aber zu beachten, dass in der bischöflich geleiteten Eucharistiefeyer immer ein Diakon das Evangelium vorträgt, nicht aber der Bischof, der selber zuhört und sich somit unter das Evangelium stellt. Der Auftrag zur Verkündigung bezieht sich auf die Predigt, wie die Einführung des Weiheritus deutlich macht. Hier ist der Ort, wo der Bischof seinen Auftrag zur Verkündigung erfüllt.

Der eigene Charakter der Predigt

Wird damit der Predigt nicht zu viel Ehre zuteil? Steht nicht das Evangelium, in dem Jesus Christus selber zu uns spricht, höher als jede Predigt? Letztlich ist das Verhältnis der Predigt zum übrigen Wortgottesdienst nicht leicht zu beschreiben. Zum einen hat die

Predigt nur wenige Vorgaben und ist im doppelten Sinne eine freie Rede. Sie ist „frei“, weil sie hoffentlich nicht abgelesen wird und man ihr so aufmerksam zuhören kann. Und sie ist auch frei, weil es keine „Vorlagen“ gibt, die ein Prediger umzusetzen hat.

Damit steht sie in einer gewissen Spannung zur sonstigen Ritualisierung des Wortgottesdienstes und zur weitgehend festen Leseordnung. Letztere haben den Vorteil, dass nicht subjektive Glaubensaspekte und Lieblings- oder Modethemen ständig bevorzugt werden, sondern die Glaubenserfahrungen Israels und der jungen Christengemeinde „ins Wort gehoben“ werden. Denn diese haben auch für uns heute grundlegende Bedeutung und sind normative „Frohe Botschaft“. Wir können uns vor bestimmten Inhalten und Aussagen der Schrift nicht einfach „drücken“.

Die Predigt in ihrer Freiheit steht hingegen vor der Aufgabe, diese Glaubenserfahrungen für uns Mitfeiernde so zu artikulieren, zu aktualisieren und zu verlebendigen, dass sie uns heute „bewegen“. Dafür müssen bisweilen weit zurückliegende Glaubenswelten und die heutigen Lebenswelten der Feiernden miteinander in Berührung und „ins Gespräch“ gebracht werden. In der Regel soll die Predigt an die Schriftlesung rückgebunden sein. Aber auch Elemente der Liturgie, eine kirchliche Lehraussage oder aber tagesaktuelle Themen sind nicht ausgeschlossen, gerade wenn sie im Lichte der und rückgebunden an die Schriftlesung betrachtet werden. Die Qualität der Predigt hängt in erheblichem Maße von dem ab, was der Prediger einerseits an theologischer Kenntnis und andererseits an persönlicher Glaubenserfahrung einzubringen vermag. Entsprechend ist es nur natürlich, dass sowohl die Fähigkeiten als auch die Grenzen jedes Predigenden erkennbar werden. Er ist gefordert, sich nicht zu verstellen, um letztlich nicht „unwahrhaftig“ zu erscheinen.

Die Predigt ist keine bibeltheologische oder dogmatische Vorlesung. Es geht trotz aller Ausbildung nicht um eine akademisch gebildete oder gar kunstvolle Rede. Sie ist viel eher ein persönliches Zeugnis: Hier kann und mag etwas von der Person des Predigen-

den, von seinem Glauben zum Vorschein kommen, ohne dass es inhaltlich um ihn selbst gehen darf. Wir hatten im letzten Beitrag festgehalten, dass die Sakramentalität des Wortes Gottes die Nähe wie die Verborgenheit in sich birgt und der Deutung und Auslegung aus dem Glauben bedarf. Genau dies soll in der Predigt geschehen.

Wandlung durch das Wort Gottes

Wie die eigentliche Eucharistiefeier – dies werden wir noch sehen – durch die Gottes- und Christusbegegnung auf eine „Verwandlung der Gläubigen“ zielt, so zielt auch der Wortgottesdienst in der „Kommunion des Wortes Gottes“ auf eine solche Wandlung. Dass diese Wandlung sowohl durch die Lesung der Heiligen Schrift als auch durch die Predigt geschehen kann, ist letztlich ein Gnadengeschehen, das nicht durch die Predigt allein oder und eine bestimmte Technik „bewirkt“ werden kann. Zugleich dürfen wir gewiss sein, dass diese Verwandlung geschieht, weil uns verheißen ist, dass uns das Wort Gottes nicht unverändert zurücklässt.

Friedrich Lurz

Heiliger des Monats: Simon Stock

Simon Stock stammt aus der englischen Grafschaft Kent und wurde um das Jahr 1200 geboren, die genauen Lebensdaten liegen allerdings im Dunkeln. Seinen Beinamen „Stock“ erhielt er wohl daher, dass er bereits als junger Mensch in einem hohlen Baum als Einsiedler gelebt haben soll. Simon Stock schloss sich im Jahr 1241 dem Karmelitenorden an, fünf Jahre später wurde er sogar zum Ordensgeneral ernannt.

Ausbreitung der Karmeliten

Simon Stock hat sich vor allem darum bemüht, den Orden der Karmeliten in ganz Europa bekannt zu machen. Er unternahm Reisen nach Rom und in andere Teile Europas, aber auch nach Palästina. 1245 soll er auch am ersten Ökumenischen Konzil der westlichen Kirche in Lyon teilgenommen haben. Neben seinen Verdiensten um die Konsolidierung und Ausbreitung seines Ordens ist Simon Stock aber vor allem als Begründer der Skapulierfrömmigkeit bekannt geworden.

Skapulier als Zeichen

Bei einer Vision im Jahr 1251 in Cambridge übergab Maria ihm das Skapulier als „Zeichen meiner Gunst“. Das Skapulier war ein großes braunes Gewand, das über dem Ordensgewand getragen wurde, eigentlich war es den Mitgliedern des Ordens vorbehalten. Im Laufe der Zeit wurde das Tragen des Skapulier für Laienchristen geöffnet und nach und nach auf die Größe eines kleinen Stoffquadrats reduziert, damit es diskret unter der Kleidung getragen werden konnte. Es gab vor allem im 15. und 16. Jahrhundert zahlreiche Gemeinschaften und Bruderschaften, die das Skapulier als Zeichen ihrer Buße trugen. Die Übergabe des Skapulier an Simon Stock wurde in der kirchlichen Kunst vielfach aufgegriffen. Eine Darstellung dieser Erscheinung findet sich in der Wallfahrtskirche in Triberg (Schwarzwald), das Gemälde wurde von Joseph Anton Schupp gemalt und stammt aus dem Jahr 1703. Simon Stock starb bei einer Reise im Jahr 1265 in einem der Karmelitenhäuser in Bordeaux. Dort ist er in der Kathedrale beigesetzt. Simon Stock wurde als Heiliger in Bordeaux gefeiert. Mitte des 15. Jahrhunderts ist seine Verehrung auch in England und Irland nachzuweisen. Seit 1564 wird er auch im Karmelitenorden offiziell verehrt. Sein Gedenktag ist der 16. Mai, im Karmelitenorden ist dies ein gebotener Feiertag.

Marc Witzenbacher

Vereidigung neuer Schweizergardisten

Am 6. Mai 2023, dem Gedenktag des sogenannten „Sacco di Roma“, werden im Vatikan mehrere junge Schweizer als Gardisten ihren Eid ablegen. Seit 1506 schützt die Garde den Papst und seine Residenz. Auf eine Anfrage von Papst Julius II. waren damals 150 Schweizer aus dem Kanton Uri nach Rom gekommen, um den Dienst als Schutzgarde des Papstes anzutreten. Ihr Ruf als tapfere Soldaten hatte sich bis in den Vatikan herumgesprochen. Offiziell wurde die Garde am 22. Januar 1506 gegründet. Bis heute tragen sie die traditionelle Renaissance-Uniform und sind eines der Wahrzeichen des Vatikans.

Sacco di Roma

Am 6. Mai 1527 fielen Horden von deutschen, spanischen und italienischen Söldnern in den Vatikan ein. Sie standen im Dienst von Kaiser Karl V., der einen Krieg gegen die Liga von Cognac führte, ein Bündnis zwischen Frankreich, dem Papst sowie Mailand, Florenz und Venedig. Doch konnte der Kaiser seine Truppen nicht mehr angemessen besolden, und so stürmten die ungeduldig gewordenen Söldner den Vatikan und die Engelsburg, in die sich Papst Clemens VII. (1523–1534) über den „Passetto di Borgo“, den in der Mauer verlaufenden Gang zwischen dem Apostolischen Palast und der Engelsburg, flüchten konnte. Wochenlang wurde die Stadt ausgeraubt und verwüstet, der sogenannte „Sacco di Roma“ gilt als ein Höhepunkt kriegerischer Gewaltexzesse nicht mehr kontrollierbarer Söldnerheere. Aber die Schweizergarde konnten den Papst retten, von 189 Schweizergardisten überlebten nur 42.

30 Rekruten treten an

Am 6. Mai werden zahlreiche Schweizerinnen und Schweizer nach Rom kommen, um die neuen Gardisten im Damasushof bei ihrem Schwur zu begleiten. Jeweils ein Kanton der Schweiz wird jährlich von der Schweizergarde offiziell eingeladen, die Feiern mitzugestalten. Gastkanton in diesem Jahr ist Aargau. Für die Gardisten, die an diesem Tag in der Galauniform auf die Fahne der Garde ihren Eid schwören, ist dies ein Höhepunkt ihres Dienstes. Rund 30 neue Gardisten treten jedes Jahr ihren Dienst an, der zunächst zwei Jahre dauert, aber auch verlängert werden kann. 110 Mann stark ist das Sicherheitskorps des Heiligen Vaters insgesamt. Die Aufnahmebedingungen sind klar: zwischen 19 und 30 Jahre alt, männlich, ledig und katholisch müssen die Gardisten sein. Das frühere „Garde“-Maß von 1,74 Metern ist heute nur noch ein Richtwert, aber die Rekruten müssen eine hohe physische und psychische Belastbarkeit haben. Informationen zur Geschichte, auch zur Arbeit und den Aufnahmebedingungen der Schweizergarde sind unter <https://schweizergarde.ch> zu finden.

Marc Witzemberger

Bachs Start in Leipzig vor 300 Jahren

Am Tag nach dem 30. Mai 1723 berichteten die Zeitungen in Leipzig, dass man die erste von Johann Sebastian Bach aufgeführte Kantate in der Stadt, „Die Elenden sollen essen“ (BWV 75) zum 1. Sonntag nach Trinitatis, mit „gutem Applause“ gewürdigt habe. Zwei Tage bevor er offiziell als Kantor an der Thomaskirche eingeführt wurde, eröffnete Bach mit der Aufführung in der Nikolaikirche sein ehrgeiziges Projekt, zu jedem der Sonntage im Kirchenjahr eine eigene Kantate zu komponieren. Die Werke seiner Vorgänger Johann Kuhnau und Johann Schelle erschienen ihm

nicht geeignet genug, seinem hohen Anspruch, den Bach ganz der Ehre Gottes verschrieben hatte, zu genügen. Allein in den beiden ersten Jahren seines Wirkens schrieb Bach wohl rund 100 Kantaten. Die Texte für die Kantaten stammten von Christiane Marianne von Ziegler, einer Witwe aus einer einflussreichen und angesehenen Leipziger Juristenfamilie, und Christian Friedrich Henrici, der unter dem Pseudonym „Picander“ auch erotische Gedichte und Dramen verfasst hatte und dadurch zu einer Berühmtheit geworden war. Bach, damals nur „zweite Wahl“ auf der Stelle des Thomaskantors, wurde vor allem durch seine Kantaten zum berühmtesten Kantor der Thomaskirche.

Kein gelungener Start

Allerdings war der Beginn für Bach alles andere als rosig. Bach litt sehr unter den aufwändigen Unterrichtsverpflichtungen. Auch wenn man die Qualität der Musik sehr schätzte, geriet der Musiker dennoch ständig in Konflikt mit der Kirchenleitung. 1724 plante Bach, die Johannespassion, sein bislang umfangreichstes Werk, in der Thomaskirche aufzuführen, da diese mit den größeren Orgeln besser für die Passion geeignet schien. Bach setzte sich damit über die Tradition hinweg, dass die Passionswerke abwechselnd in St. Thomas und St. Nikolai aufgeführt wurden, da im Jahr 1724 nun St. Nikolai wieder an der Reihe gewesen wäre. Das Konsistorium erteilte ihm offiziell eine Rüge. Auch in den späteren Jahren blieb das Verhältnis zwischen Bach und den Kirchenoberen angespannt. In den späteren Jahren kürzte man dem Kantor sogar das Gehalt, weil man der Meinung war, er „tue nichts“.

Leipzig feiert Bach

Dabei hatte Bach in Leipzig seine kreativsten Jahre. Unzählige Werke entstehen in dieser Zeit. Aber die Auseinandersetzungen

mit dem Konsistorium und das ständige Gezänk um die Ausstattung und die Auswahl der Sänger und Musiker belasteten ihn zunehmend. Als er am 28. Juli 1750 starb, nahm die Stadt kaum Notiz davon. Erst im 19. Jahrhundert wurde Bach wiederentdeckt, maßgeblich durch Felix Mendelssohn-Bartholdy. Schließlich wurden seine sterblichen Überreste auch in der Thomaskirche, seinem großen Wirkungsort, beigesetzt. Die Stadt Leipzig feiert den Beginn Bachs vor 300 Jahren mit zahlreichen Konzerten, Ausstellungen und Veranstaltungen unter dem Motto „Bach300“. Infos unter www.bach-leipzig.de/de/neutral/bach300-300-jahre-bach-leipzig.

Marc Witzenbacher

Marienandachten für die Praxis

Der Mai gilt als der „Marienmonat“, vermutlich wegen des farbenfrohen Aufblühens der Natur in dieser Zeit. Die Blumen und Blüten stehen symbolisch für Maria, die „reinste Rose“ (GL 531). Schon seit dem Mittelalter entwickelte sich im Monat Mai eine besondere Marienverehrung. In dem Bändchen „Maria, breiten den Mantel aus“ hat die Theologin Helga Jütten Andachten zu zehn Marienliedern im Gotteslob zusammengestellt. Sie können in der Gemeinde oder auch in kleinerem Kreis gefeiert werden. In den vollständig ausformulierten Andachten kommen die spirituellen, kunstgeschichtlichen und musikalischen Hintergründe der Lieder zur Sprache. Sie beleuchten verschiedene Aspekte der Berufung Marias und geben Orientierung im Glauben für heute. Die Andachten nehmen zudem Bezug auf einige Bibelstellen, die für manche vielleicht erst auf den zweiten Blick mit Maria in Verbindung gebracht werden. Vier Andachten widmen sich den Titeln Marias. Für den Monat Mai ist dieses Buch ein segensreicher und

praktischer Begleiter, gerade in seiner handlichen Form ist es gut für den Gebrauch in Gemeindegruppen geeignet.

Marc Witzembacher

Helga Jütten, Maria, breit den Mantel aus. Marienandachten, Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer 2018, ISBN 978-3-7666-2489-5, 111 Seiten, 10,00 € [D], 10,90 [A]

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.

Begegnung mit St. Fidelis

Studientag in Stuttgart

St. Fidelis in der Stuttgarter Weststadt ist einen Studientag wert! Die Kirche fasziniert nicht nur durch ihren Glasfensterzyklus von Georg Meistermann, aus dem Sie diesen und nächsten Monat zwei zentrale Darstellungen auf unserem Titelbild kennenlernen können. Mitte der 1920er-Jahre von Clemens Hummel erbaut, erinnert sie mit ihrem Vorhof und dem basilikaartigen Kirchenraum stark an frühchristliche Kirchen. 1964 wurde sie, nach massiven Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg, von Rudolf und Maria Schwarz wiedererrichtet und von Meistermann um den Fensterzyklus und einen Kreuzweg bereichert. Seit 2019 nun ist an St. Fidelis das spirituelle Zentrum *station s* zuhause (www.station-s.de). Dank einer prämierten Neugestaltung durch die Stuttgarter Architekten Domenik Schleicher und Michael Ragaller lädt der bedeutende Bau besonders zum Innehalten und Zu-sich-Kommen ein. Man hält sich einfach gern darin auf und verweilt in der kraftvollen Stille.

Am Samstag nach Christi Himmelfahrt können Sie, liebe Leserinnen und Leser, diese einzigartige Kirche erleben. Zwei MAGNIFICAT-Redakteure werden mit Ihnen diesen besonderen Raum erkunden:

- Johannes Bernhard Uphus beginnt mit einem Tagesseminar zum Stundengebet als liturgisch-meditative Praxis.
- Heinz Detlef Stäps wird Ihnen später die künstlerische Ausgestaltung als Einladung zur persönlichen Meditation erschließen.

Sie können an beiden Teilen oder auch an nur einem teilnehmen. Wir beginnen in St. Fidelis mit einem Morgenlob um 9 Uhr. Anschließend findet im Gemeindezentrum eine Einführung ins Stundengebet als meditative Praxis statt. Nach Mittagsgebet und Mittagspause folgt ein Workshop zu einem Stundengebet in der eigenen Gemeinde. Um 16 Uhr schließt sich die kunstgeschichtliche Erschließung an; wir beenden den Studientag mit dem Abendlob von 18 bis etwa 18.30 Uhr.

Ort: St. Fidelis, Seidenstraße 41, 70174 Stuttgart / Gemeindezentrum St. Fidelis, Silberburgstraße 60, 70176 Stuttgart (10 min Fußweg von der Kirche)

U-Bahn-Station: Berliner Platz / Liederhalle *oder* Rosenberg-/Seidenstraße

Datum: Samstag, 20. Mai 2023

Für die Einführung ins Stundengebet bitten wir um Ihre Anmeldung bis Mittwoch, 10. Mai 2023,
an: [j.uphus\[at\]magnificat.de](mailto:j.uphus[at]magnificat.de).

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Juni 2024

Symbole des Glaubens
Herz und Hand

Ich gebe euch ein neues Herz
und einen neuen Geist gebe ich in euer Inneres.
Ich beseitige das Herz von Stein aus eurem Fleisch
und gebe euch ein Herz von Fleisch.

Buch Ezechiel – Kapitel 36, Vers 26

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Zum Titelbild

Georg Meistermann,
Rundfenster rechtes Seitenschiff in St. Fidelis, Stuttgart, 1964/65,
© VG Bild-Kunst, Bonn 2022
Foto: 2013 Foto-Kunst Andreas Keller, D-70192 Stuttgart

Georg Meistermann (1911–1990) gilt als der bedeutendste deutsche Glaskünstler des 20. Jahrhunderts. Daneben hat er sich aber auch in der Malerei und Druckgraphik einen Namen gemacht.

In Solingen geboren, übersiedelte er 1949 nach Köln. Er lebte und arbeitete aus den Wurzeln seines rheinischen Katholizismus, religiöse Motivation prägte seine Kunst, biblische Themen und Heiligengestalten bildeten den Kern seines Schaffens.

In der Kirche St. Fidelis im Zentrum von Stuttgart schuf er einen Zyklus von 22 Buntglasfenstern, die von ihm entworfen und von der Firma Gössel in Frankfurt ausgeführt wurden. Zunächst war geplant, die 14 Kreuzwegstationen auf die Langhausfenster zu übertragen. Der Plan wurde aber nicht weiterverfolgt, die Fenster erhielten eine eigene Gestaltung und der Kreuzweg wurde von Meistermann in Form von 15 Bildtafeln für die Stuttgarter Kirche gestaltet.

In der rechten Seitenschiffwand, im letzten Joch vor dem Chor, ist ein Rundfenster mit dem Herz-Jesu-Motiv eingelassen, im linken Seitenschiff parallel dazu ein Rundfenster mit dem Herzen Mariens. Beide Fenster messen ungefähr 1,30 m im Durchmesser. Das Herz-Jesu-Fenster (unser Titelbild) verbildlicht die Liebe Gottes zu uns Menschen, verdeutlicht an der Passion des Herrn. Das Herz Jesu wird von einer Dornenkrone umfasst; drei Blutropfen symbolisieren die Fruchtbarkeit der Liebe Gottes in Leiden und Sterben Jesu für die Menschen.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Ich gebe euch ein neues Herz und einen neuen Geist gebe ich in euer Inneres. Ich beseitige das Herz von Stein aus eurem Fleisch und gebe euch ein Herz von Fleisch.“ Wie geht es Ihnen mit unserem Monatsspruch aus Ez 36,26? Er zählt zu den intensivsten und wirkmächtigsten Stellen im Ersten Testament. Zwar spricht er nicht vom Neuen Bund (wie Jer 31,31–33), doch es geht um das Gleiche: dass wir als Menschen, die Gott mit seinem Geist begabt hat, in unserem Herzen wissen, was er von uns will. So sagt denn auch der nächste Vers: „Ich gebe meinen Geist in euer Inneres und bewirke, dass ihr meinen Gesetzen folgt und auf meine Rechtsentscheide achtet und sie erfüllt.“ Wissen, was Gott von uns will, heißt tun, was wir als seinen Willen erkannt haben. Handeln in Gottes Sinn erweist, wie nah er uns ist. In diesem Zusammenhang so wichtig: das Herz *aus Fleisch*: Nur (mit-)fühlend finden wir den richtigen Weg, geben wir unsern Händen die richtigen Impulse.

In einem Möbelhaus gibt es seit Langem rote Plüschherzen mit zwei Händen dran (Kinder lieben sie!). Für mich ein treffliches Symbol für unsern Sachverhalt: Arme und Hände liegen nahe beim Herzen. Ich denke an Jesus, der seine Arme am Kreuz ausgebreitet hat, auf gleicher Höhe mit seinem bedingungslos liebenden Herzen. Seine Geste hat eine doppelte Bedeutung. In ihrer absoluten Passivität – die Hände hatten ihm andere an den Querbalken geschlagen – steckt dennoch ein zweifaches *Handeln*: Jesus *betet* – und er *umarmt*. Umfängt die, die ihn quälen. So schreit er seine Not hinaus, so wendet er sich den Menschen zu. Radikal leben, lieben wie Gott es tut: Schier verzweifelt ob der Bosheit seiner Menschen, und dennoch die Arme offen halten nach ihnen. Augustinus sagt: „Bete, als hinge alles von dir ab, handle, als hinge alles von dir ab.“

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Das gekreuzigte Herz

Das isoliert dargestellte Herz auf unserem Titelbild ist zunächst einmal ein Symbol. Als lebenswichtiges Zentralorgan des Gefäßsystems gilt das Herz als Mitte des Menschen. Im klassischen Griechenland, der Wiege der abendländischen Kultur, stand das Herz für das Denken, Fühlen und Wollen des Menschen. Im biblischen Menschenbild ist das Herz Sitz der Liebe und des Hasses, der Zuneigung und des Widerstrebens, des Verlangens und der Ablehnung. In biblischer Vorstellung fühlt das Herz nicht nur, es kann auch denken und entscheiden. Diese Breite der symbolischen Bedeutung des Herzens hat sich im Laufe der Zeit immer mehr verengt, heute gilt das Herz in der allgemeinen Vorstellung nur noch als Symbol für Liebe und Freundschaft bzw. bei deren Ende auch für den Schmerz.

Das Herz Jesu in der christlichen Kunst

In der mittelalterlichen Ikonografie begegnet uns das Herz Jesu erstmals unter den „Arma Christi“, den Leidenswerkzeugen und -symbolen. Es wird dann oft mit der Seitenwunde dargestellt und rekuriert damit auf Joh 19, 34, den Lanzenstoß des römischen Soldaten in die Seite Jesu, und nach allgemeiner Vorstellung damit in dessen Herz. So kann das verwundete Herz auch in Fünf-Wunden-Bildern für die Seitenwunde Jesu stehen. Im 15. Jahrhundert begegnet uns erstmals das Herz Jesu mit der Dornenkrone umwunden, wobei diese für die Verwundung des Herzens steht.

Der Grundtypus der heutigen Herz-Jesu-Bilder führt sich auf die Visionen der heiligen Margareta Maria Alacoque (1647–1690), einer französischen Salesianerin, zurück. Der heilige Franz von Sales führte die Mystik vom Heiligsten Herzen Jesu in die Spiritualität des Ordens ein. Das Wappen des Ordens der Heimsu-

chung Mariens (Salesianerinnen) zeigt das von der Dornenkrone umwundene und durchbohrte Herz Jesu.

Im 19. und 20. Jahrhundert entwickelte sich der heute bekannteste Typus der Herz-Jesu-Darstellung: der meist segnende Christus wird mit sichtbarem Herzen gezeigt und weist in der Regel auf dieses. Es gibt ein solches italienisches Andachtsbild, das Joseph Beuys beschriftet hat mit „Der Erfinder der Elektrizität“ (1971) und es auf diese Weise interpretiert: von Christus geht Strom aus, Energie, und er bildet den Anfangspunkt dieses Gnadenstroms, um es mit den Worten von Georg Meistermann zu sagen (s. u.).

Am dritten Freitag nach Pfingsten feiert die römisch-katholische Kirche das Hochfest des Heiligsten Herzens Jesu (in diesem Jahr am 16. Juni).

Der Gnadenstrom

Das Herz-Jesu-Fenster von Georg Meistermann in St. Fidelis in Stuttgart nimmt die Grundlinien der Herz-Jesu-Spiritualität auf, verzichtet aber auf eine figürliche Darstellung Jesu, sondern konzentriert sich ganz auf das Symbol des Herzens. In verschiedenen Rottönen bildet es das Zentrum des Buntglasfensters und wird von vier Metallstreben gerahmt, die für die Stabilität des Fensters wichtig sind. Dünne Bleiruten zeichnen die Form des Herzens in mehreren Konturen nach, schmale Streifen des Glases, oben in strahlendem Weiß, bringen die Herzform auf diese Weise zum Vibrieren. Dünne, sich windende grüne Farbstreifen bilden die Dornenkrone, deren Stachel nach oben und unten abstehen.

Rechts unterhalb der Mitte des Herzens sehen wir ein kleines Feld mit sehr schmalen grünen und weißen Streifen. Vielleicht deutet der Künstler damit die Seitenwunde Jesu an, die ja traditionell an der rechten Brustseite Jesu gezeigt wird, nicht an der linken.

Das Herz wird vor einem schräg schraffierten Hintergrund mit verschieden breiten und verschiedenfarbigen Streifen gezeigt. Für

Georg Meistermann symbolisiert dies den Gnadenstrom, der von Gott aus zu den Menschen herabfließt und sie mit Gottes Liebe beschenkt. Der Strom der göttlichen Gnade ist überreich, nicht abzählend oder sparsam; wir können uns von ihm übergießen lassen wie von einem Wasserfall.

Der Ernstfall der Liebe aber ist der Tod. So materialisiert sich Gottes Liebe in der (Selbst-)Hingabe Jesu Christi für uns Menschen am Kreuz. Dafür steht das verwundete Herz, das durch die drei roten, grün konturierten Blutstropfen als solches charakterisiert wird. Das Blut tropft hinab, es ist Zeichen der Zuwendung der göttlichen Gnade zu uns Menschen.

Die Dreizahl der Blutstropfen, wenn sie auch dem Herzen Jesu entfließen, lassen uns automatisch an die Dreiheit der Göttlichen Personen denken: Immer sind Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist gemeinsam am Gnadenstrom beteiligt, der von Gott zu uns Menschen fließt.

Die Pforte des Heils

In der von der Lanze durchbohrten Seite des Gekreuzigten sahen bereits die Kirchenväter die geöffnete Pforte des Heils. Aus ihr strömen die Gnadenströme für die Gläubigen hervor: die Sakramente, besonders das Blut Christi, in der Eucharistiefeyer gegenwärtig, und das Wasser der Taufe. Der Ort des Ursprungs dieses Gnadenstroms ist auf der einen Seite das Herz, als Symbol der unverbrüchlichen göttlichen Liebe zu uns Menschen. Auf der anderen Seite ist es aber auch das Kreuz. Am Kreuz ist Jesus aus Liebe für uns Menschen gestorben. Das von der Dornenkrone verwundete, blutende Herz ist Symbol seiner verwundeten Liebe zu uns Menschen. Unsere Gottesferne kann nicht größer, unsere Schuld nicht schwerwiegender, unsere Lieblosigkeit nicht abgründiger sein als die Liebe Gottes, die gekreuzigt, getötet und begraben wurde, aber stärker war und ist als der Tod. Das Herz des Gottessohnes wurde gekreuzigt und hat sich auf diese Wei-

se für immer als geöffnet gezeigt und tränkt uns Menschen mit dem, was wir am dringendsten zum Leben brauchen: Liebe, nie versiegende, alle Schuld waschende, alles Leid tragende, alle Gottesferne aushaltende Liebe, wie nur Gott sie zu lieben vermag. Ich trinke diese Liebe Gottes aus Christusbildern, aber auch aus der Bibel, in der Eucharistiefeyer, in Worten und Gesten meiner Freunde. Und wenn ich daran zweifle, dann erinnere ich mich, dass ich in der Taufe hineingetaucht wurde in diese Liebe und, selbst wenn ich es wollte, nie wieder aus dieser Liebe herausfallen kann.

Heinz Detlef Stäps

Herz und Hand

„*Dû bist beslozen / in mînem herzen: / verlorn ist
daz slüzzelîn: / du muost immer drinne sin.*“

Die mittelalterliche Liebesdichtung bildet einen ersten Höhepunkt in der europäischen Karriere des über die christliche Spätantike vermittelten Begriffs Herz. Im Alltagsleben, in Dichtung und Kunst wurde das Herz eines der wichtigsten Symbole der Liebe. In der Geschichte der Philosophie gilt es als Sitz der Seele, des Lebens, des Denk- und Gedächtnisvermögens. Als personale Mitte des Menschen wird es zum Träger einer Fülle metaphorischer und symbolischer Bedeutungen. Nicht selten wurde jedoch die polarisierende Gegenüberstellung, ja der konflikthafte Gegensatz zwischen Herz und Kopf, Herz und Verstand, Herz und Hand bestimmend. Die Bibel führt uns auf eine andere Spur.

Das Innere des Menschen

Herz bezeichnet das zentrale Organ des Menschen, dessen unumkehrbarer Ausfall dem Leben ein Ende setzt. Chronische Herz-Kreislauf-Krankheiten gehören hierzulande zu den häufigsten Todesursachen. Bei der biblischen Rede vom Herzen (hebräisch *leb / lebab*, griechisch *kardia*, lateinisch *cor*) steht nicht der physiologisch-anatomische Blick im Vordergrund. Das Organ, von dem unser Leben und unsere Gesundheit maßgeblich abhängen, bildet gewiss den Haftpunkt; im hebräischen Verständnis bezeichnet „Herz“ aber auch den von den Rippen umschlossenen Brustraum (2 Kön 9, 24) und steht damit für das Innere des Menschen (1 Sam 16, 7), seine Mitte, die Person (vgl. auch Mt 5, 8). Entsprechend sind die Funktionen, die dem Herzen in leiblicher, seelischer und geistiger Hinsicht zugesprochen werden, überaus vielfältig und schließen kognitive Leistungen ein. Im übertragenen Sinn kann das Herz symbolisch für den Mittelpunkt einer

Sache stehen, z. B. des Meeres (Ex 15, 8; Jona 2, 4; Ez 27, 27). Denken wir an Joseph Conrads 1899 erschienenen Roman „Herz der Finsternis“!

Gottes Herz

Nicht nur vom Herzen des Menschen, sondern auch vom Herzen Gottes spricht die Bibel; dieses Herz kennt Empfindungen, starke Emotionen wie Reue (Gen 6, 6) und Mitleid (Hos 11, 8). Wie vom Menschen gefordert wird, dass er sich mit ganzem Herzen Gott hingeben und sich von ihm in Anspruch nehmen lasse, so kann auch von Gott ausgesagt werden, dass er sich zuinnerst, mit seinem ganzen Herzen, dem Menschen zuwenden wird (Jer 32, 41). Zuinnerst, in seinem Herzen, ist Gott kein strafender Gott. „Denn nicht freudigen Herzens / plagt und betrübt er die Menschenkinder.“ (Klgl 3, 33) „Strafend“ kann, nach diesem tiefen Blick, nach diesem Einblick in Gottes Herz, nicht als göltiges Gottesattribut betrachtet werden. So weit hat sich Gott in seiner Zuwendung zu den Menschen ihnen verpflichtet, dass von ihm auch sein Leiden unter ihren untreuen Handlungen ausgesagt werden kann (Gen 6,6). Ist der Herr auch Herr über das Unheil, geht es doch nicht von ihm aus. Ihm nahe, nach seinem Herzen, ist vielmehr die Umkehr der Menschen, aus der ihnen von Gott her neues Leben zuwächst (Ez 33,11).

Empfängliches und dynamisches Zentralorgan

Das Stichwort Herz, *leb / lebab*, die beiden hebräischen Wörter haben die gleiche Bedeutung, findet sich im Alten Testament 598-mal: „Herz“ ist der leitende anthropologische Bildbegriff. Das Herz ist hier empfängliches und dynamisches Zentralorgan, Sitz der Lebenskraft (Ps 104, 15) und sexueller Begierde (Spr 6, 25), Zentrum von Vernunft und Willen, von handwerklichem Geschick sowie von Gefühlen wie Schmerz, Angst und Verzweif-

lung, Freude, Jubel und Mut (Ex 4, 14; 1 Sam 1, 8; Ps 4, 8; 25, 17; Jes 65, 14; Jer 8, 18; 15, 16; Joh 16, 22; Apg 2, 26). Die Taten des Menschen wurzeln in seinem Herzen, da dort Entscheidungen getroffen werden (Ex 36, 2; vgl. Mt 15, 18). Das Herz entscheidet, es ist entscheidend: es gilt als Ort des Verstehens, Überlegens und Sich-Entschießens. Das hörende Herz umfasst auch das Wissen um Gut und Böse. Eine Trennung von Kopf, Herz und Hand ist dem biblischen Menschenbild gänzlich fremd!

Sitz des Gewissens

Das biblische Hebräisch kennt keine Entsprechung für unseren Begriff „Gewissen“. Die Aufgaben des Gewissens werden jedoch so eindeutig unter dem Stichwort „Herz“ thematisiert (2 Sam 24, 10), dass Übersetzungen ins Griechische, Lateinische und in moderne Sprachen für „Herz“ oftmals das jeweilige Wort für „Gewissen“ einsetzen. Das Herz ist das moralische Entscheidungszentrum, in dem Gedanken, Worte und Werke erwogen und gegeneinander abgewogen werden. Erwägung und Werk, Wägen und Wagen, Haltung und Handlung, Herz und Hand gehören in biblischer Perspektive untrennbar zusammen!

Auf das Herz geschrieben

Als Sitz des Gewissens ist das Herz in der Lage zu erkennen, was dem Willen Gottes entspricht und was ihm widerspricht. Darum sollen die Worte der Tora auf das Herz geschrieben werden und so unmittelbar und dauerhaft das Leben bestimmen (Dtn 5, 6). Darauf beziehen sich die Beschneidung des Herzens (Dtn 10, 16) und die Verheißung eines neuen Herzens, auf das Gott selbst seinen Bund und seine Gebote schreibt (Jer 31, 31–36; Ez 36, 26 f.; vgl. Röm 2, 15). Andererseits wurzeln in den unergründlichen Tiefen des Herzens auch Verstockung, Bosheit, Stolz und Selbstüberschätzung (Ps 64, 7; Spr 20, 5; Ez 28, 2; vgl. Mt 13, 15;

Röm 1,21). Gott allein kennt uns, prüft das Herz (Jer 17,10; vgl. Lk 16,15; Röm 8,27; 1 Thess 2,4), er ruft es zur Umkehr (Joël 2,12f.) und zum Hören auf sein Wort mit ganzer Kraft (Dtn 10,12f.). Ebenso sieht Gott das reine Herz (Ps 7,11; 24,4; 73,1; vgl. Tim 1,5; 2 Tim 2,22) und das zerbrochene Herz, das getanes Unrecht bereut und zur Umkehr bereit ist (Jes 57,15; Ps 34,19; 51,19).

Herz und Hand

In biblischer Tradition ist das Herz der Ort des Gewissens, der Ort der Umkehr. Im fühlenden, hörenden und denkenden Herzen reift und wächst der Entschluss zum Neubeginn des ganzen Menschen, denn das Herz steht für menschliche Ganzheit, für Ungespaltenheit. Das zum Neubeginn fähige menschliche Herz aber ist das befähigte Herz, Umkehr ist Gabe Gottes (Jer 24,7). Die Einsicht des Herzens drängt zum Handeln, zur guten Tat: Herz und Hand – Hand in Hand!

Susanne Sandherr

Herz-Jesu-Verehrung

Christliches Nachdenken über Vulnerabilität

Vulnerabilität, Verwundbarkeit, Verletzlichkeit: diese Stichworte hören wir derzeit häufiger. Jüngster und heftiger Anlass dafür war wohl die Corona-Krise, Impulse aus Armutsforschung und Entwicklungspolitik spielen aber auch eine Rolle. Das lateinische Wort *vulnus* bedeutet Wunde, Verletzung. Heute wird oft von vulnerablen Gruppen gesprochen, die in den Blick zu nehmen und besonders schützenswert sind, und das ist gut so. Je nach Herkunft, Lebensalter, frühen Erfahrungen, sozialem Status, Ge-

schlecht, Hautfarbe sind Menschen Angriffen ausgesetzt und entbehren aufgrund innerer und äußerer Faktoren der Fähigkeit, sich wirksam dagegen zu wehren. Aber zugleich gilt: Alle Menschen sind sterblich. Alle Menschen sind verletzlich.

Alle Menschen sind verletzlich

Wir kommen verletzlich, manchmal bereits verletzt, auf die Welt. Sicher ist nur dies: kein Menschenleben ohne Verletzung. Leugnen und Verleugnen der eigenen Verletzbarkeit und Verletzung kann uns zunächst helfen in frühen Situationen der traumatischen Verletzung, aber es hilft nicht auf Dauer, nicht in der Tiefe. Das Wissen um die eigene Verwundbarkeit durchzieht, das ist der Anknüpfungspunkt, die christliche Frömmigkeitsgeschichte als ein gewichtiges Motiv. In der Verehrung der Wunden des gekreuzigten Jesus, des siebenfach durchbohrten Herzens Marias und des von Pfeilen getroffenen heiligen Sebastian hat dieses Wissen emotional starke und bildkräftige Ausdrucksformen gefunden. Solche Bilder halfen und helfen, eigene Verwundbarkeit und Verwundungen anzunehmen, eigene Verletzungserfahrungen darin wiederzufinden und sie zum Gegenstand der gelebten Gottesbeziehung, des Gebets, zu machen.

Vulnerabilität und Menschenwürde

Alle Menschen sind sterblich, alle sind wir verletzlich. Der Gedanke der Menschenwürde – wird er dadurch außer Kraft gesetzt? Entwürdigt uns unsere Verwundbarkeit? Oder ist es ganz anders: Vulnerabilität, mit dem Menschsein gegebene Verwundbarkeit, ist eben das, was zur menschlichen Würde wesentlich gehört, sie konstituiert – und Menschen menschliche Solidarität und wirksames Mitleiden möglich macht. Diese Perspektive wird wirklich auf dem Hintergrund der Erfahrung eines Gottes, der unsere Verletzungen nicht will, sich aber die ganze Heilsgeschichte

hindurch – und, wie wir als Christinnen und Christen glauben, in der Annahme der Menschheit selbst in dem Menschen nach Gottes Herzen, Jesus von Nazaret – verletzlich gemacht hat.

Sinnbild gottmenschlicher Liebe

In antiker griechischer Sicht sind die Menschen die Sterblichen, die Götter aber die Unsterblichen. Das Bekenntnis zum Gott-Menschen Jesus von Nazaret, von Menschen, von menschlichen Gerichten hingerichtet, von Gott aufgerichtet, erweckt, erhöht, ist da unbegreiflich, verwirrend. Das Herz Jesu, sein Inneres, seine Personmitte, wird biblisch (Joh 7; Joh 19) und vor allem nachbiblisch zum Symbol des ganzen Menschen Jesus, der zur Liebe aufruft. Nach Gottes Art. Die mittelalterliche Frömmigkeit, insbesondere die der Mystikerinnen, der Theologinnen der Frauenklöster, meditiert vielfach das Herz Jesu als Sinnbild gottmenschlicher Liebe.

Gottes eigenes Herz

Zu einem Herz-Jesu-Fest und zu einer Aufnahme der Herz-Jesu-Verehrung kam es dennoch erst in der jüngeren Neuzeit und in der neuesten Zeit. Die Verehrung der in Jesus Mensch gewordenen Liebe Gottes ist gerade mit dem Phänomen des menschlichen Herzens verbunden, weil dieses solch starke Symbolkraft hat. Das Herz Jesu wird Ort der höchsten Konzentration menschlicher Innerlichkeit und in eins damit intensivster Einigungspunkt von göttlicher und menschlicher Liebe.

Im Herzen Jesu, in seinem unbeirrbar beherzten Eintreten für die Schwachen, die Vulnerablen, in seiner verrückten, unverrückbaren Parteilichkeit für die Verletzbaren und Verletzten, schlägt Gottes ureigenes gutes, verletzliches Herz.

Susanne Sandherr

Nun sich das Herz von allem löste

„Meinem Kinde“

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 35.

Dreimal hat Jochen Klepper (1903–1942) ein Lied als „Trostlied“ markiert: im Sommer 1939 das Gedicht „In jeder Nacht, die mich bedroht“, das „Trostlied am Abend“, im Sommer 1940 „Nun sich das Herz von allem löste“ (GL 509, Melodie Hans Jacob Hojgaard; EG 532, Melodie Guillaume Franc), das „Trostlied am Totensonntag“. Ein Jahr später, am 1. August 1941, schrieb Klepper „Wenn ihr stille bleibt“ als „Trostlied am Morgen“ nieder.

Tragender Begriff meines Lebens

„Wie ist der Trost einer der beherrschenden, tragenden Begriffe meines Lebens geworden“, notiert der Dichter am 28. August 1940. Zur Drucklegung wird das Lied als „Trostlied am Totensonntag“ ausgewiesen. Bei der Niederschrift am 29. August war der dem Lied vorangestellte Vers „Deine Gnade ist mein Trost“ (Ps 109, 21) mit der persönlichen Zueignung „Meinem Kinde“ verbunden gewesen.

Meinem Kinde

Jochen Klepper widmete das Lied der jüngeren Tochter seiner Ehefrau Johanna. Die ältere Tochter, Brigitte Stein, konnte 1939 noch aus dem nationalsozialistischen Deutschland über Schweden nach England entkommen; für Renate, in der Familie Renerle genannt, spitzte sich die Lage jedoch dramatisch zu. Am 29. August 1940 notiert der Vater: „Renerles Erfassung durch das Arbeitsamt ... bedeutet eine ungeheure Gefahr“ wegen der „für

eine Deportation anzulegenden Listen“. Im Tagebuch hält Jochen Klepper den verzweifelten Wunsch der Tochter fest: „Nur einmal das Gefühl haben dürfen, dass es nicht immer noch schwerer kommt.“ Renate Stein wird zur Arbeit im Rüstungsbetrieb der Siemens-Schuckert-Werke zwangsverpflichtet, drangsaliert und bedroht. 1941 wird Klepper wegen seiner „nichtarischen Ehe“ als „wehrunwürdig“ aus dem Heer entlassen, ein weiteres Alarmzeichen für die ansteigende Gefährdung von Tochter und Ehefrau. Versuche, Renate über die Schweiz ausreisen zu lassen, scheitern. Am 10. Dezember 1942 erfährt die Familie von Adolf Eichmanns endgültigem Nein. Die Deportation wird eingeleitet. Am 11. Dezember scheiden Jochen Klepper, seine Ehefrau Johanna und die Tochter Renate gemeinsam aus dem Leben.

Komm, Tröster

In jeder der drei Liedstrophen wird eine Person der Trinität angerufen. Entgegen der Reihenfolge im Glaubensbekenntnis beginnt das Lied mit der Anrufung des Geistes und mündet in die des Vaters. Alle drei Strophen blicken vor der jeweils im 3. und 4. Vers ausgesprochenen Bitte auf ein inneres Geschehen zurück, dessen Träger „das Herz“ ist. Es geht um eine Herzensangelegenheit, um ein Herzengeschehen, das sich „nun“ vollzogen oder geklärt hat und die Voraussetzung bildet für die nachfolgende flehentliche Bitte.

Nun sich das Herz von allem löste

Das Herz hat sich von allem gelöst, „was es an Glück und Gut umschließt“, so die kardiologische Diagnose der ersten Strophe. Was umschließt ein Herz „an Glück und Gut“? Menschliche Nähe, Partnerschaft, Kreativität, Austausch auf Augenhöhe, Verantwortung für Anvertraute, Freude am Schönen, am guten, ge-

teilten Leben – die Liste ist wohl unabschließbar. Sich von allem lösen, was das Herz umschlossen hat, ist das eine Erlösung? Oder deren Gegenteil? Gewiss, wir können furchtbar fixiert sein auf Guthaben und Geltung. Diesen Klammergriff – wer hat hier wen im Griff? – lösen zu können, das wäre wirklich eine Erlösung. Doch gibt es nicht irdische Glücksgüter, die ‚die reine Freude‘ sind, und wie kann sich das liebende Herz von ihnen lösen, ohne sich zerstörerisch, selbstzerstörend aufzulösen? Eine ungeheure Herzensnot zeichnet sich ab. Im Tagebuch wird sie so benannt: das unsägliche Leid der verfolgten jüdischen Menschen, „eine Lawine von Sorge, Angst und Verzweiflung, die für uns alle endlich auf Renerle zielen“.

Nun sich das Herz in alles findet

Das menschliche Herz hat sich in alles gefunden, „was ihm an Schwerem auferlegt“. Die Bitte an den Heiland, Pfleger und Arzt: „komm, Heiland, der uns mild verbindet, / die Wunden heilt, uns trägt und pflegt“, ersetzte die ursprüngliche Fassung der Christus-Strophe: „komm, Heiland, der uns mild verbindet, / wo uns die Welt nur Wunden schlägt“. Christus wird in beiden Fassungen im Bild des barmherzigen Samariters angerufen (Lk 10,34). Unter die Räuber gefallen zu sein (Lk 10,30), „wo uns die Welt nur Wunden schlägt“, das ist die Erfahrung von Jochen Kleppers Familie, der als Dienstmädchen in die Fremde geschickten älteren Tochter, der im rassistischen Deutschland tödlich bedrohten jüngsten Tochter, der rassistisch geächteten, nicht länger geschützten Ehefrau. Die am Ende gewählte Variante mildert den Ton; die schwere Not wird aufgehoben im Bittgebet: „komm, Heiland, der uns mild verbindet, / die Wunden heilt, uns trägt und pflegt“. „Nur einmal das Gefühl haben dürfen, dass es nicht immer noch schwerer kommt.“ Aber es ist immer schwerer gekommen.

Nun sich das Herz zu dir erhoben

In der dritten Strophe, die sich vom ersten Vers an in der Du-Anrede an Gott, den Vater, wendet, hat sich „das Herz“ bereits „zu dir erhoben“. Es weiß sich „nur von dir gehalten“ und bittet nicht mehr um Gottes Kommen, sondern Bleiben: „bleib bei uns, Vater“. Der Ausblick des wundersam erhobenen Herzens auf end-gültiges Gehaltensein durch Gott verwandelt die Klage der Herzensnot in Gotteslob. „Und zum Loben / wird unser Klagen. Dir sei Preis.“

Tröste mich mit deiner Hilfe

Neben dem Vers aus Psalm 109, „Deine Gnade ist mein Trost“, den Klepper am 28. August 1940 in den Losungen fand, findet sich im Tagebuch ein weiterer Psalmvers, der in das Lied einführt. „Tröste mich mit deiner Hilfe, und mit einem freudigen Geist statt mich aus.“ (Ps 51, 14) Die Bitte des Beters um Begabung mit einem „freudigen Geist“ wurde in christlicher Tradition auch als Bitte um den Heiligen Geist gedeutet, der im Johannesevangelium und in den großen kirchlichen Pfingstliedern der „Tröster“ genannt wird. Am 29. August notiert Jochen Klepper noch: „Ein freudiger Geist – diese Worte dürfen dem beschwerten Herzen nicht ganz fremd werden.“

Susanne Sandherr

Erzieher mit Herz: Johann Friedrich Flattich

Lernen mit Kopf, Herz und Hand, so lautet der ganzheitliche pädagogische Ansatz von Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827), den er Ende des 18. Jahrhunderts formulierte. In dieser

Spur bewegte sich auch einer der Wegbereiter der christlichen Pädagogik: der evangelische Pfarrer Johann Friedrich Flattich. In seinem Pfarrhaus gründete er ein Internat, war ein gefragter Prediger und brachte den Menschen bei, wirtschaftlich zu leben und sparsam mit dem Geld umzugehen. Und er war ein Mensch mit trockenem Humor, der sein Herz auf dem rechten Fleck hatte. Zahlreiche Legenden und Geschichten ranken sich um den Pfarrer und leidenschaftlichen Pädagogen, der seinen Unterricht als „Information“ verstand, die seine Schülern vor allem die Kunst des Lebens lehren sollte.

Sohn eines Lehrers

Johann Friedrich Flattich wurde am 3. Oktober 1713 in Beihingen bei Ludwigsburg geboren. Sein Vater war Dorfschullehrer und hatte seinem Sohn die Leidenschaft für die Pädagogik wohl in die Wiege gelegt. Allerdings starb der Vater früh, jedoch hatte er in seinem Sohn so sehr die Begeisterung für das Lernen geweckt, dass der begabte Junge die Ausbildung zum Pfarrer in Württemberg beginnen konnte. Seine Mutter hatte zunächst große Schwierigkeiten, die Mittel für die Lateinschule in Ludwigsburg aufzubringen, doch wurde für den begabten Johann Friedrich schließlich mit Stipendien die Ausbildung finanziert. Nach seinem Examen am Tübinger Stift wurde Flattich zunächst Vikar in Hoheneck bei Ludwigsburg. Gleichzeitig absolvierte er eine Lehre als Drechsler in Ludwigsburg, denn man dürfe sich nicht allein mit hochgeistigen Dingen beschäftigen, so die Überzeugung Flattichs. Nach seinem Vikariat übernahm der frischgebackene Geistliche das Amt des Garnisonspredigers auf dem Hohenasperg. Dort lernte er Christiana Margareta Groß, eine Pfarrerstochter, kennen und heiratete sie. 14 Kinder wurden dem Paar im Lauf ihrer Ehe geschenkt, doch nur sechs von ihnen erreichten auch das Erwachsenenalter. Zwei seiner Söhne wurden selbst Pfarrer und unterstützten ihren Vater in der pädagogischen Arbeit und der

Verwaltung des Pfarramtes. Schon auf dem Asperg hatte Flattich Kinder und Jugendliche versorgt und sie unterrichtet. Mit kleinen Lernportionen brachte er die Kinder dazu, Lust am Lernen zu finden und sich selbst Inhalte zu erarbeiten.

Beliebter Prediger

1747 wechselte Flattich nach Metternzimmern, einem heutigen Stadtteil von Bietigheim-Bissingen, wo er seine erste eigentliche Gemeindepfarrstelle übernahm. Seine pädagogische Leidenschaft konnte er auch am neuen Wirkungsort ausleben. Kurzerhand errichtete er auf eigene Kosten einen Anbau zum Pfarrhaus, in dem er Kinder auch wohnen lassen konnte. Er überlegte sich immer wieder neue Methoden, um den Kindern und Jugendlichen Lust auf die Schule und den Lernstoff zu machen. Seinen Unterricht nannte er schlicht „Information“, doch verbarg sich dahinter ein innovatives Konzept. Gleichzeitig war und blieb Flattich Pfarrer; die Schule und das Lehren waren eigentlich eine Nebenbeschäftigung. Flattich war ein gefragter und beliebter Prediger, denn auch als Verkündiger versuchte er, möglichst anschaulich und lebensnah das Evangelium auszulegen.

Experte für sparsames Haushalten

Aber nicht nur Kinder und Jugendliche konnte Flattich mit seinen Lernmethoden begeistern. Mit dem von ihm so genannten „Häusen“, eine Bezeichnung für sparsames Haushalten und Wirtschaften, konnte er vielen Familien dabei helfen, in dieser kargen und harten Zeit die nötigsten Dinge zum Überleben beieinanderzuhalten. „Wenn man wenig braucht“, so Flattich, „muss man wenig erwerben und sich um so weniger Sorgen machen“. Er selbst lebte äußerst bescheiden. Das, was er hatte, gab er meist auch noch an Bedürftige weiter. Bis heute kursieren zahlreiche Flattich-Anekdoten, in denen sein trockener Humor und seine

Sparsamkeit aufblitzen. So erschien er beispielsweise bei einem wichtigen Empfang nicht in der damals üblichen gepuderten Perücke. Das dafür sonst genutzte Mehl brauche er für die Spätzle, lautete sein Kommentar. Einige Jahre nach seinem Tod sammelte sein Sohn fast 2 000 Lebensregeln des Vaters in einem Buch. Die darin enthaltenen Spartipps und die von Lebensweisheit strotzenden Sprüche sind das Vermächtnis Flattichs, das bis heute weitergegeben wird. Der vielfach heute noch bekannte Satz „kleine Kinder – kleine Sorgen, große Kinder – große Sorgen“ stammt aus seiner Feder. 1760 trat er die Pfarrstelle in Korntal-Münchingen an, wo er schließlich 37 Jahre bis zu seinem Tod wirkte.

Mit Geduld vieles verändern

Zu Flattichs pädagogischen Grundeinsichten gehörte es, harte Behandlung und Leistungsdruck aus dem Lernen herauszuhalten. Jeder Mensch brauche seine eigene Entwicklung. Die Prügelstrafe lehnte er ab, übertriebene Kontrolle hemme die Begeisterung für das Lernen und stifte Kinder letztlich nur zum Lügen an. „Nicht durch den Stock, sondern durch Güte und Geduld ändert sich vieles“, dies war Flattichs Antwort auf die schwarze Pädagogik seiner Zeit. Sein pädagogisches Konzept hat Flattich in dem „Sendschreiben von der rechten Art Kinder zu unterweisen“ festgehalten. Als Flattich vom Alter gezeichnet war, half sein Sohn ihm bei den Amtsgeschäften. Nach einem Schlaganfall starb Johann Friedrich Flattich am 1. Juli 1797 in Münchingen. Der „schwäbische Salomo“, wie er gerne genannt wurde, war seiner Zeit voraus und hat mit Witz und Geduld zahllose Menschen ins Leben begleitet.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Juli 2023

Symbole des Glaubens
Burg

Ich will dich lieben, HERR, meine Stärke,
HERR, du mein Fels und meine Burg und mein Retter;
mein Gott, mein Fels, bei dem ich mich berge,
mein Schild und Horn meines Heils, meine Zuflucht.

Psalm 18, Verse 2 und 3

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

Zum Titelbild

Burg mit Reisegesellschaft

Gebrüder Limbourg, Les Belles Heures du Duc de Berry,
Paris, 1404–1409,

Metropolitan Museum of Art New York, The Cloisters Collection,
Acc. No. 54.1.1, fol. 223v,

© BPK / Metropolitan Museum of Art New York

Jean de France, Duc de Berry, war einer der herausragenden Auftraggeber für prachtvolle Handschriften im Spätmittelalter. Für seine Bibliothek und für seinen persönlichen Gebrauch ließ er die schönsten Codices seiner Zeit anfertigen. Um 1404 nahm er die Gebrüder Limbourg in seine Dienste, begnadete junge Buchmaler, die aus der holländischen Provinz Limburg stammten und die heimische Maltradition mit der französischen Gotik und modernen Impulsen aus Italien verbanden. Paul, Hermann und Jean hießen die Brüder, deren persönliche Anteile am Gesamtwerk nicht zu unterscheiden sind und die wie ihr Auftraggeber während der großen Pest 1416 starben, nachdem sie für ihn das berühmteste Stundenbuch der Welt, die Très Riches Heures, begonnen hatten.

Die Belles Heures, das erste Stundenbuch, das sie für den Herzog von Berry anfertigten, ist aber nicht weniger prächtig und nicht weniger innovativ. Es zeichnet sich durch eine große Geschlossenheit aus, da alle 172 Miniaturen von den Gebrüdern Limbourg stammen und alle Bild- und Textseiten von goldenen Dornblattranken gerahmt werden. Insgesamt enthält der Codex 226 Pergamentblätter im Format 32,8 x 17,0 cm. 1956 konnte das Metropolitan Museum of Art in New York den Codex von der Familie Rothschild für die Sammlung The Cloisters erwerben.

Unser Titelbild zeigt die letzte Miniatur des Codex. Zum Text eines Reisegebets sehen wir eine Reisegesellschaft auf verschiedenfarbigen Pferden, die aus einer Burg auf der Hügelspitze kommend über eine Wiese auf ein geöffnetes Stadttor zureitet. Ein Bild passend zur Reisesaison im Juli.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Die Auferweckung des Lazarus Joh 11, 1–46 zählt als Vorausblick auf Ostern zu den herausragenden Stücken des Neuen Testaments. 2017 hat die US-amerikanische Neutestamentlerin Elizabeth Schrader einen Beitrag dazu veröffentlicht, der es in sich hat. Aufgrund des Befundes in einem der ältesten Textzeugen hat sie die Frage gestellt, ob Marta vielleicht erst nachträglich dort eingefügt wurde. In diesem Fall wäre nur von *Maria* und ihrem Bruder Lazarus die Rede. Dann aber hätte sie, *Maria*, das Gespräch mit Jesus V. 21–27 geführt – einschließlich des Messiasbekenntnisses in V. 27: „Ja, Herr, ich glaube, dass du der Christus bist, der Sohn Gottes, der in die Welt kommen soll.“ Schrader erwägt nun die Möglichkeit, ob eine solche frühere Fassung von Jesus und *Maria Magdalena* gehandelt haben könnte. Jedenfalls galt *Betanien* früh als ihr Herkunftsort, und zur Eigenart des Johannesevangeliums, bestimmte Schlüsselstellen der synoptischen Evangelien anders zu akzentuieren (siehe die Tempelreinigung 2, 13–25 und die Fußwaschung anstelle des Abendmahls 13, 1–20), würde es auch gut passen. Die Parallele zum Messiasbekenntnis des Petrus Mt 16, 13–20 liegt in Joh 11 ohnehin nahe, aber wenn *Maria Magdalena* es äußerte, würde sie Simon Petrus zur Seite gestellt. Schrader überlegt sogar, ob nicht *Marias* Beiname in diese Richtung deutet; denn wenn sie tatsächlich aus *Betanien* kam, wäre „aus *Magdala*“ unverständlich, zumal für Jesu Zeit kein solcher Ort belegt ist. Was, wenn er sich vom aramäischen *Migdal* ableitete: *Maria*, die Große, oder konkret: *Maria*, der Turm (wie „*Petrus*, der Fels“)?

Entscheiden kann ich die Frage nicht; dafür bin ich zu wenig mit der Materie vertraut. Inhaltlich hätte diese Version viel für sich. *Maria*, der Turm. Fest im Glauben, unerschütterlich. Selbst in der Nacht nach *Golgata*.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Aufbruch unter Gottes Schutz

Die letzte Miniatur in den Belles Heures steht gemeinsam mit dem dazugehörigen Reisegebet auf vier eigenen Pergamentblättern und bildet offensichtlich eine Art Nachtrag, auch da die Erste dieser Seiten leer blieb. Layout und Dekor entsprechen zwar den vorhergehenden Blättern, aber es gibt kleine Unterschiede zum Beispiel in der Üppigkeit des verwendeten Goldes oder in den beiden Dornblattinitialen (*s. Innenkarte*). Ähnlich ist es übrigens bei den Petites Heures (Bibliothèque Nationale de France, Paris, Ms. Lat. 18014), einem anderen Stundenbuch des Duc de Berry, an das er später ein Reisegebet mit einer Miniatur der Gebrüder Limbourg hinzufügen ließ.

Schutz und Sicherheit

In einen blauen Hintergrund mit Goldranken, ein für die Zeit eher rückwärtsgewandtes Dekor, ragen die Türme zweier mächtiger Gebäude: Im Hintergrund thront auf einem mit Wiese und kleinen Sträuchern bewachsenen steilen Hügel eine Burg, die von einer mit Türmen bewehrten Mauer umschlossen wird. Die Spitze des Bergfrieds überragt einen zweiten, kleineren Turm und das dahinter liegende Wohngebäude und überdeckt den gemalten Rahmen der Miniatur, weitet sie auf diese Weise aus. Die Burg wirkt trutzig und wehrhaft. Mit ihrer exponierten Lage auf dem steilen Hügel ist sie ein Symbol für Schutz und Sicherheit („Schutz und Sicherheit im Zeichen der Burg“ lautete vor einigen Jahren der Werbeslogan einer Versicherung mit der Burg im Logo).

Im Vordergrund sehen wir links ein zweites burgartiges Gebäude mit einer Zugbrücke, die einen gepflasterten Weg in das geöffnete Tor führt. Da das Gebäude nur kleine Fenster zeigt (links unten ein vergittertes) und zwei mächtige Türme den Eingang flankieren, ist es ebenfalls als Burg einzuordnen, wenn auch eine Verzierung auf dem Dachfirst und die goldenen Aufsätze auf den

Dachgauben einen Willen zur Repräsentation erkennen lassen. Kaminschlote und zwei goldene Fahnenstangen mit den Wappenfarben des Herzogs (Gold und Blau) ragen in den Himmel. Wiederrum überdecken die Spitzen der beiden Türme den Rahmen und stoßen in den Bereich außerhalb der Miniatur vor. Da dort (*s. Innenkarte*) ebenfalls zwei goldene Masten mit gold-blauen Fahnen zu sehen sind, ist zu vermuten, dass die beiden hinteren Masten zwei ähnliche Türme krönen, die hinter dem Gebäude stehen.

Reisen im Spätmittelalter

Rechts vom Eingang der Burg ist eine Reisegesellschaft zu sehen, die offensichtlich über die Wiese von der Burg auf der Spitze des Hügels geritten kommt. Es sind ausschließlich Männer zu sehen, die zu Pferd unterwegs sind. Fünf Pferde in unterschiedlichen Farben bilden den Vordergrund. Mit kostbarem Zaumzeug bezeugen sie den Reichtum ihrer Besitzer. Die unterschiedlichen, verspielten Haltungen der Pferde zeigen die Meisterschaft der Gebrüder Limbourg, solche Szenen lebendig zu gestalten.

Die Reisegesellschaft ist durch prächtige Gewänder und edle Kopfbedeckungen so gezeigt, dass auch hier der Reichtum und der Stand der Dargestellten zum Ausdruck kommt.

Es sind keine Frauen zu sehen. Tatsächlich begleiteten die Frauen ihre Männer nicht immer auf Reisen, da diese im Mittelalter sehr beschwerlich und auch nicht ungefährlich waren. Auch sind keine Diener und kein Gepäck zu sehen. Diese kann man sich auf Kutschen und Lastpferden im hinteren Teil des Trosses vorstellen. Die Miniatur zeigt eine sehr repräsentative Art des Reisens; auf langen Reisen haben sich auch hohe Herren sicher bequemer gekleidet und Teile des Weges in Kutschen zurückgelegt.

Im Gegensatz zur parallelen Miniatur in den *Petites Heures* ist der Herzog hier nicht eindeutig zu identifizieren. Der Mann im roten Gewand ganz rechts im Bild auf dem Schimmel, der eine goldene Kette und eine Brosche am Hut trägt, könnte der Duc de

Berry sein. Allerdings wird er auf Portraits dieser Zeit nicht mit Bart gezeigt und sicherlich empfand er das Anschneiden seiner Person durch den Rahmen nicht als vorteilhaft.

Gottes Schutz für die Reise

Der Text des Gebetes, den die Miniatur einleitet, ist überschrieben (in deutscher Übersetzung): „Zur Aufnahme des Weges beim Verlassen des Hauses, der Stadt oder des Ortes“ (links unter der Miniatur in roten Lettern) und bittet um das Geleit Christi und seines „guten Engels“. Es enthält den Lobgesang des Zacharias (Lk 1, 68–79) und bittet darum, dass Gott „ein Turm der Stärke“ sein möge und die Reisenden vor den Feinden beschützen möge.

Jean de Berry reiste sehr viel, wie seine erhaltenen Itinerare bezeugen. Es war eine gefährliche Zeit; 1407 wurde sein Neffe Louis I. von Orleans in Paris ermordet, was Frankreich in einen Bürgerkrieg stürzte, der bis 1435 andauerte.

Dies mag der Grund gewesen sein, warum der Herzog dieses Reisegebet – das sich in keinen anderen Handschriften der Zeit findet, nur in seinen Stundenbüchern – mit einer qualitativollen Miniatur in seine Gebetbücher einfügen ließ. Auf den letzten Seiten war es schnell zu finden. Auch wenn Jean de Berry eher als prunksüchtiger und geldaffiner Bonvivant in Erscheinung trat, kann man ihm eine christliche Grundgesinnung und ein Gebetsleben nicht absprechen. Davon legt diese Miniatur mit dem zugehörigen Gebet Zeugnis ab.

Für heutige Betrachter kann sie ein Impuls sein, das eigene Reisen und Unterwegssein immer wieder unter Gottes Schutz zu stellen und sich seiner väterlichen Fürsorge anzuvertrauen. Im Symbol der Burg drückt die Miniatur die Festigkeit der Zusage Gottes aus, uns (um ihm Bild zu bleiben) mit dicken Mauern zu beschützen und von hohen Türmen jede Gefahr frühzeitig zu erkennen und zu bannen. Da sich aber ein Menschenleben nicht nur in der Sicherheit heimischer Mauern entfalten kann und wir

immer wieder aufbrechen müssen in die Gefahren des Reisens und unbekannter Wege, können wir uns darauf verlassen, dass Gott eine „Reiseburg“ ist, die mit uns geht und fährt und uns auch in der Ferne seinen Schutz schenkt. Dieses Vertrauen auf die ständige Geborgenheit in Gott, wo auch immer wir hingehen, -fahren oder -fliegen, kann diese Miniatur in uns stärken.

Heinz Detlef Stäps

Burg

Stadt Land Fluss, wird das heute eigentlich noch gespielt? Ja, und sogar online. Wir spielten es als Kinder mit Leidenschaft, und vermutlich einigem Wissensgewinn. Ich erinnere mich, dass ich als Stadt mit T einmal zuversichtlich Tirol schrieb – und dann von meinem Mitspieler Peter erfahren musste, dass das nicht ganz stimmte. Aber so lernt man dazu.

Burg – Berg – Fels – Stadt

Nicht nur, aber auch in biblischer Perspektive, hängen die Wirklichkeiten eng zusammen. Türme, Wehrtürme, dienten zur Bewachung und Verteidigung einer Stadt und wurden auch als Fluchtort, als Fliehturm, angelegt. Manchmal sind biblisch mit Turm eigenständige Festungsanlagen, also Burgen, im Blick (2 Chr 27, 4). Turm kann wie Burg für den schützenden, bergenden Gott stehen (Ps 61, 4; Spr 18, 10). Turm ist aber auch verdächtig als Ausdruck selbstzerstörerischen menschlichen Hochmuts und tödlicher Hybris, denken wir an die Erzählung vom Turmbau zu Babel (Gen 11, 1–9). Fels ist in der Bibel ganz überwiegend ein gutes Wort. Es signalisiert Festigkeit, Beständigkeit, Zuverlässigkeit, Schutz und Sicherheit. Es ist ein wichtiges Bild für Gott, dann auch für Christus. Abraham gilt als der Fels, aus dem Israel gehauen ist (Jes 51, 1). Bekannt ist auch das Wort Mt 16, 18: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen.“

Der Gott Jakobs ist unsere Burg

Der 46. Psalm, der Gott ausdrücklich „unsere Burg“ nennt, bildet mit dem 47. und 48. Psalm eine Dreiergruppe, die eine Theologie der auf dem Berg Zion gelegenen Gottesstadt entwickelt. Vom Tempel oder Palast seiner Residenzstadt aus bekämpft der

göttlich-königliche Herr das anbrandende Chaos und beschützt die Stadt. Die Zionspsalmen setzen Zion für den Zionsgott selbst ein und rühmen seine schützende, rettende Gegenwart in dieser Welt. Zion ist ursprünglich der Name der befestigten Oberstadt Jerusalems (2 Sam 5,7.9) und bezeichnet auch den Tempelberg. Die Stadt selbst kann „Zion“ oder „Tochter Zion“ genannt werden. Die Theologie des Jerusalemer Tempels sowie die Nähe des Tempelberges zum königlichen Palast prägten zunächst den Begriff. Auf dem Zion thront JHWH (Ps 9,12), vom Zion aus erscheint er (Ps 50,2) und handelt an seinem Volk (Ps 53,7). Der Berg Gottes garantiert den Bestand der Stadt (Ps 48). Politische Motive verbinden sich mit religiösen: Gott setzt den König auf dem Zion ein (Ps 2,6) und stützt von dort seine Herrschaft (Ps 110,2). Gegen eine solche Fassung der Zionstheologie legten die Propheten Micha und Jeremia Widerspruch ein, legitimierte sie doch jede Form der Herrschaft, auch wenn das Recht mit Füßen getreten wurde. Der Kritik tragen spätere biblische Texte Rechnung. Sie sprechen zurückhaltender von Gottes Anwesenheit im Tempel (1 Kön 8,29) und verbinden damit die Hoffnung, dass einmal alle Welt von JHWH auf dem Zion den Frieden lernen werde (Jes 2,1–4; Mi 4,1–5). Der Zion als Heilsort ist auch im Neuen Testament präsent (Hebr 12,22; Offb 14,1).

Gott ist in ihrer Mitte

Die Zionspsalmen sind von starken mythischen und kosmologischen Bildern geprägt: Zion/Jerusalem wird als kosmische Mitte einer ansonsten chaotischen Welt präsentiert und als Ort des bis in den Himmel aufragenden Thronsitzes des (Welt-)Königs JHWH gepriesen. Der erste Teil des 46. Psalms (V. 2–8) besingt hymnisch den inmitten der Gottesstadt residierenden JHWH als Zuflucht und Hilfe der in der Stadt wohnenden Menschen. Vers 2a nennt Gott eine Fluchtburg, Vers 8b eine Burg, eine Festung: „der Gott Jakobs ist unsere Burg“ (V. 8b). Inmitten einer vom Chaos bedroh-

ten Welt ist die Gottesstadt durch die Gegenwart JHWHs gesegnet und geschützt (V. 3–7). „Darum fürchten wir uns nicht, wenn die Erde auch wankt“ (V. 3). Gottes eigene Gegenwart gewährt und garantiert der Stadt inmitten weltgeschichtlicher und kosmischer Erschütterungen Sicherheit und paradiesische Fülle. „Gott ist in ihrer Mitte, sie wird nicht wanken.“ (V. 6)

Er setzt den Kriegen ein Ende

Der zweite Teil des Psalms (V. 9–12) ist nach der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier 586 v. Chr. entstanden. Der letzte Vers nimmt ausdrücklich die Gewissheit des ersten Psalmteils auf: „Mit uns ist der HERR der Heerscharen, / der Gott Jakobs ist unsere Burg.“ Diese gläubige Gewissheit ist nun durch die Erfahrung hindurchgegangen, dass JHWH nicht allein die Gottesstadt vor dem Chaos schützt, sondern auf der ganzen Erde Frieden stiftet. Er bekämpft und bändigt das Chaos weltweit. Der Schutz Zions und die Entmachtung der Unheilsmächte machen Jerusalem zur festgegründeten Stadt. Dieses Ziel aber wird erst erreicht sein, wenn JHWH allen Kriegen ein Ende setzt, indem er die Kriegswerkzeuge vernichtet (V. 10), und wenn alle Völker der Erde, das Gottesvolk eingeschlossen, diesen Friedensgott als ihren König anerkennen. „Er setzt den Kriegen ein Ende / bis an die Enden der Erde. Den Bogen zerbricht er, / die Lanze zerschlägt er, / Streitwagen verbrennt er im Feuer.“ (V. 10)

Gott macht sie fest auf ewig

Auch im 48. Psalm hören wir: „Gott ist in ihren Palästen, / als sichere Burg erwiesen.“ (V. 4) JHWH ist der Schutzgott der Stadt, ihre sichernde Burg. Die Zionsgemeinde erlebt und vergewissert sich, dass ihre Gottesstadt „auf ewig“ unzerstörbar ist, wenn sie nicht verblendet auf Eigenmacht baut, sondern sich von JHWHs schöpferischer Macht gründen lässt. „Wie wir es gehört, so haben

wir es gesehen / in der Stadt des HERRN der Heerscharen, der Stadt unseres Gottes. / Gott macht sie fest auf ewig.“ (Ps 48, 9)

Burg ist aber nicht nur ein bedeutendes Bild für Gott, sondern auch, denken wir an Teresa von Avila, die große Theologin der katholischen Reform, ein starkes Bild für die Seele, die innere Burg. Die Aufforderung des Psalms zum unbefangenen, frei vertrauenden Umhergehen in der Innen- und Außenwelt ist auch die ihre: „Umkreist den Zion, umschreitet ihn, / zählt seine Türme! / Betrachtet seine Wälle, / geht in seinen Palästen umher, / damit ihr einem späteren Geschlecht erzählen könnt: / Ja, das ist unser Gott / für immer und ewig.“

Susanne Sandherr

Vom Stein des Anstoßes

Der „Stein des Anstoßes“ hat es in unsere europäischen Alltagssprachen geschafft. Aber was würde heute eine Umfrage unter 12–20-Jährigen ergeben? Stein des Anstoßes – was soll das sein? Nie gehört? Oder, vielleicht doch, irgendwie? Aber was? Da war doch etwas? Steine des Anstoßes sind für mich heute die E-Scooter, die oft rücksichtslos kreuz und quer auf den Bürgersteigen abgelegt oder abgestellt sind und über die man nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Heimweg stolpert. Hoffentlich nicht.

Zum Felsen, an dem man strauchelt

An Ort und Stelle (Jes 8, 14) wird mit diesem biblischen Stichwort das Gottesvolk nach seiner Bereitschaft gefragt, Gottes Glaubens- und Vertrauensherausforderung anzunehmen. „Den HERRN der Heerscharen sollt ihr heilig halten; / vor ihm sollt ihr euch fürchten; / vor ihm sollt ihr erschrecken.“ (Jes 8, 13) Die Wirklichkeit

des Gottes Israels werde sich den Vertrauenden als „Heiligtum“ erweisen – oder, umgekehrt, als „Falle“; im Hebräischen liegt hier ein Wortspiel vor. „Er wird zum Heiligtum werden, / zum Stein des Anstoßes und zum Felsen, an dem man strauchelt.“ (Jes 8, 14)

Siehe, ich richte in Zion einen Stein auf

Im Römerbrief (Röm 9, 33) verwendet Paulus ein Mischzitat aus Jes 8, 14 und 28, 16, um einen unerwarteten und unerhörten Rollentausch zur Sprache zu bringen: Die Heiden, die fern vom Gott Israels lebten, finden sich unverhofft in seiner Nähe wieder; die Juden, die sich mit der Tora immer schon um seine Nähe mühten, erleiden seine Ferne. Wie kann das sein? Der Stein oder Fels, über den die Juden stolpern, wäre in der Logik der paulinischen Argumentation Christus, der Herr. Da stellt sich die Frage: Wie kann Gott seinem geliebten Volk so etwas antun? Wie kann er ihm diesen Stein des Anstoßes in den Weg legen? Mit dieser Frage ringt Paulus in tiefem Schmerz, in allem theologischen Ernst. Es ist ein Ringen mit Gott. Die Christenheit hat es sich da oft furchtbar leicht gemacht. Auch wenn kein kurzer Weg vom theologischen Schulterzucken über die, wie es heißt, gescheiterte Begegnung Israels mit dem Evangelium in Jesus von Nazaret zur Schoa führt – das Christentum hat, von wenigen Ausnahmen abgesehen, an die wir uns dankbar, mit Hochachtung und Liebe erinnern, furchtbar versagt, als es darum ging, sich durch die Jahrhunderte hindurch und am Ende im 20. Jahrhundert mit der tödlich bedrohten Judenheit solidarisch zu zeigen.

Vom Stein des Anstoßes zum Stolperstein

Die „Stolpersteine“ sind ein Projekt des Künstlers Gunter Demnig. Seit 1992 verlegt Demnig kleine Steintafeln im Boden, die an das Schicksal vor allem jüdischer Menschen erinnern, die in der NS-Zeit verfolgt, gequält, deportiert und ermordet oder in den Su-

izid getrieben wurden. Die quadratischen Messingtafeln mit abgerundeten Ecken und Kanten sind mit von Hand mittels Hammer und Schlagbuchstaben eingeschlagenen Lettern beschriftet und werden von einem angegossenen Betonwürfel mit einer Kantenlänge von 96 × 96 und einer Höhe von 100 Millimetern getragen. Sie werden meist vor den letzten frei gewählten Wohnhäusern der NS-Opfer niveaugleich in den Belag des jeweiligen Gehwegs eingelassen. Meinen ersten „Stolperstein“ entdeckte ich vor etwa 25 Jahren, und ich habe ihn nicht mehr vergessen. Man kann die „Stolpersteine“ übersehen und sie bringen niemanden ins Stolpern oder gar zu Fall, der sich nicht anrühren, nicht anstoßen lassen will. Aber ist ein Leben ausschließlich in der Komfortzone wünschenswert? Oder die gefährlichste aller Fallen?

Susanne Sandherr

Fels der Kirche: das Petrusamt

Nach dem biblischen Zeugnis hat der Apostel Petrus innerhalb des Kreises der übrigen Apostel eine besondere Rolle inne. Jesus hatte dem Fischer Simon Barjona („Sohn des Jona“) den Beinamen Kephas, der „Fels“, gegeben, woraus der griechisch-lateinische Name Petrus wurde (vgl. Mk 3, 16; Mt 10, 2; Lk 6, 14; Joh 1, 42). In allen Evangelien ist er es, der das Bekenntnis zu Jesus als dem Messias ausspricht. Er wird als Sprecher des Jüngerkreises angesehen und ist der Tradition nach erster Zeuge der Auferstehung (1 Kor 15, 5; Lk 24, 34–36).

Haupt der ersten Gemeinde

Er war das Haupt der Jerusalemer Urgemeinde und spielte auf dem sogenannten Apostelkonzil eine tragende Rolle (Apg 15, 1–21). Petrus hatte auch den Übergang vom Juden- zum Heidenchris-

tentum gewagt und dazu auf dem Apostelkonzil die wesentliche Entscheidung getroffen. Petrus hat also grundlegende Reformen der Kirche eingeleitet. Paulus bestätigte diese Autorität des Petrus, indem er ihn nicht nur zu den Säulen der Gemeinde zählte, sondern auch Wert darauf legte, von ihm anerkannt zu werden (Gal 2, 8 f.).

„Schlüsselgewalt“

Ob die sogenannten „Schlüsselworte“ in Mt 16, 18 originäre Jesusworte sind, ist unter den Exegeten umstritten. Jedenfalls greifen sie auf eine alte Tradition zurück, nach der das Bekenntnis des Petrus zu Jesus als dem Christus das Fundament der Kirche bedeutet und aus diesem Bekenntnis heraus die Lehrvollmacht abgeleitet wird. Das „Binden und Lösen“, von dem bei Matthäus die Rede ist (Mt 16, 19), wird nach rabbinischer Tradition als die Vollmacht verstanden, Entscheidungen zu treffen. Petrus erhält nach biblischer Darstellung also die Vollmacht, als Zeuge, Bürge und Garant der Lehre Jesu auch Entscheidungen zu treffen und die Gemeinde zu stärken. Johannes stellt dies durch die dreimalige Übertragung des Hirtenamtes an Petrus dar (Joh 21, 15–17).

Besondere Rolle in der Kirche

Petrus erhielt also in der frühen Kirche eine besondere Rolle, was auch die beiden Petrusbriefe unterstreichen, die vermutlich auf einen Schüler des Petrus zurückgehen. Es besteht also kein Zweifel, dass das Petrusamt in der Kirche eine hohe Bedeutung besitzt. Der Streitpunkt unter den Kirchen um die Rolle des Petrusamtes entzündet sich nicht daran. Vielmehr wird die Frage nach dem Verhältnis dieser zentralen Stellung und der Autorität gegenüber dem Kollegium der Bischöfe und der Kirche gestellt. Dies wurde nach der Spaltung der Kirche in Ost und West im zweiten Jahrtausend nochmals deutlicher. Von den orthodoxen Kirchen wird

der Primat des Papstes gegenüber den anderen Oberhäuptern und Bischöfen bestritten, von evangelischer Seite wird insbesondere die Lehrautorität bezweifelt, da es keine andere Autorität in der Lehre als die Heilige Schrift selbst geben könne.

Ökumenischer Stolperstein

Bis heute bleibt die Frage nach dem Petrusamt ein ökumenischer Stolperstein. Doch hat es auch seitens der römisch-katholischen Kirche viele Versuche gegeben, den Primat in einer Weise zu verstehen, dass ihn auch andere Kirchen akzeptieren können. In der alltäglichen Wahrnehmung ist der Papst längst zum „Sprecher der Christenheit“ geworden. Inhaltlich könnte das Petrusamt als Garant für die Einheit verstanden werden, doch haben andere Kirchen nach wie vor Schwierigkeiten mit der Jurisdiktion, also der hierarchischen und rechtlichen Stellung des Papstamtes. In zahlreichen ökumenischen Dialogen wurden aber vielversprechende Ansätze diskutiert, um dem Petrusamt im Sinne der Einheit eine wichtige Rolle geben zu können.

Marc Witzenbacher

Ein feste Burg ist unser Gott

Wider das Wüten. Ein Trost-Psaln

Den Text des Liedes finden Sie auf den Seiten 10–11.

Das berühmte und bis heute kontrovers diskutierte Luther-Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ entstand vermutlich 1527 oder 1528. Der Anlass der Niederschrift ist nicht notiert und darum heiß umstritten. Eine wohl nicht zu haltende Frühdatierung bringt den Choral mit den dramatischen Geschehnis-

sen auf dem Wormser Reichstag von 1521 in Verbindung, andere Versuche verweisen auf die Pest in Wittenberg, die zeitgleiche äußere Bedrohung durch das osmanische Reich, die innere durch die „Papisten“, aber auch auf harte innerreformatorische Konflikte, auf Luthers Abendmahlsstreit mit Zwingli und Oekolampad 1527 um die Gegenwart Christi im Sakrament. Vieles ist denkbar, nichts gesichert.

Deus noster refugium et virtus

Der 46. Psalm steht jedenfalls im Hintergrund, auf ihn verweist die Erstveröffentlichung von 1529 ausdrücklich: „*Deus noster refugium & virtus*. [Unser Gott ist Zuflucht und Stärke.] *Ein feste Burg ist vnser Got*“. 1531 findet sich die Überschrift: „Der xlvj. Psalm/ Deus noster refugium et virtus etc. Martinus Luther“, mit dem Zusatz „*Der 46. Ain trost Psalm. In seiner aygnen weiß*“. Martin Luther, von dem die Worte des Chorals und wohl auch die Weise stammen, hat die konkrete Notlage, auf die „Ein feste Burg“ antwortet, nicht genannt, anders etwa als in seinem „Kinderlied, zu singen wider die zween Erzfeinde Christi und seiner heiligen Kirchen, den Papst und Türken“ aus dem Jahre 1531. Das Lied bringt vielmehr eine Grunderfahrung biblischer Menschen zur Sprache, die Gott glauben und ihren wie auch immer prekären, bedrohten und verdunkelten Lebensweg mit ihm gehen wollen – in seinem Licht. Das ist der Weg der Psalmen.

Die in allerlei Not und Jammer stecken

Die Offenheit des Liedes setzt Spekulationen über seinen Ursprung und seine ursprüngliche Zielrichtung in Gang – und weist sie zugleich in ihre Schranken. Der Psalmbezug des Liedes gestattet, die Situation von Anfechtung, Bedrohung, Bedrängnis und zugleich die Vergewisserung der Hilfe Gottes nicht als singuläre Ausnahme, sondern als heilsgeschichtliche Grundsituation zu

begreifen. Das Lied will, wie die biblischen Psalmen insgesamt, trösten. Diese sind ja, so sagt es der leidenschaftliche und hochgelehrte Bibelmensch Martin Luther, in ihrem Wesen offen und „tröstlich allen betrübten, elenden Gewissen, die in der Sünden Angst, und Todes Marter und Furcht und allerlei Not und Jammer stecken“.

Gott zu Lobe. Wider das Wüten

Martin Luther hat einige Psalmen liedhaft ins Deutsche übertragen. „Ein feste Burg“ ist im Vergleich mit diesen Liedern kein Psalmlied, auch nicht im weiteren Sinne, denn nur der Psalmeingang ist hier wortnah und zusammenhängend übernommen. Die Deutung der Psalmen auf Christus hin gehört indessen zu Luthers ureigener Theologie. „Er heißt Jesus Christ, der Herr Zebaoth“ (2. Strophe). Luther übersetzte den Eingang des 46. Psalms 1524 so: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben.“ Den „sensus“ [Gesamtsinn] des Psalms formuliert Luther 1531 für den neutestamentlichen Gebrauch folgendermaßen: „Wir aber singen ihn Gott zu Lobe, dass er bei uns ist, und sein Wort und die Christenheit wunderbarlich erhält wider die höllischen Pforten, wider das Wüten aller Teufel, der Rottengeister, der Welt, der Sünden, des Todes etc.“

Das Helden-Lied Lutheri

Als protestantisches ‚Trutzlied‘, als ‚Bannerlied der Reformation‘, als ‚Helden-Lied Lutheri‘ wurde „Ein feste Burg“ gerühmt und vereinnahmt, es wurde im Laufe seiner Wirkungsgeschichte konfessionalistisch, nationalistisch-militaristisch und heroisierend-triumphalistisch verengt und von unterschiedlichen Strömungen ge- und missbraucht. Dies alles wurde aber in den letzten Jahrzehnten in den Kirchen der Reformation bewusst gemacht und vorbildlich aufgearbeitet. Ursprünglich war „Ein feste Burg“

liturgisch kein Lied zur Feier welcher Triumphe oder Triumphatoren auch immer, sondern ein Lied in der Passionszeit, bevorzugt am Sonntag Okuli (3. Fastensonntag). Die Schriftlesungen dieses Sonntags ermutigen zu einem reinen Leben, das den Nächsten nicht schädigt, und bekennen die Machttaten Jesu gegen die gängigen Verdächtigungen als Zeichen für das nahende Gottesreich. Verknüpft man die biblischen Botschaften mit dem Liedtext, so ist weder Auftrumpfen noch Angriffslust angezeigt, sondern die stille Einsicht in die sittlichen Gebote der Stunde, die Bereitschaft, sich der eigenen Angefochtenheit zu stellen, und die Bereitschaft zu Buße, Umkehr und Neubeginn. Die Verbindung des Liedes mit dem Namen Martin Luther schien Rechtgläubigkeit und höchste Autorität zu garantieren. Doch auf die Inhalte zu schauen, scheint in keiner Konfession eine müßige Sache zu sein. Wider das Wüten.

Groß Macht und viel List

Die erste Strophe führt vor Augen, dass der personale Gegenspieler Gottes es jetzt wissen will, und das ist brandgefährlich, denn „auf Erd ist nicht seinsgleichen“ (vgl. Ijob 41,25). Ja, es geht um eine Großmacht, deren Währung Grausamkeit und List, Gewalt, Lügen und Betrügen ist. Und das ist keine Neuigkeit („der alt böse Feind“). Die Entschlossenheit des Widersachers erlaubt kein Zaudern; „mit Ernst er's jetzt meint“. Die Not ist also denkbar groß. Was folgt daraus?

Kein anderer Gott

Strophe 2 führt Gottes rettendes Eingreifen vor Augen, in seinem Gewährsmann „Jesus Christ“. „Mit unsrer Macht ist nichts getan“. Gottes Hilfe ist Hilfe zur Selbsthilfe, die aus Eigenem niemals gelingen kann.

Ein Wörtlein kann ihn fällen

Luthers Lied macht den „Fürst dieser Welt“ so groß, wie er sich macht. Es verzichtet auf Beschwichtigung wie auf Widerstandspathos. Und lacht den Großen dann doch aus. Warum? „Das macht, er ist gericht.“ Die Sache ist längst entschieden. Bei Gott. „Ein Wörtlein kann ihn fällen.“

Das Wort sie sollen lassen stahn

Die wütenden Handlanger und verblendeten ‚Follower‘ des Widersachers müssen das WORT doch stehen lassen. Das WORT ist nur ein Wörtlein – und voller Wirkmacht und Kraft.

Susanne Sandherr

Orden mit eigenem Land: der Deutsche Orden

Seit mehr als 800 Jahren engagiert sich der Deutsche Orden in der Hilfe für Kranke und Bedürftige, hat aber auch eine militärische Vergangenheit. Der bekannte Orden herrschte lange Zeit auch über ein größeres Gebiet. Berühmt wurde der Orden zudem durch einen eigenen Baustil.

Gründung während der Kreuzzüge

Entstanden ist der Deutsche Orden wie auch die anderen Ritterorden der Johanniter und der Templer um das Jahr 1190 während des Dritten Kreuzzugs. Da sich bereits in dem vorausgehenden Hospitalverein mit der Aufgabe, Bedürftigen, Kranken und Verwundeten zu helfen, vermehrt Lübecker und Bremer Bürger engagierten, wurde er bald „Ordo Theutonicorum“ (Orden der

Deutschen) genannt. 1198 wurde er zum geistlichen Ritterorden erhoben, was neben den karitativen auch militärische Aufgaben mit sich brachte. Die Mitglieder des Ordens verpflichteten sich auf die Ordensregeln, die Keuschheit, Armut und Gehorsam verlangten. Als Ordenstracht wurde ein schwarzes Kreuz auf weißem Gewand gewählt, was ihnen auch den Namen der „Kreuzritter“ einbrachte. Als Oberhaupt des Ordens wurde auf Lebenszeit ein sogenannter Hochmeister bestimmt.

Ostkolonisation des Deutschen Ordens

Als militärische Kraft kam der Deutsche Orden im Jahr 1225 dem polnischen Herzog Konrad von Masowien im Kampf gegen die heidnischen Pruzzen („Preußen“) zu Hilfe. In zähen Kämpfen über viele Jahre hinweg konnte sich der Deutsche Orden schließlich durchsetzen und die preußischen Gebiete erobern. Mit Erlaubnis des deutschen Kaisers Friedrich II. errichtete der Orden hier den Ordensstaat Preußen. In den folgenden Jahren gehörten die Ausbreitung des Christentums und die Staatsgründung im Osten zu den großen Aufgaben des Deutschen Ordens. Als Stützpunkte errichtete der Deutsche Orden zahlreiche Ordensburgen. Sie wurden meist in der für den Deutschen Orden typischen Backsteinbauweise errichtet. Die wichtigste ist die Marienburg am Fluss Nogat, von 1308 an Sitz des Hochmeisters. Marienburg, heute das polnische Malbork, ist eine der größten mittelalterlichen Festungen in Europa und der größte Backsteinbau der Welt. Bis 1457 war sie der wichtigste Sitz des Deutschen Ordens. Anfang des 15. Jahrhunderts hatte der Deutschordensstaat mit der Eroberung Estlands seine größte Ausdehnung erreicht.

Niedergang der territorialen Herrschaft

Als sich Ende des 14. Jahrhunderts Polen und Litauen zu einer Union verbanden, war der Deutsche Orden diesem Gegner nicht

mehr gewachsen. In großen Feldschlachten erlitt der Orden schwere Niederlagen mit mehreren Tausend Toten. Auch der Widerstand im Staate selbst, der sogenannte Ständekrieg, schwächte den stark angewachsenen Orden sehr. Marienburg, Danzig und Elbing wurden zu polnischen Städten. Im Jahre 1525 schloss sich schließlich der letzte Hochmeister, Albrecht von Brandenburg-Ansbach, der Reformation an. Die Reste des Ordensstaates wurden zum weltlichen Herzogtum Preußen, das als Lehen unter der Herrschaft des polnischen Königs war.

Mergentheim als neuer Sitz

Dennoch konnte der Orden weiter existieren. Die Residenz des Ordensoberhauptes wurde 1527 nach Bad Mergentheim verlegt, wo der Orden bis 1809 seinen Sitz hatte. Dort beherbergt heute das ehemalige Residenzschloss verschiedenste Ausstellungen und zeigt auch die Geschichte des Deutschen Ordens. Zunächst schlossen sich vorwiegend Adelige dem Orden an, doch setzte der Orden dann auch die Forderungen des Konzils von Trient um, die eine Konzentration auf die geistlichen Aufgaben des Ordens mit sich brachte. Mit der Gründung von Priesterseminaren und dem Bau eines Spitals sowie weiterer Gebäude in Frankfurt-Sachsenhausen wurden die karitativen Ziele wieder in den Mittelpunkt gerückt. Allerdings kam der Orden weiterhin seinen militärischen Pflichten nach, sich für Kaiser und Reich einzusetzen. Der Deutsche Orden spielte bei den Türkenkriegen eine wichtige Rolle. Nach dem 30-jährigen Krieg (1618–1648) errichtete der Orden zahlreiche Schlösser, Dorf- und Stadtkirchen, Hospitäler, Schulen und Bürgerhäuser.

Auflösung und Neuausrichtung

1809 löste Napoleon den Orden auf. Auch wenn der Wiener Kongress dem Orden einige Besitztümer wieder zusprach, konnte er seine Sou-

veränität dennoch nicht erhalten. Erst 1834 erhielt er alle Rechte und Pflichten zurück und erlebte eine neue Blüte. Das gemeinschaftliche Leben wurde wieder eingeführt sowie Schwesternniederlassungen und Priesterkonvente gegründet. Vor dem und während des Ersten Weltkriegs war der Deutsche Orden vor allem im Kriegs-sanitätswesen aktiv. 1929 wurde der Deutsche Orden in einen rein geistlichen Orden umgewandelt. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde der Deutsche Orden erneut verboten. 1947 wurde das Auflösungsdekret in Österreich annulliert und der Orden erhielt sein Vermögen zurück, was er in karitative Einrichtungen einsetzte. Erst später kam über Jugoslawien und Südtirol der Deutsche Orden auch wieder in sein Stammland zurück; Konvente wurde gegründet, Pfarreien übernommen. Heute ist der Orden in Deutschland, Österreich, Südtirol/Italien, Slowenien, Slowakei und Tschechien vertreten. Ihm gehören rund 1 100 Mitglieder an, davon etwa 120 Priester, 80 Schwestern und 980 Familiare, dem Orden fest verbundene Personen, die sich in der Seelsorge, der Bildung und Erziehung engagieren.

Marc Witzenbacher

Fürbitten – unser priesterlicher Dienst für Kirche und Welt

Der Wortgottesdienst wird stets mit den Fürbitten abgeschlossen. Sie sind vom Zweiten Vatikanischen Konzil als „Allgemeines Gebet“ oder „Gebet der Gläubigen“ weltweit wieder in der Messe eingeführt worden. Sie stellen eine Aktualisierung des in der Taufe grundgelegten Priestertums aller Gläubigen dar und dürfen deshalb nicht ausfallen.

Fürbitten im Wandel

Schon in frühen antiken Quellen sind Formen der Fürbitten nachweisbar und offensichtlich sehr beliebt. Für andere Menschen, spe-

ziell für Notleidende, zu Gott zu beten, entspricht Forderungen der Bibel (1 Tim 2, 1–4; 2 Kor 1, 11; Eph 6, 18). Neben der tätigen Caritas gilt dies als weitere Form gelebter Nächstenliebe. Welch großen Raum den Fürbitten zukommen konnte, wird heute noch in der römischen Liturgie an den Großen Fürbitten am Karfreitag deutlich: Jede Bitteinheit besteht aus der Nennung eines Anliegens, dem stillem Gebet der Gemeinde und einer zusammenfassenden Oration des Priesters. Die Fürbitten können aber auch litaneiarig gestaltet sein, indem sich die Nennung von Gebetsanliegen und ein Gebetsruf der Gläubigen stetig aneinanderreihen.

Nachdem die Fürbitten in der westlichen Tradition im Mittelalter immer mehr zurückgedrängt wurden, fehlten sie im nachtridentinischen Messbuch völlig. Im französischen und deutschen Sprachraum haben sich Fürbitten noch etwas länger erhalten, weil sie in den diözesanen Liturgiebüchern bei den Vorschriften zur Predigt tradiert wurden. Daneben gab es Ersatzformen wie das Allgemeine Gebet des Petrus Canisius, das sich noch im alten Gotteslob unter Nr. 790,2 findet, aber primär wieder Gebet des Priesters war. So wurde praktisch überall die Wiedereinführung von Fürbitten als Neuerung empfunden, mit der aktuelle Aspekte in die Messe eingebracht werden konnten und die ein wesentliches Moment der Gemeindebeteiligung darstellt.

Inhalte der Fürbitten

In der Ausrichtung unterscheiden sich die Fürbitten grundsätzlich von anderen Gebetselementen der Messe. Denn in den sogenannten Präsidialgebeten, die der Priester im Namen der ganzen Gemeinde und Kirche betet, ist die inhaltliche Ausrichtung eine andere. In den Orationen, d. h. dem Tagesgebet, dem Gabengebet und dem Schlussgebet, wie auch im Eucharistischen Hochgebet betet die Gemeinde (auch) für sich. Ebenso geschieht dies im gemeinsamen Vaterunser.

Die Fürbitten sind davon unterschieden, weil hier *primär die anderen* in den Blick kommen. Das Messbuch selbst gibt vor, dass das „Allgemeine Gebet der Gläubigen“ für „die Anliegen der Weltkirche und der Ortsgemeinde, die Regierenden, die Notleidenden, alle Menschen und das Heil der ganzen Welt“ beten soll. In der Formulierung und der Ausgestaltung dieser und weiterer Anliegen sind wir frei. Wichtig ist, dass es letztlich ein Beten für andere ist, dass wir also über unsere eigenen persönlichen Belange hinaus auf die Anliegen und Nöte schauen, die andere umtreiben. Eine ähnliche Unterscheidung gibt es beim Stundengebet – auch in MAGNIFICAT – zwischen den „Bitten“ im Morgengebet der Kirche, die primär um die Belange der eigenen Lebens- und Glaubensausrichtung kreisen, und den „Fürbitten“ im Abendgebet, die die Belange der anderen berühren, wenn es auch keine scharfe Trennlinie gibt. Entsprechend eignen sich die Fürbitten im Abendgebet von MAGNIFICAT zumeist auch als Vorlagen für die Fürbitten der Messfeier, müssen aber gegebenenfalls für die aktuelle Feier angepasst werden.

Zu beachten ist aber, dass auch die Fürbitten „Gebet“ sind. Deshalb sind Formen ungeeignet, die versteckte oder offene Appelle an andere oder gar Moralisationen oder Versuche der Umerziehung enthalten. Wir zielen und vertrauen im Fürbitt-Gebet darauf, dass Gott wirkt und nicht wir selbst. Zugleich dürfen wir darauf zählen, dass zugleich auch die Fürbitten wie alles Gebet immer uns selbst und die Mitbetenden verändern.

Der priesterliche Dienst der Gemeinde

Die Allgemeine Einführung in das Messbuch formuliert in Nr. 45 prägnant: „In den Fürbitten übt die Gemeinde durch ihr Beten für alle Menschen ihr priesterliches Amt aus.“ Durch die Taufe hat die Gemeinde Anteil am prophetischen, königlichen und priesterlichen Amt Christi (1 Petr 2,9; Offb 1,6; 5,10). Das priesterliche Amt vollzieht die Gemeinde einerseits im Lobpreis Gottes, auch stell-

vertretend für die teilweise von Gott ferne, unerlöste Menschheit, andererseits in der Fürbitte für diese Menschheit und die ganze Welt. Sie weiß sich dabei eng mit Christus verbunden, der – wie es der Hebräer-Brief vielfach artikuliert – als der eigentlich Fürbittende zur Rechten Gottes, des Vaters, sitzt.

Von daher sind die Fürbitten eine Christus-Begegnung einmal in die andere Richtung, in der nicht wir etwas von Christus empfangen, sondern unsere Bitten an ihn weitergeben. Wir sind gewiss, dass unsere Bitten Gott erreichen, wenn wir sie „durch Jesus Christus“ beten. Deshalb sind die Bitten auch an Christus gerichtet, nur das abschließende Gebet des Priesters wieder an Gott, den Vater. Obwohl die Fürbitten durch einen Priester oder Diakon eingeleitet und mit einem Gebet des Priesters abgeschlossen werden, sind die eigentlich Betenden aber die Gläubigen selbst. Dies wird besonders an der möglichen Form deutlich, dass nur Gebetsanliegen genannt werden, das Beten selbst aber die Gläubigen in Stille vollziehen.

In den Fürbitten wird somit das Schon-und-noch-nicht aller Endzeiterwartung deutlich. Wir haben durch die Taufe und die ständige Begegnung mit Jesus Christus in Wort und Sakrament bereits Anteil am endzeitlichen Reich Gottes. Zugleich erfahren wir die Unerlöstheit der Welt, in der verheißenes Heil und endzeitlicher Friede noch nicht Wirklichkeit geworden sind. Es handelt sich um eine große Bitte um die Vollendung des Reiches Gottes, an dessen bereits geschehenen Anbruch wir glauben und dessen endgültiges Kommen uns in Jesus Christus verheißt ist.

Friedrich Lurz

Heiliger des Monats: Answer von Ratzeburg

Der heilige Answer, oder auch Ansverus, von Ratzeburg war ein Benediktinermönch, der im Alter von 28 Jahren als Märtyrer starb. Der als besonders streng geltende Answer fühlte sich schon

früh von Gott berufen und auch für das Leben als Mönch auserwählt.

Mönch statt Soldatenkarriere

Answer wurde im Jahr 1038 in Schleswig geboren. Sein Vater hatte ihn eigentlich dazu ausersehen, eine Ausbildung als Soldat zu machen. Doch widersetzte sich der schon früh als fromm auffallende Answer und brach unter einem Vorwand nach Ratzeburg auf. Dort kam er in Kontakt mit Benediktinermönchen und dem Kloster Sankt Georg auf dem Berge. Das Kloster gefiel ihm sehr, so trat er im Alter von 15 Jahren in den Orden ein. Er war streng mit sich selbst und lebte in harter Askese. Doch hatten seine Mitbrüder so großen Respekt, dass sie Answer nach dem Tod des Abtes zu dessen Nachfolger wählten.

Mission bei den Slawen

Allerdings fühlte Answer zunehmend seine eigentliche Berufung in der Mission und der Evangelisierung. Vor allem wollte er den in Sachsen lebenden Slawen das Evangelium verkünden. Zu seiner Zeit befand sich auf der Ratzeburger Insel noch ein der Göttin Siwa geweihtes Heiligtum. Sie war eine Göttin, die von den Westslawen insbesondere für die Fruchtbarkeit und eine erfolgreiche Ernte angerufen wurde. Aber Answer hatte die Situation wohl unterschätzt, die Missionierung war nicht so einfach, wie er es sich vermutlich gedacht hatte. Auch wenn der Slawenfürst Gottschalk der Wende das Christentum unterstützte, opponierten die Slawen gegen den christlichen Glauben. Gottschalk wurde im Jahr 1066 bei einem Aufstand in seinem eigenen Kloster in Lenzen erschlagen. Auch das Kloster Sankt Georg wurde im gleichen Jahr überfallen. Alle Besitztümer wurden geplündert, Answer und weitere 17 Mitbrüder wurden gefangen genommen, nach Einshaus gebracht und dort gesteinigt. Der Legende nach soll Answer darum gebeten haben,

als Letzter gesteinigt zu werden, damit er seine Brüder in den Tod begleiten und für sie beten könne.

Als Märtyrer heiliggesprochen

Answer wurde in den Trümmern der Klosterkirche bestattet. Der frühe Tod als Märtyrer und sein asketisch fromm geführtes Leben brachten ihm schnell den Ruf ein, heilig zu sein. So wurde er auch im Jahr 1160 von Papst Eugen III. heiliggesprochen. Im gleichen Jahr wurde auch mit dem Bau des Ratzeburger Doms begonnen. So verlor die Klosterkirche an Bedeutung, das Grab Answer wurde nach der Heiligsprechung in den Ratzeburger Dom überführt. Im Jahr 1220 wurde der Ratzeburger Dom als Bischofssitz vollendet.

Grab verloren

Allerdings ist das Grab des heiligen Answer nicht mehr im Ratzeburger Dom zu finden. Der Dom gehört zwar zu den ältesten erhaltenen Kirchenbauten in Norddeutschland, aber das Grab Answer hat die Reformationszeit dennoch nicht überdauert, als der Dom in eine protestantische Kirche umgewandelt wurde. Auch das Kloster St. Georg schloss sich der Reformation an.

Wallfahrt zu Answer's Todesort

An dem Ort, wo der heilige Answer mit seinen Ordensbrüdern bei Einhaus gesteinigt wurde, wurde in der Mitte des 15. Jahrhunderts ein sogenanntes „Radkreuz“ aus gotländischem Kalkstein aufgebaut. Darauf hatte man den knieenden Answer oder auch den Stifter unter dem Kreuz Jesu dargestellt. In der Gegend nennt man dieses Kreuz auch das „Ansverus-Kreuz“. Im September finden einige Wallfahrten zu diesem Kreuz statt, der Weg kann aber auch alleine oder mit kleinen Gruppen gegangen werden. Der Weg führt an der Kirche Sankt Georg auf dem Berge vorüber, hinauf zur

Anhöhe am Ratzeburger See, wo das Kreuz steht. Im Altarraum des Ratzeburger Doms erinnert eine Tafel aus dem Jahr 1681 an den Märtyrertod Answers und seiner 17 Mitbrüder, die Tafel wurde also in reformatorischer Zeit hergestellt. Dies zeigt, dass sich die Verehrung des heiligen Answers weiterhin gehalten hat und das Gedenken an ihn auch im Dom bewahrt wurde. In der Gegend findet man auch Statuen des heiligen Answers, dargestellt wird er als Abt mit Stab und drei Steinen in der Hand.

Marc Witzenbacher

Vor 200 Jahren brannte „Paul vor den Mauern“

Am 15. Juli 1823 ging in Rom die tausendfünfhundert Jahre alte Basilika St. Paul vor den Mauern in Flammen auf. Bis zum Neubau von St. Peter im Vatikan, die 1626 geweiht wurde, war St. Paul vor den Mauern die größte Kirche der Christenheit. Es dauerte nur wenige Stunden, da war die einst riesige Kirche nur noch ein Trümmerhaufen. Vermutlich hatte eine glühende und nicht sorgfältig gelöschte Kohlenpfanne zu dem Unglück geführt. Der Brand hatte aber nicht nur ein imposantes und wichtiges Bauwerk vernichtet, immerhin war die Kirche ja auch die Apostelkirche des heiligen Paulus, in ihr wurden aber auch wertvolle Reliquien verwahrt, die nun in Rauch aufgegangen waren. Nur wenige Kunstgegenstände konnten in den Neubau überführt werden, der nach 30-jähriger Bauzeit 1854 unter der Anwesenheit zahlreicher Bischöfe geweiht wurde. Eine Besonderheit sind die sogenannten Papstmedaillons, die die Kirche wie einen Fries durchziehen.

Marc Witzenbacher

Fruchtbarkeit des Alters: Welttag der Senioren

Bevor im kommenden Monat der Weltjugendtag gefeiert wird, begeht die Kirche in diesem Monat zum dritten Mal den „Welttag der Großeltern und Senioren“. Der mittlerweile 86-jährige Pontifex Papst Franziskus hatte den Tag im Jahr 2021 eingeführt, seitdem wird er am vierten Sonntag im Juli begangen. So findet er in diesem Jahr am 22. Juli statt.

„Alte Menschen keine Belastung!“

Für Papst Franziskus war die Einführung dieses Tages eine notwendige Konsequenz, denn noch nie hätten so viele ältere Menschen gelebt wie heute, und noch nie sei die Gefahr so groß gewesen, dass ältere Menschen einfach an den Rand gedrängt und vergessen würden. „Die alten Menschen werden oft als Belastung angesehen“, so schrieb der Papst zum letztjährigen Welttag. Für eine Gesellschaft sei es wesentlich, wie sie mit ihren Alten wie auch mit Migranten umgehe. Allerdings mahnt Franziskus nicht nur, ältere Menschen nicht zu vergessen. Es sei auch bezeichnend, dass in der vorherrschenden Kultur meist nur junge Erwachsene in den Blick genommen würden. Der Sinn des Lebens liege nicht nur im Lebensalter zwischen 25 und 60 Jahren, sondern „der Sinn des Lebens ist alles, von der Geburt bis zum Tod“, sagte der Papst in einer Generalaudienz.

Alte Menschen in der Bibel

Der Papst erinnert daran, dass in der Heiligen Schrift viele Menschen in hohem Alter eine wesentliche Rolle in der Heilsgeschichte gespielt haben. Man spricht ja auch von einem „biblischen Alter“. Alte und junge Menschen seien in eine gegenseitige Lern- und Lebensgemeinschaft gestellt. Franziskus erinnert zum Beispiel an den Propheten Joël, bei dem alte und junge Menschen ihre Träume mit-

einander teilen (vgl. Joël 3, 1 ff.). Auch sei es kein Zufall, dass nicht etwa ein junger Mann den Auftrag zum Bau einer Arche und dem Erhalt der Tierarten erhält, sondern der hochbetagte Noach. Dieser jammere nicht, sondern er „trägt Sorge für die Zukunft der Generation, die sich in Gefahr befindet. Er baut die Arche der Aufnahme und lässt Menschen und Tiere dort eintreten. In der Sorge für das Leben, in all seinen Formen, erfüllt Noach das Gebot Gottes, indem er die zärtliche und großherzige Geste der Schöpfung wiederholt.“ (Generalaudienz am 16. März 2022)

Alt sein in Würde

Für Papst Franziskus ist es peinlich, wenn alte Menschen nicht zu ihrem Alter stehen können und sich auf jung trimmen. Er erinnert stattdessen an Simeon und Hanna, die den neugeborenen Jesus im Tempel empfangen. Sie würden sich in der Rolle der Zeugin und des Zeugen einfinden und akzeptieren, keine Protagonisten zu sein. „Wenn jemand den Wunsch hat, Protagonist zu sein, dann wird er den Weg zur Erfüllung des Alters nie herausreifen lassen“, so der Papst. Simeon scheide ohne Groll und Jammern, könne gereift nach einem erfüllten Leben Abschied nehmen. „Die geistliche Spiritualität des Alters ist in der Lage, den Wettbewerb und den Konflikt zwischen den Generationen glaubwürdig und endgültig zu beseitigen.“

Seniorenpastoral im Wandel

Die kirchliche Seniorenpastoral hat nicht nur seelsorgliche Aspekte bei der Altenbetreuung und Pflege im Blick, sondern widmet sich vielmehr Themen wie Bildung im Alter, Seniorenpolitik und Teilhabemöglichkeiten. Die Befähigung und Unterstützung eines selbstbestimmten Lebens in Würde ist dabei das höchste Ziel. Vor allem die Begleitung von Menschen mit Demenz und ihren Angehörigen ist zu einem wichtigen Teil der Seniorenpastoral geworden. Mit

zahlreichen Materialien und Hinweisen können Kirchengemeinden den Welttag der Großeltern und Senioren zum Anlass nehmen, Großeltern und ältere Menschen mit ihrem Erfahrungsschatz in den Mittelpunkt zu stellen und den Dialog der verschiedenen Generationen zu betonen. Der Papst weist insbesondere darauf hin, älteren Menschen eine Freude zu bereiten, sie zu besuchen und ihnen die Einsamkeit zu nehmen. Dies dürfe aber keine Aktion nur für diesen Tag sein. Der Aktionstag erinnere nur daran, dass das fruchtbare und von Respekt geprägte Miteinander der Generationen eine wesentliche Aufgabe der kirchlichen Gemeinschaft darstelle.

Marc Witztenbacher

Welttag gegen Menschenhandel

Am 30. Juli wird der von den Vereinten Nationen ausgerufene Welttag gegen den Menschenhandel begangen. Schon seit der Ausrufung des Tages im Jahr 2014 engagiert sich die Kirche bei verschiedenen Aktionen und weist an diesem Tag auf das grausame Phänomen des Menschenhandels und Möglichkeiten der Hilfe hin. Zahlreiche katholische Organisationen und Hilfseinrichtungen beteiligen sich an dem weltweiten Kampf gegen den Menschenhandel.

Immer mehr Menschen betroffen

Schätzungsweise sind 40 Millionen Menschen von Zwangsarbeit und Menschenhandel betroffen, zehn Millionen davon sind Kinder und Jugendliche. Die meisten der Fälle, nämlich über 30 Millionen, werden in Asien und im Pazifikraum angenommen, neun Millionen in Afrika. Die Zahl in Europa wächst leider rasant an. Ein großes Problem ist der enorme Anstieg von Menschenhandelsdelikten im Zusammenhang mit Flucht und Migration. Angesichts des

massiven Flüchtlingsstroms von Menschen, die unter Kriegen und Armut leiden, werden immer mehr Flüchtlinge auch zu Opfern von Menschenhändlern. Die Kirchen haben zu diesem Zweck beispielsweise Warnungen in verschiedenen Sprachen für Flüchtlinge erarbeitet, um sie vor Menschenhandel zu warnen und Hilfemöglichkeiten weiterzugeben.

Kaum Strafverfolgung

Leider ist die Zahl der strafrechtlichen Verurteilungen von Fällen des Menschenhandels noch eher marginal. In nur einem von 2 154 Fällen führt diese moderne Form der Sklaverei zu einer Verurteilung, das entspricht einer Aufklärungs- und Anklagequote von weniger als 0,1 Prozent. Die Kirchen mahnen daher zu einer multidisziplinären, multidimensionalen und koordinierten Aufklärungsarbeit zwischen den verschiedenen Akteuren. Dazu gehören neben dem rechtlichen und dem physischen Schutz sowie einer konsequenten Strafverfolgung auch medizinische und soziale Dienste.

Sensibilität steigern

Den Tag gegen Menschenhandel nutzen auch die Kirchen, um die Öffentlichkeit für dieses Phänomen zu sensibilisieren. In manchen Ländern, wie beispielsweise in Bangladesch, werden sehr große Veranstaltungen und Umzüge organisiert, um die Advocacyarbeit, d. h. die öffentliche Fürsprache für vom Menschenhandel Betroffene, bei der Regierung voranzutreiben. Es sei wichtig, sich bewusst zu werden, dass wir eine Mitverantwortung haben, wie Papst Franziskus betont. Dazu gehört nach seinen Worten beispielsweise der Kauf von Billigprodukten, die unter den schlimmsten Bedingungen hergestellt wurden. In einer Botschaft zu dem Tag gegen Menschenhandel hat der Papst vor allem zum Gebet für die Opfer aufgerufen und fordert größere Anstrengungen, alle den Menschenhandel begünstigenden Faktoren zu beseitigen.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

August 2023

Symbole des Glaubens
Sonne

Sie tritt aus ihrem Gemach hervor
wie ein Bräutigam;
sie frohlockt wie ein Held, ihre Bahn zu laufen.

Psalm 19, Vers 6

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

Zum Titelbild

Die Auferstehung

Alfred Manessier (1911–1993),
Die Auferstehung (Osteralbum, Lithographie Nr. 6),
Farblithographie 1949,
Abbeville, Musée Boucher de Perthes,
© VG Bild-Kunst, Bonn 2022

© Foto: bpk | RMN – Grand Palais | Jean-Gilles Berizzi

Alfred Manessier wurde 1911 in Saint-Ouen an der Somme geboren, studierte zunächst auf Wunsch des Vaters, eines Weingroßhändlers, Architektur, wandte sich nach dessen Tod aber der Malerei zu. 1938 übersiedelte er nach Paris und heiratete. Er malte zeitweilig im Stil des Kubismus und des Surrealismus, bevor er seit 1943 zur abstrakten Malerei gelangte. Er war einer der wichtigsten Vertreter der moderenen religiösen Malerei in Frankreich und versuchte, religiöse Szenen und Empfindungen in abstrakten Formen und Farben auszudrücken. Neben Gemälden und Graphiken schuf er auch bedeutende Glasfenster (u. a. in der Krypta von St. Gereon, Köln; Allerheiligenkirche, Basel; Evangelische Marienkirche, Bremen, und in der Krypta des Essener Münsters). Manessier starb 1993 in Orléans an den Folgen eines Verkehrsunfalls.

Die Farblithographie „Die Auferstehung“ (unser Titelbild) ist 1949 in einer Graphikfolge unter dem Titel Osteralbum entstanden. An ihr lässt sich exemplarisch ablesen, wie Manessier versucht, das Osterereignis in abstrakte Formen und leuchtende Farben zu übertragen. Religiöse Überzeugungen, Erfahrungen und Empfindungen werden in die Form einer geradezu explodierenden Sonne gegossen, deren vibrierende Farben die Osterbotschaft den Betrachtern entgegenstrahlen.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Froh, wie seine Sonnen fliegen / Durch des Himmels prächt'gen Plan, / Laufet, Brüder, eure Bahn, / Freudig, wie ein Held zum Siegen“ – sicher kennen Sie dieses Tenorsolo aus Beethovens Neunter. Schiller, werden Sie denken, wenn es um den Dichter geht. Denken Sie auch an Ps 19, 5.6? Für mich eine der wirkungsgeschichtlich bedeutsamsten Bibelstellen, nicht erst seit der Weimarer und Wiener Klassik. Sie bildet – dank ihrer Stellung im Psalter – das Gelenk, das die Sonne mit der Gestalt des messianischen Königs verknüpft. Von ihm reden die umgebenden Ps 18; 20; 21; so scheint er es zu sein, der zu JHWH gewandt („dein Knecht“, vgl. Ps 19, 12–15) die Botschaft der Sonne und himmlischen Sphären (2–7) mit der Tora vergleicht (8–11). Im dramatischen Rettungssalm 18 hatte er bekannt: „Ja, du lässt meine Leuchte erstrahlen, der Herr, mein Gott, macht meine Finsternis hell.“ (29) Ob hier der biblische Anknüpfungspunkt zu suchen ist, dass in der Tagzeitenliturgie Christus mit der aufgehenden Sonne verbunden wird? Johannesprolog (1, 1–18) und Verklärung (Mk 2, 2–8 par) deuten für mich in diese Richtung: In Jesus von Nazaret ist das Licht Gottes, ist Leben spendende Gerechtigkeit aufgeleuchtet. Doch können wir da nicht stehen bleiben, ohne Wesentliches zu übersehen. „Ihr seid das Licht der Welt“, spricht Jesus in der Bergpredigt (Mt 5, 14–16) den Seinen zu; nach seinem Wort „werden die Gerechten im Reich ihres Vaters wie die Sonne leuchten“ (Mt 13, 43). Friedrich Schiller bringt das im jugendlichen Überschwang erstaunlicherweise zum Ausdruck („Laufet!“), aber wenn ich mich frage, wie es mit meinen dunklen Seiten steht: da helfen die „Gitterköpfe“ des Aachener Künstlers und Priesters Herbert Falken. Abstrakte Grafiken auf Büttenpapier, dessen Weiß durch die Um- und teilweise Übermalung mit schwarzer Tusche umso leuchtender leuchtet.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Die Sonne des Glaubens

Das wir mitten im Sommer ein Osterbild betrachten, hat mit dem Monatsthema Sonne zu tun. Sekundär (dies hat keinen direkten Bezug zum Bild) könnte man auch an das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel am 15. August denken, dem großen Osterfest des Menschen an sich.

Die Technik

Alfred Manessier hat sein Osterbild als Farblithographie gestaltet. Bei dieser besonderen Technik wird Lithographietusche oder -kreide auf Kalkschieferstein (deshalb Lithographie, von griechisch *líthos* [der Stein] und *gráphein* [schreiben]) aufgetragen. Da es sich um einen sogenannten Flachdruck handelt, liegen druckende und nichtdruckende Teile hier auf einer Ebene (im Gegensatz zum Beispiel zum Holzschnitt). Das Prinzip basiert auf der Abstoßung zwischen Fett und Wasser, denn der poröse Stein wird vor dem Druck mit Wasser befeuchtet, das in ihn eindringt, wo er nicht mit Tusche oder Kreide versiegelt wurde. Danach wird die eigentliche Druckerfarbe, die fetthaltig ist, aufgetragen. Sie haftet nur da am Stein, wo er durch die Steinzeichnung versiegelt ist, auf den übrigen Flächen wird sie vom Wasser abgestoßen. Dann wird das Papier aufgelegt und die Druckerfarbe (nicht die der Steinzeichnung!) unter großem Druck in mechanischen Pressen vom Stein auf das Papier übertragen.

Das Verfahren wurde 1798 von Alois Senefelder erfunden. Es ist ein relativ kompliziertes Verfahren und erfordert Erfahrung und Geschick. Die Steinzeichnung muss spiegelverkehrt aufgetragen und für jede einzelne Farbe muss ein einziger Stein verwendet werden. Die Anzahl der einzelnen Druckvorgänge entspricht der Anzahl der Farben.

Bei Lithographien handelt es sich also um Graphiken. Es sind Originalkunstwerke, die oft vom Künstler signiert werden (*s. In-*

nenkarte rechts unten), aber es sind keine Unikate, da es ja im Normalfall mehrere Abzüge von jedem Stein gibt. Oft wird die Auflage limitiert und unter dem Bild angegeben. In unserem Fall ist es der vierte Abzug von 68 insgesamt. Nach dem Druck der limitierten Auflage werden die Steinzeichnungen normalerweise durch Abschleifen zerstört. Der Stein kann daraufhin für eine neue Lithographie weiterverwendet werden.

Strahlende Sonne

Unbestreitbares Zentrum des Bildes ist eine intensiv leuchtende orange Fläche in der Mitte. Sie ist annähernd kreisrund und zerfranst am Rand. Die eingesprengten gelben Flecken intensivieren die Leuchtkraft und erzeugen ein Vibrieren.

Die runde Fläche wird von einem weißen Rechteck umgeben, das dem Blattformat folgt. Dieses wird von gelben, orangen und grünen Flächen locker bedeckt, die wie willkürliche Fetzen in unterschiedlicher Größe wirken.

Begrenzt wird das Bild von einer roten Farbfläche, die außen scharfkantig abschließt, nach innen aber ähnlich wie die orange Kreisform zerfranst. Hier sind es orange und schwarze Flecken, die kleiner sind als die vor weißem Grund, aber ähnliche Fetzenformen bilden. Die allermeisten dieser verschiedenfarbigen Fetzen zeigen mit der Spitze zur Mitte hin.

Durch die runde Form, die strahlende Farbe, die vibrierenden Farbakkorde, aber auch durch das Zerfransen am Rand, das an Sonnenwinde denken lässt, drängt sich der Vergleich mit der Sonne geradezu auf.

Die Osterevangelien berichten vom Fund des leeren Grabes beim Aufgang der Sonne. „Am ersten Tag der Woche kamen sie in aller Frühe zum Grab, als eben die Sonne aufging.“ (Mk 16,2) Die Sonne bietet sich deshalb als Ostersymbol besonders an. Nach dem Dunkel der Kreuzesnacht (vgl. Mk 15,33) siegt das Licht des Ostermorgens für immer. Die Sonne ist Symbol des neuen

Lebens, das auf alle Menschen ausstrahlt und sie mit ihrem Licht entzündet.

Nicht ohne Grund ist der Rand des Bildes ein roter Streifen. Die Farbe des Blutes ist mit schwarzen Flecken durchsetzt. Es sind die Symbole des Kreuzesleidens Jesu, aber auch des Leidens aller Menschen, die hier vom explodierenden Sonnenball an den Rand gedrängt und überstrahlt werden. Sie sind noch da, so wie der Auferstandene noch seine Wundmale trägt (vgl. Lk 24, 39), aber sie beherrschen nicht mehr das Bild, nicht mehr das Leben. Die Auferstehung Jesu mit ihrer unbändigen Kraft hat alles verwandelt und ins Licht geführt.

Hintergrund des Künstlers

Die Lithographie entstand kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges. Manessier wurde 1939 zum Dienst in der französischen Armee als technischer Zeichner verpflichtet und gab für zwei Jahre das Malen auf. Zunehmend bediente er sich aber dann der Malerei, um seinen Widerstand gegen die deutsche Besatzung auszudrücken.

1943 hielt er sich drei Tage lang im Kloster La Trappe in Soligny auf, dem namensgebenden Mutterkloster der Trappisten. Hier erfuhr er ein Bekehrungserlebnis, das sein Leben und seine Kunst gleichermaßen veränderte: er fand zum katholischen Glauben, zu asketischer Lebensweise, zu einer stark religiös geprägten Malerei und zu einem abstrakten Malstil. Unser Titelbild enthält die Erfahrungen des Krieges, aber auch die der Begegnung mit der Sonne des Glaubens im Kloster. Manessier selbst schreibt: „Aber wir sind Menschen dieses Jahrhunderts, zerbrochen, explodiert. (...) Als ich aus (dem Kloster) La Trappe kam, wollte ich das, was ich erlebt hatte, in drei heiligen Gestalten darstellen, die um einen Tisch saßen. (...) Dann kam ich darauf, dass ich vielleicht meine Empfindungen leichter darstellen könnte, wenn ich auf das Figurative verzichtete ...“ Im gleichen Text schreibt Manessier,

dass er Ostern als geistige Freude darstellen und sich deshalb auf die Kräfte der Natur beziehen möchte.

Wir können somit diese Lithographie als ein Bild des Glaubens verstehen, das mit abstrakten Formen die Sonne evoziert und im Bild der Natur eine geistige Freude mitteilt, die der Maler durch alle erfahrene Dunkelheit hindurch erlebt hat. Wir können uns sogar so weit vorwagen, dass wir hier von einem abstrakten Christusbild sprechen können. Es ist der Auferstandene selbst, der im Symbol der Sonne aufgegangen ist (vgl. die Osterseite des Isenheimer Altars von Matthias Grünewald). Denn schon in der Antike wurde Christus der *Sol invictus*, die unbesiegte Sonne genannt.

Heinz Detlef Stäps

Sonne

Nichts Schöneres unter der Sonne als unter der Sonne zu sein ...“, heißt es in dem „An die Sonne“ überschriebenen Hymnus der österreichischen Dichterin Ingeborg Bachmann (1926–1973). Die offensichtliche und unüberbietbare Bedeutung der Sonne für das Leben auf der Erde führte bereits im Alten Orient zu einer Orientierung der Lebensabläufe an dem Größten aller Himmelskörper, nicht nur, was den Tag, sondern auch, was das Jahr betraf. Der besondere Rang der Mondphasen im Blick auf die Strukturierung der Zeit (vgl. Ps 104, 19) legte jedoch den Gebrauch eines Mondkalenders nahe – Ägypten orientierte sich allerdings an einem Sonnenkalender –, der die Monate an die Mondphasen koppelte und sie am Neumondtag beginnen ließ.

Die Sonne als Ursprung des Lebens

Der erste historische Monotheismus verehrte in Ägypten unter Amenophis IV. / Echnaton im 14. Jahrhundert v. Chr. den einzigen Gott im Bild einer Sonnenscheibe. Die Forschung nimmt an, dass die Hauptgottheit im vordavidischen Jerusalem eine Sonnengottheit war, die in einem Freilichtheiligtum verehrt wurde. Im Laufe der Religionsgeschichte übernahm dann JHWH Eigenschaften und Kompetenzen der ursprünglichen Jerusalemer Sonnengottheit. Zugleich legten die mächtigen Gestirnreligionen der Zeit die religiöse Entmachtung des „Himmelsheeres“ nahe. Ein anspruchsvoller Balanceakt!

Die Sonne weiß, wann sie untergeht

„Du machst den Mond zum Maß für die Zeiten, / die Sonne weiß, wann sie untergeht.“ Der berühmte, offensichtlich von ägyptischen Sonnenhymnen inspirierte 104. Psalm schildert in den Versen 19–23 anhand eines vollen Tages, der nach Sonnenuntergang

des Vortages beginnt, die den Lebewesen vom Schöpfer gesetzten unterschiedlichen Zeiträume. Mond und Sonne werden als von Gott eingesetzte, hilfreiche Ordnungskräfte der Zeit gewürdigt (vgl. Gen 1, 14–19), anschließend werden die durch sie geordneten Lebensvollzüge der Wildtiere und der Menschen dargelegt.

Das ganze Himmelsheer

In den Religionen der Umwelt Israels wurden Sonne, Mond und Sterne, „das ganze Himmelsheer“, als Gottheiten bzw. deren Manifestationen verehrt, gewiss auch in Israel selbst, was biblische Stimmen vehement verurteilen (Dtn 4, 19–20.17, 3–5; Jer 8, 2). Neben JHWH als dem einzigen Gott Israels bzw. dem einzigen Gott schlechthin ist kein Raum für die Verehrung der Gestirne; Sonne und Mond sind wie alle Himmelskörper Gottes Geschöpfe. Ihre Profanierung ist auf dem Hintergrund der Konfrontation des JHWH-Glaubens mit den umgebenden attraktiven Astralreligionen, vor allem im Babylonischen Exil, zu verstehen (Jes 40, 26). Das Schöpfungsgeschehen in Genesis 1, 14–19 ist in diesem Horizont zu lesen: Das Heer des Himmels, einschließlich Mond und Sonne, besteht aus von Gott geschaffenen Gegenständen. Dies gilt es zu bezeugen. Der biblische Text vermeidet sogar die hebräischen Wörter für Sonne und Mond, da sie ebenso Sonnengott und Mondgott bedeuteten. Den Himmelskörpern wird jeglicher numinoser Charakter abgesprochen und sie werden ganz und gar der Verfügungsgewalt JHWHs unterstellt, man denke an die sogenannten Sonnenwunder (Jos 10, 12–14; 2 Kön 20, 8–11).

Sonne der Gerechtigkeit

Doch die leuchtenden Gestirne am Tag- und Nachthimmel, zumal die Sonne, stellten die Praxis der ausschließlichen JHWH-Verehrung auf eine harte Probe, besonders, weil sie jederzeit sichtbar

waren und ihre Verehrung nicht an Kultbilder und Kultgebäude gebunden war. Vorderasiatische und ägyptische Sonnentraditionen haben in Palästina bzw. Israel bleibende Spuren hinterlassen. In Vorderasien wird der Sonnengott als unvergleichliche, lebensfördernde Macht verehrt. Wie ein Held (vgl. Ps 19, 6) bricht er am Morgen zwischen den Berggipfeln hervor und läuft seine Bahn, zugleich wird er als souverän Thronender und weiser Richter vorgestellt, wenn er jeden Tag seine Herrschaft erneuert. Schamasch, hebräisch schämäsč, Sonne, die Gottheit, deren Licht die Finsternis erhellt und Unheilmächte, Mächte der Finsternis, austreibt und vertreibt, galt im Vorderen Orient als Wächter über Recht und Gerechtigkeit. Diese Rolle wurde auf JHWH übertragen. Nach Psalm 84, 12 trägt er den Titel „Sonne und Schild“. Der Gott Israels selbst wurde „solarisiert“, die Sorge um Gerechtigkeit sein Attribut. Das Lob auf die heilsame Weisung des sonnengleichen Herrn, der die Dunkelheit durchdringt, menschliche Verdunkelungen aufdeckt und alles ins rechte, ins richtende und rettende Licht rückt, singt auch der 19. Psalm. In christlicher Tradition wird Jesus, Gottes eigener Gesalbter und Sohn, zum „Licht vom Licht“ und zur „Sonne der Gerechtigkeit“.

*Dann werden die Gerechten im Reich ihres Vaters
wie die Sonne leuchten*

Als Sachwalter und Erben der „Sonne der Gerechtigkeit“ (Mal 3, 20) galten die Könige (2 Sam 23, 3–4; Ps 72) oder die gottesfürchtigen JHWH-Anhänger (Mal 3, 20; vgl. Mt 13, 43). Der Abgrenzungskonflikt zwischen einem solarisierten JHWH und einer altorientalischen, vor allem ägyptischen Sonnengottheit, war schwer zu entscheiden. Auch das Morgenrot und die Abenddämmerung, die den Weg des Sonnengotts begleiten, in ugaritischen Texten die Gottheiten Schachar und Schalim, haben Fußabdrücke in der Bibel hinterlassen (Gen 34, 24.26; Ijob 38, 12).

Neues Leben von Gott her

Die Sonne oder das Morgenrot der Gerechtigkeit (Ps 110, 3; Jes 58, 8) ist zugleich die Quelle des erneuerten Lebens, der jugendlichen Lebendigkeit und des umfassenden Heils. Die jüdischen Könige des 8. Jh. v. Chr. ließen die geflügelte Sonnenscheibe oder den geflügelten Skarabäus, der die werdende Morgensonne darstellt, tausendfach durch Siegelabdrücke als offizielle Embleme der Regierung verbreiten. Die solare Erneuerungssymbolik ist zweifellos ägyptischer Herkunft. Kulturen und Religionen können aber nicht nur miteinander streiten, sondern auch voneinander lernen. Wie viele unvergleichliche christliche Oster-, Weihnachts- und Morgenlieder vergleichen oder identifizieren Jesus mit der Leben spendenden güldenen Sonne und ihrer Not und Tod, Kälte und Nacht überwindenden Macht!

Susanne Sandherr

Sonntag

Wer sonntags einen Gottesdienst besucht, hört mitunter folgenden Satz: „Darum kommen wir vor dein Angesicht und feiern in Gemeinschaft mit der ganzen Kirche den ersten Tag der Woche als den Tag, an dem Christus von den Toten erstanden ist.“ Im Zweiten und Dritten Hochgebet wird der Sonntag mit seinem ältesten Namen „der erste Tag“ genannt – während er gemeinhin heute als Teil des Wochen*endes* betrachtet wird.

Der erste Tag der Woche

Die Bezeichnung „erster Tag“ hat einen biblischen Hintergrund. In den Evangelien heißt es: „Am ersten Tag der Woche kamen die Frauen in aller Frühe zum Grab.“ (Mk 16, 2) Die Auferstehung ist

der erste und wichtigste Grund, warum der Sonntag für Christen ein besonderer Tag ist. Dass die biblischen Autoren diesen Tag den ersten nennen, ist auf die Sieben-Tage-Woche der Juden zurückzuführen: Der Tag, an dem die Frauen zum Grab kommen, ist der *erste* Tag nach dem Sabbat, dem siebten Tag der jüdischen Woche.

Schon für die ersten Christen war der Sonntag ein fester Termin: „Als wir am ersten Wochentag versammelt waren, um das Brot zu brechen, redete Paulus zu ihnen“ (Apg 20,7). Schon zu biblischen Zeiten allerdings ging es am Sonntag nicht nur um frommes Tun, sondern auch um konkrete Sorge für den Nächsten. Im Brief an die Korinther schreibt Paulus: „Jeder soll immer am ersten Tag der Woche etwas zurücklegen und so zusammensparen, was er kann.“ (1 Kor 16,2) Das Geld war als Kollekte für die Gemeinde in Jerusalem bestimmt.

Tag des Herrn

Im selben Brief nennt Paulus das gemeinsame Mahl der Christen „Herrenmahl“ (1 Kor 11,20). Da dieses Mahl am ersten Tag der Woche gefeiert wurde, erhielt dieser auch den Namen „Herrentag“. Diese Bezeichnung fand weite Verbreitung und ist bis heute in den romanischen Sprachen zu finden. Das italienische „domenica“ oder das französische „dimanche“ sind vom lateinischen Wort für Herr, „dominus“, abgeleitet.

Und der „Sonntag“? Diesen Namen übernahmen die Christen aus der antiken Planetenwoche, in der ein Tag „Sonnentag“ hieß. Diesen heidnischen Namen konnten sie mühelos mit ihrem Glauben vereinbaren, weil sie Christus als das „wahre Licht“ und als „Sonne des Heils“ oder „Sonne der Gerechtigkeit“ (Mal 3,20) verehrten. Der Sonntag hat auch in andere Sprachen Eingang gefunden: Im Englischen heißt er „sunday“, im Niederländischen „zondag“.

Sonntag oder Sabbat?

Der jüdische Sabbat und der christliche Sonntag sind zwei verschiedene Tage. Während der Sabbat Ruhetag war, gab es am Sonntag keine Arbeitsruhe; die Gottesdienste fanden vor oder nach der Arbeit statt. Das änderte sich, als der Sonntag zum Ruhetag wurde. Im Jahr 321 erließ Kaiser Konstantin im Römischen Reich folgendes Gesetz: „Alle Richter, die städtische Bevölkerung und alle Gewerbe sollen am verehrungswürdigen Tag der Sonne ruhen.“ Nur für die Landbevölkerung, die das gute Wetter nicht auf den Montag verschieben konnte, galt: „Die Bauern sollen frei und ungehindert die Felder bestellen, weil es häufig vorkommt, dass kein anderer Tag dafür geeignet ist.“

Beinahe zwangsläufig mussten sich jetzt die Aussagen über den Sabbat, den siebten Tag der Schöpfungswoche, auf den Sonntag übertragen. Der Sonntag wurde zum Sabbat des Neuen Bundes. Folglich galt auch das dritte der Zehn Gebote für den Sonntag: „Gedenke des Sabbats: Halte ihn heilig! Sechs Tage darfst du schaffen und jede Arbeit tun. Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem Herrn, deinem Gott, geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: du, dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin, dein Vieh und der Fremde, der in deinen Stadtbereichen Wohnrecht hat.“ (Ex 20, 8–10) Aus dem Gebot, den Sonntag heilig zu halten, entwickelte sich im Lauf der Geschichte die Pflicht, am Sonntag an der Messfeier teilzunehmen, so wie sie heute im Kirchenrecht festgeschrieben ist.

In einem Wort Jesu zum Sabbat zeigt sich hingegen schon die Erholungsfunktion, mit der später der Sonntag verteidigt wurde: „Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat“ (Mk 2, 27).

Geschützter Tag

Vielen Menschen blieb das Aufatmen am Sonntag versagt. Schon immer mussten Bauern am Sonntag auf die Felder und ihr Vieh

versorgen. Die Industrialisierung zwang auch andere Menschen, sonntags zu arbeiten: Tagelöhner verdingten sich, um genug Geld zu verdienen. Heimarbeiterinnen mussten am eigentlich freien Tag nähen, um genügend Kleidungsstücke zu fertigen. Damit sich die Investition in teure Maschinen lohnte, mussten Fabrikarbeiter sie auch am Sonntag befeuern.

Gegen die Sonntagsarbeit wandten sich im 19. Jahrhundert nicht nur Kleriker, die religiöse Motive anführten. Auch die Einsicht, dass der Mensch Erholung brauche, um wieder besser arbeiten zu können, sprach für einen freien Sonntag. Dem Argument, der Sonntag diene der Pflege des Familienlebens, konnten sowohl Unternehmer als auch Bischöfe zustimmen. Im Jahr 1891 wurde der arbeitsfreie Sonntag in Deutschland Gesetz. Damit eröffneten sich den Arbeitern neue Möglichkeiten, ihre freie Zeit zu gestalten. Sie konnten am Vereinsleben teilnehmen, Ausflüge machen oder Kulturveranstaltungen genießen.

Der Sonntag ist seither gesetzlich geschützt. Artikel 139 der Weimarer Verfassung aus dem Jahr 1919 lautet: „Der Sonntag und die staatlich anerkannten Feiertage bleiben als Tage der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung gesetzlich geschützt.“ 1949 wurde dieser Artikel ins Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland übernommen und garantiert bis heute den Schutz des Sonntags.

Letzter Tag?

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich die Gestalt des Sonntags rasant gewandelt. Dazu beigetragen hat der arbeitsfreie Samstag, der seit den 1950er-Jahren zunächst in der Industrie, dann auch in den Behörden und Schulen durchgesetzt wurde. Der Samstagabend wurde zum Höhepunkt der Woche. Denn da der sonntägliche Gottesdienstbesuch für viele Menschen an Bedeutung verlor, konnten sie am Sonntag ausschlafen. Der Sonntag wurde zum Teil des freien Wochenendes – er ist nicht mehr der erste, sondern der letzte Tag der Woche.

Stefan Voges

Ein Funke, aus Stein geschlagen

Wie die Angst aus dem Sinn zieht

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 139f.

Das Lied „Ein Funke, aus Stein geschlagen“ ist ein Lied der Gegensätze. Worte und Weise stammen von dem mit „Neuen Geistlichen Liedern“ bekannt gewordenen deutschen Komponisten und Liedermacher Gregor Linßen (geb. 1966). „Ein Funke, aus Stein geschlagen“ gehört zu Linßens Werk „Lied vom Licht“ – „Lieder einer Messe“ von 1991.

Wie die Nacht flieht vor dem Morgen

Drei zweizeilige Strophen werden von einem Refrain aus vier kurzen Zeilen begleitet. Der Kehrvers lautet: „So wie die Nacht flieht vor dem Morgen, / so zieht die Angst aus dem Sinn, / so wächst ein Licht, in dir geborgen, / die Kraft zum neuen Beginn.“ Prägend sind die Gegensätze von Dunkelheit und Licht, weichender Nacht und anbrechendem Tag, lähmender Angst und verborgen, „in dir geborgen“, wachsender Kraft zum Neubeginn. Ermutigung zum Leben und Hoffnung auf die glückliche Wende von „dir“, „von Gottes Macht“ her (1. Strophe), setzen in starken Bildern elementarer Naturerfahrung, insbesondere des kosmischen Nacht-Tag-Gegensatzes, des weichenden Dunkels, des wachsenden Lichts, das die Finsternis vertreibt, den Ton. Spezifisch menschliches Dunkel kommt mit dem Stichwort „Angst“ in den Blick. Doch die Macht der zerstörerischen Angst ist ebenso gebrochen wie die der dunklen Nacht: „So wie die Nacht flieht vor dem Morgen, / so zieht die Angst aus dem Sinn“.

Vom Himmel gefallen

Die erste Strophe lebt wie der Refrain von dem Kontrast Licht – Nacht und fügt ihm die Spannung Kälte – Wärme hinzu. Der aus kaltem, hartem, starrem Stein geschlagene bewegliche helle Funke zieht Kreise, „wird Feuer in kalter Nacht“, wärmt die Frierenden und führt die Versprengten zusammen. „Ein Stern, vom Himmel gefallen“, zieht seine Leuchtspur über das nächtliche Firmament. Das Lied erkennt darin „Spuren von Gottes Macht“. Der Gedanke an den wundertätigen Stern, der die Sterndeuter aus dem Osten nach Betlehem führt, liegt nahe. Die Erinnerung an das altorientalische, biblisch polemisch gegen anmaßende, sich gottgleich wahnende Tyrannen aufgegriffene Motiv vom Himmelssturz der Gottheit Helel Ben Schachar (Helel, Sohn der Morgenröte), des strahlenden Sonnensterns, ist ebenfalls im Blick. „Wie bist du vom Himmel gefallen, / Strahlender, du Sohn der Morgenröte.“ (Jes 14, 12) Und wenn man beides zusammennimmt, dann wird der Blick frei für das unerhörte Geschehen eines freiwilligen Sternensturzes – der Inkarnation, des Zur-Welt-Kommens Gottes in dem frommen Juden Jesus von Nazaret.

Glanz in spiegelnder Flut

Die zweite Strophe spricht in der ersten Zeile nicht vom Sonnenaufgang, sondern vom Sonnenuntergang. Doch auch dieser wird zum Symbol der Hoffnung. „Glut, in Wassern gesunken, wird Glanz in spiegelnder Flut.“ Dieser „Glanz“ ist mehr als ein Naturspektakel, ein willkommenes Motiv für Selfies in exotischem Ambiente. Er schlägt die Brücke zur vielfältigen und vielschichtigen biblischen Rede von Gottes „kabod“, von Gottes „Ehre“, „Gloria“ oder „Herrlichkeit“. „Die Ehre Gottes ist der lebendige Mensch“, so formulierte der Kirchenvater Irenäus von Lyon. In diesem Sinne heißt es auch in unserem Lied: „Ein Strahl, durch Wolken gedrunken, wird Quell von neuem Mut.“

Ein Lachen in deinen Augen

„Ein Lachen in deinen Augen vertreibt die blinde Wut.“ Auch in der dritten Strophe regieren starke Gegensätze: Offene, ja lachende Augen versus „blinde Wut“, zerstörerischer Affekt, der blendet und verblendet, der die offene Wahrnehmung der Wirklichkeit verhindert und verstört. Das „Lachen in deinen Augen“ heilt von blinder Wut. Es ist eine Freundlichkeit in diesem Blick, die meinen scheuklappenbewehrten Blick öffnet, für Grautöne, für Zwischentöne sensibilisiert, mich sehen lehrt. Was für ein Wagnis. Wer ist das Du der lächelnden, der freundlich lachenden Augen? Ein Mensch, der uns Mut zum „neuen Beginn“, zum Leben macht? Wer weiß. Augen auf!

Susanne Sandherr

In der Stille Gott schauen: Gregorius Palamas

Gregorius oder auch Gregor Palamas, Athos-Mönch und Erzbischof von Thessaloniki, zählt zu den wichtigsten Autoritäten der orthodoxen Kirche. Nach ihm ist der sogenannte „Palamismus“ benannt, nach dem unterschieden wird zwischen dem Wesen Gottes, das für die Geschöpfe unzugänglich ist, und den Energien Gottes, mit denen er sich zu erkennen gibt. Gregorius versteht diese Energien als ungeschaffen. Eine solche Energie sei auch das Taborlicht, in dem Jesus bei seiner Verklärung leuchtete (Mk 9,2–8). Dieses Taborlicht könne, so Gregorius, auch vom Menschen geschaut werden. Damit verteidigte er den sogenannten Hesychasmus (von griechisch *hesychia*, Stille oder Ruhe), eine mystische Strömung innerhalb des Mönchtums, insbesondere auf dem Athos. Nach ihr könne der Mensch durch völlige innere Ruhe in einer Vision zur Anschauung Gottes im Taborlicht gelangen. Dies führte zu heftigen Auseinandersetzungen innerhalb der orthodoxen Kirche.

Mönch statt hoher Beamter

Gregorius Palamas stammte aus einer vornehmen Familie. Sein Vater, Konstantin Palamas, war Senator und Prinzenenerzieher am Hof in Konstantinopel. Gregorius wurde als ältester Sohn um 1296 geboren. Der Vater starb, als Gregorius sieben Jahre alt war. Daher sorgte Kaiser Andronikus II. (1259–1332) selbst für seine Erziehung. Er sah für ihn eine Beamtenlaufbahn vor und schickte ihn auf die kaiserliche Universität. Dort studierte Gregorius vor allem die Schriften des Aristoteles, war aber mehr vom Leben und der Spiritualität der Mönche angezogen, zu denen er bereits durch seinen Vater früh Kontakt hatte. So machte sich Gregorius schließlich trotz der eindringlichen Bitten des Kaisers, am Hof zu bleiben, zum Berg Athos auf und wurde im Alter von 20 Jahren Mönch.

Intensives Gebet und Fasten

Gregorius lebte sehr zurückgezogen, das unablässige Gebet, Fasten und Nachtwachen prägten seinen Tagesablauf. Später siedelte er in das Kloster Megisti Lawra („Größtes Kloster“) über, wo er auch zum Kantor ernannt wurde. Anschließend lebte er zwei Jahre als Einsiedler. In diesen Jahren lernte er die Praxis des Hesychasmus kennen und schätzen. Um das Jahr 1325 wurden Gregorius und andere Mönche durch Überfälle der Türken gezwungen, den Athos zu verlassen. Er ging nach Thessaloniki, wo er im „kanonischen Alter“ von 30 Jahren zum Priester geweiht wurde. Gemeinsam mit anderen Mönchen zog er sich in eine Einsiedelei nahe dem heutigen Veria zurück, wo er die hesychastische Praxis vertiefte. Fünf Tage in der Woche verbrachte er in völligem Schweigen, am Wochenende stand er im Austausch mit seinen Mitbrüdern. Dieser Wechsel zwischen Einsamkeit und Gemeinschaft war eine empfohlene Praxis. Doch auch aus Veria vertrieben ihn Unruhen, sodass Gregorius auf den Athos zurückkehrte.

Konflikt mit Barlaam

Um das Jahr 1334 begann Gregorius, theologische Schriften zu verfassen, darunter Heiligenbiografien sowie Schriften zum Leben der Mönche. Er beschäftigte sich auch mit der Frage nach dem Hervorgehen des Heiligen Geistes in der Dreieinigkeit. Die Frage, ob der Geist nur aus dem Vater oder aus dem Vater und dem Sohn hervorging, war einer der wesentlichen Streitpunkte zwischen der östlichen und der westlichen Kirche. Gregorius Schriften entstanden im Zuge der Unionsbemühungen zwischen der östlichen und der westlichen Kirche. Er geriet dadurch in einen Streit mit dem Theologen Barlaam von Kalabrien (1290–1348), der um 1330 nach Konstantinopel gekommen war. Barlaam war von der neuplatonischen Lehre geprägt und hielt alle aus seiner Sicht spekulativen Aussagen über Gott für fragwürdig. So bestritt er, dass man über den Ausgang des Heiligen Geistes etwas sagen könne. Gregorius jedoch war der Auffassung, dass Gott sich weiterhin offenbare, insbesondere in der hesychastischen Praxis. Barlaam hielt dies für anmaßend, es entbrannte ein heftiger Streit.

Anerkennung der Lehre

Im Zuge der Auseinandersetzungen präzisierte Gregorius die Lehre, dass man Gott nicht in seinem Wesen, aber in den „Energien“ schauen könne. Der Streit konnte nicht befriedet werden, obwohl Kaiser Andronikus III., ein Freund von Gregorius, die Parteien zu beschwichtigen suchte. In einem Konzil am 10. Juni 1341 in der Hagia Sophia wurden Barlaam und Gregorius Palamas angehört. Gregorius konnte die Bischöfe überzeugen, Barlaam widerrief und es kam zu einer versöhnlichen Einigung. Doch der Kaiser starb kurz nach dem Konzil, Barlaam setzte seine Angriffe fort und fand weitere Unterstützer. Ein zweites Konzil bestätigte den Beschluss des ersten, Gregorius konnte seine Lehre weiterverbreiten. In der Folge kam es immer wieder zu heftigen Ausein-

andersetzungen, die zwischen den „Palamiten“ und dem Patriarchen Johannes XIV. Kalekas geführt wurden. Gregorius wurde verurteilt und aus der Kirche ausgeschlossen. Bürgerkriegsartige Kämpfe begleiteten den Konflikt zwischen den Mönchen und den bischöflichen Theologen. Schließlich wurde mit Unterstützung der Kaiserin ein weiteres Konzil einberufen, in dem der Patriarch abgesetzt und die Lehre des Gregorius bestätigt wurde. Gregorius wurde zum Erzbischof von Thessaloniki ernannt. 1354 nahmen ihn die Türken gefangen, ein Jahr verbrachte er im Gefängnis. Am 12. November 1359 starb Gregorius Palamas. Knapp zehn Jahre später wurde er vom Patriarchen Philotheos Kokkinos offiziell heiliggesprochen. Seither feiert die orthodoxe Kirche am zweiten Fastensonntag sein Fest.

Marc Witzenbacher

Eucharistische Gaben und ihre Symbolik

Mit der Bereitung der Gaben beginnt der eigentliche Eucharistieteil der Messe. Obwohl die Gabenbereitung noch keinen sakramentalen Charakter hat, scheint durch Symbolik und Worte schon vieles vom Nachfolgenden auf.

Natural- und Geldgaben

Die Gläubigen brachten in Antike und frühem Mittelalter unterschiedliche Naturalgaben zur Eucharistiefeyer mit und drückten damit ihre Selbsthingabe an Gott und den Nächsten aus. Aus diesen Gaben wurden Brot und Wein für die Eucharistiefeyer ausgesondert und auf den Altar gelegt, während der Rest der Gaben für die Caritas bestimmt war. Mit dem Vordringen unserer Geldwirtschaft entwickelte sich aus dem zweiten Teil die noch heute

übliche Geldkollekte. Auch aktuell sind beide Formen der Herbeibringung von Gaben durch die Gläubigen möglich. So manche Gemeinde hat in der Zeit von „Tafeln“ oder anderer Hilfsaktionen zur Form der Naturalgaben zurückgefunden, die auf die Caritas zielt. Da die Geldkollekte auch eine solche „Gabe“ ist, soll sie vor dem Gabengebet abgeschlossen sein.

Das Brot

In der Antike, in der sich nur Vornehme Weizenbrot leisten konnten, verwendete man zunächst gesäuertes Brot, das aus Gerstenmehl hergestellt war. Aus Ehrfurchtsbestreben kamen mit der Zeit Stempel in Gebrauch, mit denen das Brot geprägt und unterscheidbar wurde. Schließlich verwandte man nur noch helles Brot, das man gesondert anfertigte. Dieser Wechsel vom gesäuerten zum ungesäuerten Brot erfolgte im Westen etwa im 8./9. Jahrhundert mit dem Übergang von der Hand- zur Mundkommunion, während die Kirchen des Ostens beim gesäuerten Brot blieben.

Sorgen um einen ehrfürchtigen Umgang führten um die Jahrtausendwende dazu, dass das Brot in vorgefertigten Teilen hergestellt wurde. Zunächst formte man die Hostie für den Priester, bald auch die Hostien für die Gläubigen in der noch heute üblichen kleinen und runden Gestalt. Damit entfiel allerdings vor der Kommunion die Teilung des Brotes als Zeichen der „Communio“, der „Gemeinschaft“, die im Empfang der Eucharistie sakramental erneuert wird. So wurde die Kommunion auf dieser Zeichenebene von einem gemeinschaftlichen zu einem individuellen Geschehen.

Heute soll ungesäuertes Weizenbrot für die Eucharistie verwandt werden, das teilbar sein muss. Der Gebrauch von Hostien, der nicht verboten ist, ist in vielen Gemeinden weiterhin in Übung, nimmt aber der Handlung einiges von ihrer Zeichenkraft.

Der Wein

Lange nutzte man als Wein für die Eucharistiefeyer nur Rotwein, der durch seine Farbe besser geeignet schien, das Blut Christi zu symbolisieren. Ab dem ausgehenden Mittelalter setzte sich im Westen der Gebrauch von Weißwein durch. Und außer der armenischen Liturgie fügten alle vorreformatorischen Liturgiefamilien dem Wein vor dem Eucharistiegebet Wasser zu. Zum einen konnte man den schweren Wein der Antike selten unverdünnt genießen. Zum anderen wurde die Mischung – im Grund schon vorausblickend auf die Konsekration – theologisch mit den zwei Naturen Christi und dem biblischen Bericht vom Fließen von Blut und Wasser aus der Seite des Gekreuzigten (vgl. Joh 19,34) gedeutet.

Während jüdische Mähler nie das Trinken aus einem einzigen Kelch kannten und kennen, ist dieses für die christliche Eucharistiefeyer konstitutiv. Das Trinken aus dem *einen* Kelch steht parallel zum Essen von dem *einen* Brot als Zeichen der Gemeinschaft, die wir und Christus miteinander haben. Heute stellt das Messbuch zwar die Farbe des Weines frei, besteht aber darauf, dass der Wein aus Trauben gewonnen ist und keine naturfremden Zusatzstoffe enthält.

Die Bindung an die jüdische Mahlform

Mit dem Bestehen auf Brot aus Weizenmehl und Wein aus Weintrauben wertet das Messbuch den Bezug zur antik-jüdischen Feierform als Grundlage der Feiergestalt unserer Eucharistiefeyern so hoch, dass von ihr nicht abgewichen werden darf. Dies gilt auch für Länder, in denen üblicherweise Brot aus anderen Naturalien hergestellt wird oder in denen man keinen Wein aus Trauben keltert. Entsprechend müssen beide Nahrungsmittel für die Eucharistiefeyer eigens hergestellt oder eingeführt werden. Damit schwindet aber die grundlegende Symbolkraft, dass die Gläubigen das darbringen, was sie auch sonst zum Leben verwenden.

Die Bereitung der Gaben

Die Gabenbereitung ist nicht allein der sachliche Akt der Bereitstellung von Brot und gemischtem Wein für die folgende Eucharistie, sondern erfährt eine spirituelle Deutung und Vertiefung. Dies wird gut an den Begleitgebeten des Priesters deutlich, wo es etwa zum Brot heißt: *„Gepriesen bist du, Herr, unser Gott, Schöpfer der Welt. Du schenkst uns das Brot, die Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit. Wir bringen dieses Brot vor dein Angesicht, damit es uns das Brot des Lebens werde.“* Wir bringen Gott unsere Gaben und mit ihnen uns selbst dar. Zugleich wissen wir, dass wir alles, was wir haben und durch unsere Arbeit herstellen können, letztlich doch wieder Gott selbst verdanken. Wir bringen ihm diese Gaben, damit er sie für uns zu wahren, letztgültigen Heilsgaben wandelt: Zum „Brot des Lebens“ und „Kelch des Heiles“, in denen und durch die wir Christus leiblich und sakramental begegnen.

Das Gabengebet

Die Gabenbereitung wird abgeschlossen durch das Gabengebet, das recht unterschiedliche Akzente setzen kann. Mit dem alten Terminus des „heiligen Tauschs“ drückt das Gabengebet vom 20. Sonntag im Jahreskreis das Erbetene aus: *„Herr, wir bringen unsere Gaben dar für die Feier, in der sich ein heiliger Tausch vollzieht. Nimm sie in Gnaden an und schenke uns dich selbst in deinem Sohn Jesus Christus, der mit dir lebt und herrscht in alle Ewigkeit.“*

Die Gemeinde bringt mit den Gaben sich selbst dar in der Erwartung, durch den Empfang des Leibes und Blutes Christi selbst verwandelt zu werden. Die zermahlenden, zu Brot verarbeiteten Körner und die zu Wein gekelterten Trauben sollen zu Mitteln unserer Vereinigung mit Christus und untereinander werden.

Friedrich Lurz

Seliger des Monats: Hariolf von Langres

Hariolf ist der Gründer der Stadt Ellwangen und der berühmten Abtei, sein Name ist an vielen Orten der ostwürttembergischen Stadt präsent. Es gibt ein Hariolf-Gymnasium und einen Hariolf-Kindergarten, im Schlossmuseum sind zahlreiche Darstellungen Hariolfs zu bewundern. Seine Gebeine ruhen in der Basilika der Stadt. Sein Gedenktag ist sein Todestag, der 13. August.

Französischer Adliger

Hariolf ist wohl um das Jahr 730 geboren und stammte aus dem burgundischen Adel. Seine Familie hatte zahlreiche Kontakte ins Fränkische. Im Jahr 764 hat Hariolf mit seinem Bruder Erlolf den Grundstein für ein Benediktinerkloster gelegt, dessen erster Abt Hariolf auch war. Knapp einhundert Jahre später verfasste Ermenrich, ein Mönch des Klosters Ellwangen, eine Biografie des Gründers, die „Vita Hariolfi“. Die älteste Abschrift dieser Lebensbeschreibung stammt aus dem 12. Jahrhundert und ist in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart aufbewahrt. Darin beschreibt Ermenrich, dass Hariolf im Virngrundwald auf der Jagd nach einem Elch gewesen sei. An der Stelle, wo er das Tier erlegte, soll heute die Basilika in Ellwangen stehen. Nach der Jagd sei Hariolf eingeschlafen und habe im Traum einen Wink Gottes erhalten, an dieser Stelle ein Kloster zu gründen. Von dem „Elch fangen“ soll sich auch der Name der Stadt Ellwangen ableiten.

Bedeutende Abtei

Hariolfs Bruder Erlolf war ab 759 Bischof von Langres im Südosten Frankreichs (heute in der Region Grand Est). Nach seinem Tod übernahm 775 Hariolf sein Amt, kehrte aber nach drei Jahren wieder ins Kloster Ellwangen zurück. Das Kloster in Ellwangen war mittlerweile eines der bedeutenden im fränkischen Raum. Ihm ge-

hörten im Jahr 838 rund 160 Priester und Laienbrüder an. Durch die Pest geriet das Kloster Mitte des 14. Jahrhunderts in eine Krise, nur noch wenige Mönche lebten dort. 1460 wurde das Kloster zum Chorherrenstift umgewandelt. Im 18. Jahrhundert blühte das Kloster nochmals auf, als Ellwangen unter den Fürstpropsten eine bedeutende Barockresidenz war, bis 1802/1803 durch die Säkularisation das Kloster aufgelöst und die Vituskirche zur Pfarrkirche wurde. 1964 erhob sie Papst Paul VI. zur Basilika. Die Gräber der Gründer Erlolf und Hariolf befinden sich heute in der Basilika St. Vitus. In Ellwangen gibt es mittlerweile auch einen Hariolf-Weg, auf dem man einige Stationen der Geschichte Ellwangens mit ihrem Gründer ablaufen kann.

Marc Witzenbacher

Weltjugendtag in Lissabon

Auch der Weltjugendtag fiel zunächst der Corona-Pandemie zum Opfer. Ursprünglich war das große Event für die Jugend schon im Jahr 2022 in Portugal geplant, wurde aber dann doch nochmals um ein Jahr verschoben. Nun kann der Weltjugendtag vom 1. bis 6. August in der portugiesischen Hauptstadt Lissabon stattfinden. Eingeladen sind junge Menschen zwischen 14 und 30 Jahren, aber auch ältere oder jüngere Menschen können teilnehmen. In nahezu allen Diözesen und von verschiedenen Jugendverbänden werden Fahrten nach Portugal organisiert.

Fast 40 Jahre Weltjugendtag

Die Weltjugendtage gehen auf eine Initiative von Papst Johannes Paul II. zurück. Am Palmsonntag 1984 hatte der Papst Jugendliche aus aller Welt nach Rom zum Abschluss des heiligen Jahres der Erlösung eingeladen. Dort überreichte er der Jugend das Weltju-

gendtagskreuz, das seither bei allen Weltjugendtagen mitgeht und vom Papst jeweils an die Jugendlichen des ausrichtenden Landes übergeben wird. Seit 1987 gibt es die großen internationalen Weltjugendtage. Sie werden jedes Jahr in den Diözesen rund um den Globus gefeiert. Bei den diözesanen Weltjugendtagen finden sich viele Elemente eines „großen“ Weltjugendtages wieder. Alle zwei bis drei Jahre wird ein großer Weltjugendtag mit dem Papst gemeinsam begangen, der letzte internationale Weltjugendtag fand 2019 in Panama mit Papst Franziskus statt. Die Weltjugendtage sind die größten religiösen Jugendtreffen weltweit, teilweise haben bis zu vier Millionen junge Menschen teilgenommen.

Programm in Lissabon

Das Programm der Weltjugendtage ist vielfältig, legt aber großen Wert auf einen spirituellen Schwerpunkt. Gemeinsames Gebet, die Feier der Eucharistie sowie Andachten und Katechesen bestimmen das Programm. Natürlich kommen auch Spiel und Spaß nicht zur kurz. In Workshops und regionalen Treffen steht vor allem der Austausch der Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Fokus. In der portugiesischen Hauptstadt soll auch die reiche Geschichte eine wichtige Rolle spielen. Nach wie vor ist ein überwiegender Teil der Bevölkerung katholisch, die Marienverehrung und der Jakobsweg gehören zu den geistlichen Prägungen Portugals. Außerdem ist in Portugal auch Europas größter Wallfahrtsort Fátima, an dem die Muttergottes 1917 drei Kindern erschienen ist.

Maria als Vorbild

Der Weltjugendtag steht in diesem Jahr unter dem Motto aus dem ersten Kapitel des Lukasevangeliums: „Maria stand auf und machte sich eilig auf den Weg“ (Lk 1, 39). Damit knüpft der Weltjugendtag in Lissabon nahtlos an das Motto des Weltjugendtages in Panama an, der das Motto hatte „Siehe, ich bin die Magd des

Herrn; mir geschehe, wie du gesagt hast“ (Lk 1, 38). In seiner Botschaft zum Weltjugendtag stellt Papst Franziskus daher auch die Bewegung und das Aufstehen, einen neuen Anfang in den Mittelpunkt. Nach der Verkündigung des Engels steht Maria auf und geht los, denn sie sei sich sicher, „dass Gottes Pläne das Beste für ihr Leben sind“, so der Papst. „Die Gegenwart des auferstandenen Christus im eigenen Leben zu erfahren, ihm, dem Lebendigen, zu begegnen, ist die größte geistliche Freude, eine Explosion des Lichts, die niemanden ‚unbewegt‘ bleiben lässt.“ Die Mutter Jesu werde so zu einem Vorbild für junge dynamische Menschen, die „nicht regungslos vor dem Spiegel ihr eigenes Bild betrachten oder in den sozialen Netzwerken ‚gefangen‘ sind“, schreibt Franziskus. Angesichts der drängenden Probleme unserer Zeit gelte es, schnell zu handeln: „Wie viele Menschen auf der Welt warten auf den Besuch von jemandem, der sich um sie kümmert! Wie viele alte Menschen, Kranke, Gefangene und Flüchtlinge brauchen unseren mitfühlenden Blick, unseren Besuch, einen Bruder oder eine Schwester, die die Schranken der Gleichgültigkeit durchbrechen!“

Aufstehen und Handeln

Papst Franziskus freut sich darauf, die jungen Menschen in Portugal zu treffen. Nach langen Zeiten des Abstandhaltens und der Isolation könne es nun wieder „zu Freude und einer geschwisterlichen Umarmung zwischen den Völkern“ kommen. Das Teilen des Evangeliums sowie beherztes Handeln seien die Botschaft, die von der Bibelstelle und dem Motto und damit auch von Maria selbst ausgingen, die sich als junge Frau auf den Weg gemacht habe, um bei den Menschen zu sein und ihre Freude zu teilen. Zahlreiche Informationen sowie das Programm und Anmeldemöglichkeiten sind auf der Website des Weltjugendtages unter www.wjt.de zu finden.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

September 2023

Symbole des Glaubens
Gesicht

Jetzt schauen wir in einen Spiegel
und sehen nur rätselhafte Umrisse,
dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht.

Erster Brief an die Korinther – Kapitel 13, Vers 12

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

Zum Titelbild

Selbstbildnis im Pelzrock

Albrecht Dürer, Öl auf Holz, 1500,
Alte Pinakothek, München
© akg-images

Albrecht Dürer wurde 1471 in Nürnberg geboren (er starb dort 1528), wo sein Vater, ein Goldschmiedemeister aus Ungarn, sich niedergelassen hatte. Wie damals üblich trat er als Lehrling in die väterliche Werkstatt ein. Doch lag ihm das Goldschmiedehandwerk nicht und er erklärte bald, Maler werden zu wollen. Wegen seines außergewöhnlichen Maltalents durfte er in die Nürnberger Malerwerkstatt von Michael Wolgemut wechseln, den Dürer später seinen zweiten Vater nannte. Von ihm erlernte er nicht nur den Umgang mit Feder und Pinsel, das Herstellen und Mischen der Ölfarben und das Zeichnen nach der Natur, sondern auch die Technik des Holzschnitts, die in Verbindung mit dem gerade aufkeimenden Buchdruck für seine spätere Bekanntheit sorgen sollte.

Nach einer Wanderschaft am Oberrhein ließ er sich in Nürnberg nieder und heiratete 1494 Agnes Frey, die aus einer angesehenen Handwerkerfamilie Nürnbergs stammte. Die Ehe blieb kinderlos. Als aber im selben Jahr die Pest in Nürnberg ausbrach, machte er sich auf seine erste Reise nach Italien – er allein. Nach seiner Rückkehr richtete er in Nürnberg seine eigene Werkstatt ein.

Besonders seine Holzschnittzyklen der *Apokalypse*, der *Großen Passion* und des *Marienlebens* verbreiteten seinen Ruhm in ganz Europa und machten ihn zum bekanntesten deutschen Künstler, der die Schwelle von der Gotik zur Renaissance überschritt.

So war er bereits mit 28 Jahren, als er im Jahr 1500 unser Titelbild malte, ein anerkannter und erfolgreicher Maler. Ein gewisses Selbstbewusstsein steht sicher hinter diesem Selbstporträt in Christus-Ähnlichkeit, aber auch noch viel mehr.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Seit Langem begleitet mich Ps 27,8: „Mein Herz denkt an dich: Suchet mein Angesicht! Dein Angesicht, Herr, will ich suchen.“ Hat Gott ein Gesicht? Ist das nicht viel zu menschlich gedacht? In der Umgebung Israels war genau das gang und gäbe. Die Götterstatuen zeigten furchteinflößend große Gestalten mit menschlichen Zügen, denen man sich nur unterwürfig nähern konnte. In der Bibel werden gerade sie mit heftiger Kritik, ja beißendem Spott überzogen – sie gelten als leblose Hirngespinnste von Menschen, die damit nur Macht über andere Menschen ausüben wollen.

Die Ausdrucksweise „das Angesicht suchen“ stammt aus dem Audienzwesen bei Hofe, wo Bittsteller sich darum bemühten, das Wohlwollen des Herrschers in ihren Anliegen zu gewinnen. Auf die Religion übertragen hieß das: bei Wallfahrten die Nähe der Gottheit zu suchen, um sie gnädig zu stimmen. Die Bibel fällt hier aus dem Rahmen. Nicht ein Götterbild stand im Zentrum des Tempels, sondern die *Bundeslade* mit den beiden Tafeln der Zehn Gebote. Die die Gottesbeziehung Israels verbinden mit der Verantwortung für den Nächsten, den Mitmenschen. Das fügt sich stimmig zur *Gottebenbildlichkeit*, die *den Menschen* als wahres, lebendiges Gottesbild versteht (vgl. Gen 1,27; Ps 8).

Gottes Angesicht suchen: das heißt, das Angesicht meines Mitmenschen wahrnehmen; bereit sein, Gottes Tochter, Gottes Sohn neben mir zu begegnen. Und zwar gerade in denen, die er besonders liebt: den Armen und Schwachen (Ps 113,7!). Nichts sagt das so deutlich wie die Legende des heiligen Martin von Tours. Meine Kollegin Susanne Sandherr fasst es im Impuls auf S. 144 in die wunderbaren Worte: „Wer gedemütigt wurde, wer das Gesicht verloren hat, dem gibt Gott ein Gesicht: sein eigenes.“

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Imitatio Christi

Albrecht Dürer hat schon vor dem Münchner Selbstbildnis fünf andere gemalt bzw. gezeichnet. Unser Titelbild ist aber mit 67 x 49 cm mit Abstand das größte (er malte sich lebensgroß) und auch das repräsentativste. Es war Dürer auch sehr wichtig: Er hat es ohne Auftrag für sich selbst gemalt. Es ist eines der bekanntesten Bilder des Nürnberger Malers und der deutschen Renaissance überhaupt. Es ist das letzte Selbstbildnis, das er in Öl gemalt hat.

Christusähnlichkeit

Dürer tritt uns in dem Brustbild frontal gegenüber. Er trägt einen braunen Rock, dessen Kragen mit Pelz besetzt ist und dessen Ärmel am Oberarm geschlitzt sind. Im Zwickel des Pelzkragens schaut das weiße Untergewand hervor. Auffällig sind besonders die langen Haare. Die golden glänzenden Locken sind zu Strähnen gebündelt und gedreht; sie fallen bis auf die Schultern. Eine breitere Haarsträhne liegt auf der Stirn. Auffallend ist auch der gepflegte Bart und Oberlippenbart. Dürer ist tatsächlich von seinen Freunden verspottet worden, weil er so viel Wert auf seine Haar- und Bartpflege legte. Trotzdem ist dieses Selbstbildnis stilisiert. Wir wissen von anderen Selbstbildnissen, dass Dürer etwas schräg stehende Augen hatte. Hier sind die Gesichtszüge aber absolut ebenmäßig und idealisiert. Wenn wir noch die rechte Hand anschauen, die linke ist nicht zu sehen, lediglich der obere Rand des Ärmels, dann wird uns klar, dass Dürer seine Malerhand nach dem Modell der segnenden Rechten auf vielen Christusbildern stilisiert, aber leicht verfremdet hat. Auch die Haare, der Bart, die frontale Abbildungsweise und die Locke auf der Stirn sind nach dem klassischen Christusporträt gestaltet. Dürer malt sich als Christus. Eine Anmaßung? Eine Blasphemie?

Ein Künstler in seiner Selbstachtung

Zum Selbstbewusstsein des Malers gehört es auch, dass er seine Werke grundsätzlich mit seinem Monogramm signiert. Vor dem dunklen Hintergrund sehen wir es links auf der Höhe der Augen mit der Jahreszahl 1500. Rechts taucht sein Name nochmals ausgeschrieben in einer vierzeiligen lateinischen Inschrift auf. Die Übersetzung lautet: „So malte ich, Albrecht Dürer aus Nürnberg, mich selbst mit charakteristischen Farben im Alter von 28 Jahren.“ Da Dürer am 21. Mai 1500 seinen 29. Geburtstag feierte, ist das Bild wohl zwischen dem 1. Januar und dem 20. Mai 1500 entstanden.

Es gab zu Dürers Zeit noch keine Spiegel, wie wir sie heute kennen. Es gab nur kleine, gewölbte Spiegel, die das Spiegelbild verzerrt wiedergaben. Wenn Dürer mit einem solchen Spiegel gemalt hat, musste er sein Abbild entzerren und hat es wahrscheinlich auch umgedreht, sodass seine rechte Hand auf dem Bild seiner rechten Hand entspricht.

Dem Bildnis liegt eine genaue geometrische Konstruktion zugrunde: Die wallenden Locken bilden um den Kopf ein gleichschenkliges Dreieck, dessen Spitze auf der Mitte des oberen Bildrandes liegt. Die Grundlinie des Dreiecks teilt die Gesamthöhe des Bildes genau im Goldenen Schnitt. Der Abstand der Pupillen gibt das Grundmaß für ein Raster, welches das gesamte Gesicht in vier gleiche Teile einteilt (so hat es Dürer selbst in seinen kunsttheoretischen Schriften beschrieben): das Haar, die Stirn, die Nase, Mund und Kinn. Auf diese Weise entsteht ein gleichmäßiges menschliches Gesicht, das nicht in erster Linie dem Aussehen eines historischen Menschen entspricht als vielmehr dem in unzähligen Christusbildnissen zum Ausdruck kommenden Ideal.

Dürers Botschaft

Kommen wir zurück zu der Frage, ob Dürer sich hier in eine künstlerische Anmaßung hineinmanövriert oder sogar der Gotteslästerung schuldig gemacht hat. Dies ist mit einem klaren Nein zu beantworten. Sicher steckt eine große Portion Eitelkeit und Selbstbewusstsein hinter diesem Selbstbildnis, aber Dürer will damit natürlich nicht behaupten, er wäre die zweite göttliche Person, er wäre die Re-Inkarnation Christi. Nach allem, was wir wissen, war Dürer ein frommer gläubiger Mensch. Er lebte in einer Zeit, in der das Buch „De imitatione Christi“ des Thomas a Kempis (es erschien zunächst anonym 1418) starke Verbreitung und Rezeption erfuhr. In diesem mystischen Werk geht es um die Nachfolge Christi; es legt so viel Gewicht auf die Person Christi und die direkte Verbindung zu Gott, dass es trotz vieler katholischer Positionen auch von reformierten Theologen sehr geschätzt wurde.

In dieser inhaltlichen Spur der *Imitatio Christi* hat Dürer sich auf seinem Münchner Selbstbildnis dargestellt. Er scheint uns aufzufordern, Jesus Christus in unserem Leben darzustellen und so zu sprechen und zu handeln, wie er es getan hat. „Ahmt Gott nach als seine geliebten Kinder“, heißt es in Eph 5, 1. Und Jesus Christus ist nicht nur das Bild des unsichtbaren Gottes (vgl. Kol 1, 15), wir alle sind nach dem Abbild Gottes geschaffen (vgl. Gen 1, 27), und deshalb ist es ein zutiefst christlicher Gedanke, dass wir uns alle als christusähnlich begreifen, auch wenn das nicht bedeuten kann, dass wir an ihn auch nur entfernt heranreichen könnten.

Hinzu kommt bei Dürers Selbstbildnis sicher noch, dass er als Künstler einen Teil von Gottes Schöpferkraft in sich spürt.

In Dürers Schriften finden wir Hinweise, die uns weiterhelfen, das Bild zu interpretieren. Zum einen betont er, dass Gemälde die Gestalt eines Menschen auch nach dessen Sterben behalten. Wir können dieses Bild somit auch als ein Zeugnis begreifen, das ihn und sein Selbstverständnis als christlicher Künstler über seinen

Tod bewahrt und an uns überliefert hat. Damit mag es auch zusammenhängen, dass er das Bild zeitlebens bei sich behalten und nie verkauft hat. An anderer Stelle schreibt er, dass wie Apollo die schönste Menschengestalt zugemessen wurde, so sollen auch für Christus, den Herrn, dieselben Maße verwendet werden, „der das schönste aller Welt ist“. Diese Schönheit auf sich zu übertragen, zeugt von seinem Sendungsbewusstsein als Künstler. Es ist eine unnahbare Schönheit, die auf Abstand hält und Ehrfurcht einflößt. Es ist ein Hauch der Schönheit und Vollkommenheit Gottes.

Heinz Detlef Stäps

Gesicht

Das hebräische Wort „panim“, ein Plural-Wort, begegnet im Alten Testament etwa 400-mal und bezeichnet die Vorderseite eines Gegenstandes oder Gebäudes und die Oberfläche von Erde (Gen 2,6) und Meer bzw. Urwasser (Gen 1,2). „Panim“ steht aber vor allem für das menschliche Gesicht und das Angesicht Gottes; mehr als die Hälfte der Belege bezieht sich auf Menschen und menschenähnliche Wesen, etwa ein Viertel auf Gott.

Heilsame Zuwendung

Meint „panim“ allgemein die dem Betrachter zugewandte Seite eines Lebewesens oder Objekts, die Fassade eines Hauses, die Öffnung eines Brunnens, so signalisiert die bildhaft-anthropomorphe (menschengestaltige) Rede von Gottes Angesicht seine heilsame Zuwendung zu Schöpfung und Mensch, aber auch deren Entzug. Gott zeigt sein Angesicht oder verbirgt es, wendet es zu oder ab, erhebt oder senkt es, bedeckt es, lässt es freundlich und hell werden oder aber sich verhärten und verfinstern. Die vielfältigen Aussagen über Gottes Gesicht bringen so Gewährung wie Entzug der göttlichen Gnade zum Ausdruck. Wenn es im aaronitischen Segen (Num 6,25 f.) heißt: „Gott lasse sein Angesicht über dich leuchten und sei dir gnädig“, dann meint das Leuchten des Angesichts die heilsame Zuwendung Gottes zu jeder und jedem, über die der Segen gesprochen wird, ein umfassender Lebenssegens.

Spiegel der Seele

Einige Jahre haben wir nun Maske getragen, ein Stück Stoff, später dann ein Stück Papier, das Mund und Nase zuverlässig bedeckte, in der Straßenbahn und im ICE, im Hörsaal und im Klassenzimmer, beim Einkaufen und beim Frisör, im Wartezimmer und gewissenhaft beim Besuch der hochbetagten Eltern oder

Großeltern. Was für eine Erleichterung, als es wieder möglich wurde, sich ohne diesen Schutz zu begegnen! Und was für eine Freude. Ist das Gesicht nicht der Spiegel der Seele? Gewiss können wir uns auch ohne FFP2-Maske maskieren, ein Lächeln aufsetzen, Pokerface, selbst wenn der Puls rast, das Herz uns zum Halse schlägt. Auch wenn es im Griechischen und Lateinischen eine spannende Nähe zwischen den Begriffen Maske und Gesicht bzw. Person gibt, das Gesicht ist der zumeist unbedeckte Teil des Menschen, mit dem man sieht und den man unverhüllt sieht. Daher kann Gesicht bzw. Angesicht biblisch auch den Blick der Augen bezeichnen und, als Sitz des mimischen Ausdrucks, sogar die ganze Person. Auf dem menschlichen Gesicht spiegelt sich seine seelische Verfassung. Ein freudiges Herz und Zuversicht im Gebet lassen es strahlen (Ps 34,6; Spr 15,13), Verzagtheit und Angst hingegen lassen das Angesicht erleichen (Jer 30,6).

Im leuchtenden Gesicht des Königs liegt Leben

„Der Herr lasse sein Angesicht über dich leuchten“ (Num 6,25). Die metaphorische Wendung vom „Leuchten des Angesichts“ bringt die wohlwollende und freundliche Gesinnung, wie sie an einer heiteren Miene beim Menschen erkennbar wird, zum Ausdruck. Das zugeneigte Angesicht des Königs kann im alten Orient mit dem Leuchten der Sonne verglichen werden, denn das freundlich zugewandte Gesicht bringt das Wohlwollen und die Zugewandtheit des Herrschers zum Ausdruck und stellt den Erweis seiner Gunst in Aussicht. „Im leuchtenden Gesicht des Königs liegt Leben“. (Spr 16,15) In der altorientalischen Kultur bedeutete das Abwenden des Gesichts des Königs vom Bittsteller die Ablehnung seiner Bitte. Analog bedeutet das abgewandte Angesicht Gottes die Abkehr vom Menschen bzw. von der Schöpfung. Der Beter fragt bang: „Wie lange noch verbirgst du dein Angesicht vor mir?“ (Ps 13,2) und bittet Gott, seinen gnadenpendenden Blick nicht länger von ihm abzuwenden, sondern ihn

wieder anzusehen, ihm Ansehen zu verleihen. König und Bittsteller, gewiss – liegen darunter nicht noch elementarere Erfahrungen, die unvergleichliche Bedeutung des mütterlichen Gesichts für den Säugling, das kleine Kind? Unser Begriff der Zuneigung, kommt er nicht von dem begeistert, bejahend, freudig, tröstend zugeneigten elterlichen Gesicht?

Von Angesicht zu Angesicht

Das „Angesicht Gottes“ ist, sichtbar oder unsichtbar, Ausdruck für seine Gegenwart in seinem Volk (vgl. Ex 33). Eine zentrale Rolle spielt der Begriff des Gesichts bzw. Angesichts in der Erzählung vom Auszug der Israeliten aus der ägyptischen Sklaverei. Gott verspricht dem Mose, dass sein Angesicht vor dem Volk hergehen wird, und er redet mit Mose von Angesicht zu Angesicht, auf Augenhöhe, so vertraut wie ein Mensch mit einem anderen.

Der Herr wende sein Angesicht dir zu

Unverhandelbar ist biblisch das Prinzip, dass es vor Gottes Gericht wie vor den Gerichten der Menschen kein Ansehen der Person gibt. Der Herr „lässt kein Ansehen gelten und nimmt keine Bestechung an“ (Dtn 10, 17). Das Segenswort aus Numeri 6, 26 verheißt, nicht im Widerspruch dazu, vielmehr in rettender Überbietung, bleibendes Angesehenwerden, bleibendes Ansehen, umfassende Vergebung und heilende Zuwendung Gottes zu dem Gesegneten. „Der Herr wende sein Angesicht dir zu.“ Gott schaut auf den Menschen, nicht auf seinen sozialen Status, nicht auf seine gesellschaftliche Rolle. Sein Blick rettet, was verloren ist.

Das menschliche Antlitz Gottes

Nach Exodus 34, 30 spiegelt sich die Herrlichkeit Gottes im Gesicht des Mose. Mit diesem Motiv wird Moses Erwählung zum

Offenbarungsmittler zum Ausdruck gebracht. Er ist ausersehen, dem Volk die Wirklichkeit seines Gottes zu zeigen. Der Kolosserbrief nimmt diese Überlieferung auf. Er deutet Christus als „Bild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1, 15). Christus ist als Bild Gottes und Schöpfungsmittler Repräsentant der Zugewandtheit, der Zuneigung Gottes zur ganzen Schöpfung. Er ist „das menschliche Antlitz Gottes“ (Heinz Detlef Stäps). Paulus entgrenzt das Motiv der Herrlichkeit Gottes, die sich auf dem Gesicht *eines* Menschen spiegelt, indem er die Unmittelbarkeit der Gottesbegegnung *allen* Menschen zuspricht: „Wir alle aber schauen mit enthültem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn wie in einem Spiegel und werden so in sein eigenes Bild verwandelt, von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, durch den Geist des Herrn.“ (2 Kor 3, 18)

Susanne Sandherr

Die Legende der Veronika

In der Tat der Caritas selbst entsteht das Bild

Das Schweiß­tuch der Veronika – als Kind war es mir als ein Werk Gertrud von le Forts zumindest dem Titel nach bekannt, als Werk einer katholischen Schriftstellerin, die in meinem Elternhaus, besonders bei unserer Mutter, in hohem Ansehen stand. Als Kind und Jugendliche habe ich dann manches von ihr gelesen, das mich bewegt und erschüttert hat. Ich erinnere mich an literarisch meisterhafte, hochpräzise gemachte und die junge Jugendliche zu Tränen bewegende Novellen. An das „Schweiß­tuch“ erinnere ich mich aber nicht, dann gehörte es wohl nicht dazu.

Die Siegbringerin

Die Legende der Veronika. Was hat es auf sich mit jener Legende? Immerhin avancierte Veronika oder Berenike (griechisch: die Siegbringerin) zur, nach und neben Christus, Hauptperson der sechsten Station des Kreuzwegs. Ihrer wird am 4. Februar gedacht. In einer reichen und windungsreichen Legendenbildung erhielt Veronika zwischen dem 4. und dem 16. Jahrhundert immer konkretere Züge und wurde schließlich zu einer der populärsten weiblichen Heiligen des Spätmittelalters.

Veronika, vera ikon. Das wahre Bild

Die „Legenda aurea“ (Goldene Legende) des Jakobus de Voragine sammelte zum Ende des 13. Jahrhunderts die zahlreichen in der westlichen Christenheit kursierenden Legendenüberlieferungen ein und ordnete sie der Liturgie des Kirchenjahres zu. Ein Fest der heiligen Veronika kennt sie aber noch nicht. Doch in einem kleinen Legendenstück taucht tatsächlich Veronikas Name auf! Unter den Pilatuslegenden, die im Kapitel „Von der Passion des Herrn“ überliefert werden, findet sich eine Veronika-Legende. Veronikas vom Herrn selbst gewirkte Tuch-Reliquie, die noch nicht mit dem Leidensweg Christi in Verbindung steht, heilt nach dem Tode Jesu den römischen Kaiser Tiberius von schwerer Krankheit.

Veronika und die blutflüssige Frau

In einer frühen norditalienischen Fassung der Legende aus dem 6. Jahrhundert (Cura Sanitatis Tiberii; Wiederherstellung von Tiberius' Gesundheit) wird Veronika identifiziert mit der namenlosen Frau, die Jesus vom Blutfluss geheilt hat (Mt 9, 20–22). Das mit ihrem, Veronikas, Namen verbundene Bild ist da ein kleines Gemälde des Erlösers, das man mit sich tragen kann. Es ist wundertätig und heilt sogar lange nach dem Tod des himmlischen

Heilers den kranken Kaiser. Zu Jesu Lebzeiten noch wurde es auf Leinwand fixiert.

Schweißstuch unseres Erlösers

Doch immer stärker setzt sich in der Folgezeit die Überlieferung durch, dass das Bild der Veronika ein Abdruck, sozusagen ein Originalabdruck, sei vom Gesicht Christi. Unterschiedlich sind die beschriebenen Umstände der Entstehung dieses Original-Bilds. Einmal ist es ein Abdruck des verschwitzten Christus-Gesichtes bei einer Wanderung, ein anderes Mal drückt sich sein Gesicht einem Tuch ein, mit dem sich der Herr im Haus der Veronika wäscht, bald geht die Initiative von Veronika, bald von Jesus aus, bald ist das aufnehmende Textil ein Handtuch, bald der Schleier der Frau, bald eine professionelle Malerleinwand.

Nicht von Menschenhand gemalt

Darf man Gott bildlich darstellen? Kann man wenigstens Jesus, den Christus, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, aber eben auch: vollkommen in der Gottheit, vollkommen in der Menschheit, auf Leinwand malen oder auf Holz? Wenigstens IHN bannen ins Bild? Auf dass er immer bei uns sei? Hilfreiche Hand, nah am Herzen? Im Horizont des biblischen Bilderverbots ist das eine äußerst anspruchsvolle Frage, die Ost und West mit eigenen Akzenten und Aspekten versahen. Die Theorie von der wundersamen Entstehung eines nicht von Menschenhand gemalten Christusbildes gehörte dazu. Ihr tausendfaches Echo vernehmen wir noch heute – in der Legende der Veronika.

Vom Weg ins Atelier zum Weg der Hinrichtung

Wie kam Veronika also zu ihrem wunderbaren, zu ihrem wunderbar authentischen, wirkmächtigen Christusbild? Zunächst führ-

te ihr Weg sie, so der noch nachvollziehbare Weg der durchaus mäandernden Überlieferung, in die Werkstatt eines Malers. In späteren Erzählungen kreuzt Berenike erst den Weg des Kreuzträgers. Nun reicht sie ihm nicht ein Tuch, das zur Leinwand taugen möchte, sondern nimmt ganz selbstvergessen, ganz kopflos, das eigene Kopftuch ab. Welche Schande. Aber das interessiert sie nicht. Sie sucht nicht länger ein Bild des Verehrten, das sie auch zukünftig tröstet und trägt, weil sie es bei sich trägt; sie will jetzt, gänzlich desinteressiert, nur dies, nur eines, den Schmerz dieses furchtbar misshandelten Gesichtes lindern. „In der Tat der Caritas selbst, von ihr ununterscheidbar, entsteht das Bild.“ (Alex Stock) Tod, wo ist dein Sieg.

Susanne Sandherr

Strahlen brechen viele aus einem Licht

Was es heißt, dass unser Licht Christus heißt

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 18.

Der schwedische Ursprungstext zu „Strahlen brechen viele aus einem Licht“ (EG 268; GL MS 800) entstand in den frühen 70er-Jahren des 20. Jahrhunderts, 1972, und stammt von dem evangelisch-lutherischen Pfarrer und Dichter Anders Frostenson (1906–2006), dessen Lied „Herr, deine Liebe ist wie Gras und Ufer“ wir in der katholischen Studentengemeinde einst begeistert sangen.

Lampades sunt multae

Inspiziert wurde Frostenson zu seinen Versen, die der schwedische Kirchenmusiker und Komponist Olle Widestrand (1932–

2018) 1974 vertont hat, durch einen Besuch beim Weltkirchenrat in Genf, wo in der Eingangshalle die Worte zu lesen sind: „Lampades sunt multae, una est lux“ – Strahlen gibt es viele, aber nur ein Licht.

Der evangelische Theologe, Dichter und Komponist Dieter Trautwein (1928–2002), der mit Frostenson befreundet war, übertrug den Liedtext 1976 frei ins Deutsche.

Und wir sind eins durch ihn

Die fünf Strophen mit vier endreimlosen Zeilen weisen einen klar erkennbaren, wiederkehrenden Aufbau auf. Die kurzen Sätze sind schnörkellos und einfach. Die Sprache des Liedes verbindet definatorische und bildhafte Elemente. Die poetische Verdichtung verdankt sich den starken, biblisch inspirierten Metaphern und der eingängigen Wiederholung der ersten in der dritten Zeile sowie dem alle Strophen verbindenden Refrain. Wörtlich aus dem Schwedischen übersetzt lautet dieser: „Wir sind eins in ihm“, in Trautweins Übertragung: „und wir sind eins durch ihn“.

Biblische Bezüge

Die Hauptaussage des Liedes findet sich verdichtet im Kehrsvers, auf den jede der fünf Strophen zuläuft: „und wir sind eins durch ihn“. Bedeutende biblische Bezüge lassen sich erkennen, so das Gebet Jesu um Einheit. „Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaube, dass du mich gesandt hast.“ (Joh 17,21) Der große Christushymnus des Kolosserbriefes steht ebenfalls im Hintergrund: „Denn in ihm wurde alles erschaffen, [...] alles ist durch ihn und auf ihn hin erschaffen. [...] Er ist das Haupt, / der Leib aber ist die Kirche.“ (Kol 1,15–18) Der Aufruf zur Einheit aus dem Epheserbrief schwingt mit: „... bemüht euch, die Einheit des Geistes zu wahren durch das Band des Friedens! Ein Leib und ein

Geist, [...] ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der über allem und durch alles und in allem ist.“ (Eph 4, 3–6)

Thema mit Variationen

In den fünf Strophen des Liedes werden die Pole „viele“ und „eins“ zueinander in Beziehung gesetzt. Dabei bedeutet „viele“ nicht primär „zahlreich“, sondern verschieden, unterschieden. Gerade so, in unserer Unterschiedlichkeit, unserer Verschiedenheit, sind wir eins in und durch Christus! Dieses Thema spielen die Strophen durch, indem jede eine wesentliche ekklesiologische Aussage des Neuen Testaments aufgreift. Dabei gehen sowohl Frostenson als auch Trautwein recht frei mit den biblischen Bildern um.

Wie Kirche wird

In der ersten Strophe geht es um die Strahlen und das Licht. Hier klingen die Christusworte aus dem Johannesevangelium an: Ich bin das Licht der Welt (Joh 8, 12; 9, 5), und ebenso die Zusage, der vertrauensvolle und ehrenvolle Auftrag: Ihr seid das Licht der Welt! (Mt 5, 14)

Die zweite Strophe schaut auf das Verhältnis der Zweige zum Stamm. Ein verwandtes Bild findet sich im Johannesevangelium, 15, 5: Christus ist der Weinstock, wir sind die Reben.

Die dritte Strophe denkt über die vielen Geistesgaben, die Charismen, und die eine Liebe nach, die eint. Hier wie in der vierten und fünften Strophe steht das 12. Kapitel des ersten Korintherbriefes im Hintergrund.

Die vielen Dienste aus dem einen Geist Jesu Christi, darauf hofft zuversichtlich die vierte Strophe.

Die vielen Glieder bilden gemeinsam den einen Leib, denn wir sind Glieder Christi, so vertrauensvoll sagt es die fünfte Strophe.

Spannungen zwischen eins und viel, die nicht aufgehoben werden! Es muss spannend bleiben. Die erste, zweite und fünfte Stro-

phe, so könnte man sagen, haben das innere Wesen der Kirche im Blick, wie Kirche an sich und in sich ist, von Christus her. Die dritte und vierte Strophe thematisieren, wie Kirche sich nach innen und außen realisiert, oder scheitert, wie Kirche sich verwirklicht, oder entwirklicht, in Liebe und Demut, im Dienst am Fremden, am anderen, oder eben nicht. Wie Kirche, hoffentlich, Kirche wird.

Lichtbrechung

Licht ist ein Grundsymbol der Bibel und der antiken Philosophie. Das Licht der Sonne ist unteilbar eins, und doch bricht es sich in vielen Strahlen und Farben. Das Licht, mit dem die Unterscheidung von Tag und Nacht verbunden ist, ist nach Gen 1,3 das erste Schöpfungswerk. Der Erschaffung von Sonne, Mond und Sternen als Lichtquellen geht es voraus. Licht ermöglicht Leben und schenkt Orientierung. Recht und Gerechtigkeit werden mit dem aufgehenden Licht verglichen, das das finstere Chaos überwindet. Licht steht biblisch auch für Lebendigkeit und Lebensfreude. Die positive, Leben ermöglichende Dimension des Lichtes wird im Neuen Testament mit Jesus verbunden. Von Gott kommend, ist er das Licht, das die Finsternis durchbricht. Der Johannes-Prolog erkennt in Jesus Christus den schon vor aller Zeit wirkenden Logos, das alles initiiierende Schöpfungs-Wort Gottes. Christus ist Gottes Licht, das für die Menschen strahlt und von der Finsternis nicht überwältigt werden kann.

Sind wir als Kirche, als die, die zum Herrn gehören, wie es unser Auftrag und unsere Ehre ist, Söhne und Töchter des Lichts? Oder verdunkeln wir Gottes in Christus aufgestrahltes Licht? Halten wir das gottgeschenkte Spektrum aller Farben in Ehren, oder blenden wir es ängstlich aus? „Strahlen brechen viele aus einem Licht. Unser Licht heißt Christus.“

Susanne Sandherr

Gott und Mensch als Einheit: Meister Eckhart

Als Häretiker verurteilt, Startheologe des Dominikanerordens und Lehrmeister der Mystik, vergessen und wiederentdeckt: Meister Eckhart gehört sicher zu den bekanntesten Theologen, nicht nur seiner Zeit, sondern bis heute. Als „Vater der Mystik“ hat er sich weit über kirchliche und theologische Kreise hinaus einen Namen gemacht, aus seinem Werk wird vielfältig und in verschiedenen Disziplinen bis hin zur esoterischen Literatur zitiert. Doch darf man sich Eckhart nicht als verklärten Ekstatiker vorstellen, seine Welt war vielmehr die Lektüre, das Studium und die Lehre.

Seine Heimat war Thüringen

Um das Jahr 1260 ist Meister Eckhart in Hochheim bei Gotha oder nach anderer Überlieferung bei Erfurt geboren. Dort trat er in das Dominikanerkloster ein und erhielt die übliche Ausbildung in Philosophie und Theologie. Dazu wurde er an die Ordensschule nach Köln geschickt. Eckhart übernahm anschließend einen Auftrag als Lektor in Paris, studierte an der dortigen Universität und erwarb den Magistertitel, wodurch er zu „Meister Eckhart“ wurde. Im Orden übernahm er das Amt des Priors im Erfurter Kloster und wurde zudem Vikar für die Provinz Thüringen. Von 1302 an wirkte Meister Eckhart als Professor an der Pariser Universität. Zwei Jahre später erhielt er weitere Aufgaben in seinem Orden und wurde Provinzial der neu eingerichteten Ordensprovinz Sachsen. Mehrere Klostergründungen in dieser Zeit gehen auf Meister Eckhart zurück. 1311 kehrte er nach Paris zurück, wo er mehrere Werke erarbeitete. Weitere Stationen seiner Tätigkeit waren Straßburg und der Oberrhein, wo er als Prediger und Ordensvikar wirkte. Später lehrte er in Köln und Frankfurt. Seine Reisen legte er alle nach den Regeln seines Ordens zu Fuß zurück.

Als Häretiker angeklagt

Während seiner Zeit in Köln wurde er von zwei Ordensbrüdern beim Kölner Erzbischof angezeigt, da sie ihn der Häresie verdächtigten. Erzbischof Heinrich II. von Virneburg folgte diesem Vorwurf und leitete 1326 ein Inquisitionsverfahren gegen Eckhart ein. Heinrich war als „Ketzerbekämpfer“ bekannt, er hatte in seiner Amtszeit zahlreiche Prozesse gegen Theologen angestrengt. Etliche wurden daraufhin als Häretiker im Rhein ertränkt oder auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Eckhart wurden Listen mit verdächtigen Stellen aus seinen Werken vorgelegt. Er verteidigte sich mit verschiedenen Gegenschriften und konnte nicht verstehen, warum man ihn als Häretiker verurteilen wollte. Auch das päpstliche Gericht rief er an. Eckhart räumte ein, auch irren zu können, beteuerte aber stets seine Rechtgläubigkeit. Schließlich reiste Eckhart nach Avignon, wo der Papst residierte. Aus dem Inquisitionsverfahren wurde ein Zensurverfahren, das sich schließlich auf 28 verdächtige Aussagen konzentrierte. 1327 konnte er sich persönlich vor einer päpstlichen Theologenkommision verteidigen. Der Prozess wurde aber nicht zu seinen Lebzeiten abgeschlossen, da Eckhart wahrscheinlich Anfang 1328 in Avignon oder auf der Heimreise starb. Papst Johannes XXII. (1316–1334) verurteilte 1329 siebzehn Sätze Eckharts als häretisch und elf als häresieverdächtig. Eckharts Werk geriet dadurch zunächst in Vergessenheit.

„Lese- und Lebemeister“

Meister Eckhart war schon zu seinen Lebzeiten ein geschätzter und beliebter Ordensmann und Lehrer – und ein hoch angesehener Theologe. Zwei Mal wurde er an den Lehrstuhl für Nichtfranzosen an der Pariser Universität berufen; eine Ehre, die vor ihm nur Thomas von Aquin zuteilgeworden war. Meister Eckhart machte sich einen Namen und wurde gerne als „Lese- und Lebemeister“ bezeichnet. Durch die Verurteilung von Teilen seiner Schriften wollte aber kaum jemand sich noch mit Eckharts Werk

beschäftigen. Nikolaus von Kues (1401–1464) gehörte zu den wenigen, die sich mit Eckhart auseinandersetzten. Erst im 19. Jahrhundert entdeckte man Eckharts Werk neu.

Gott und Mensch zusammen

Was aber warf man ihm eigentlich vor? Eckhart beschritt im Denken neue Wege. Über die übliche Lehre, dass Gott als Schöpfer Ausgangspunkt der Schöpfung und Gegenüber zum Menschen ist, dachte Eckhart hinaus. Gott sei als Schöpfer doch kontinuierlich am Werk und damit stehe er nicht außerhalb der Welt, sondern auch mitten in ihr. Sein ist Gott, formulierte Eckhart. Indem er menschliches Sein und Handeln auch als eine „Selbstausslegung“ Gottes verstand, ging Eckhart über das statisch-moralische Gottesbild seiner Zeit hinaus und dynamisierte die Gottesvorstellung. Gott und Mensch gehören für Meister Eckhart untrennbar zusammen. Das bleibt nicht ohne Folgen: Gott könne man nicht in dogmatischen oder moralischen Lehrensätzen begreifen, sondern nur, indem der Mensch Teil Gottes wird. Es sei kein Verstehen, sondern ein Aufgehen und sich Einlassen auf die göttliche Wirklichkeit. Das führte ihn zu einem Schlüsselwort seiner Lehre, der Gelassenheit. Nur wer alte Vorstellungen und schließlich sich selbst loslasse, könne das Gespür für Gott und den Augenblick erlernen. Leben verfolgt für Eckhart keinen Zweck, braucht keine Berechnung, sondern den Augenblick „ohne Warum“. Dies sei der Grund für eine mystische Gottesliebe und -erfahrung. Eckharts Mystik ist kein frommer Sonderweg, sondern sucht den Grund des Lebens, die Mitte, aus der heraus Gott erlebt werden kann und der Mensch sich selbst erkennt. Eckhart hatte ein Gespür für jene Wirklichkeit, in der Gott und Mensch verbunden sind, die ersehnte Einheit, das Einssein, das sich aller Sprache entzieht.

Marc Witzenbacher

Ökumenischer Tag der Schöpfung

Die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (ACK) ruft nun schon seit 13 Jahren zur Feier des Tags der Schöpfung am ersten Freitag im September auf. In diesem Jahr fällt der Tag auf den 1. September und ist damit zeitgleich mit dem ersten Tag im orthodoxen Kirchenjahr und dem internationalen Gebetstag der römisch-katholischen Kirche für die Schöpfung.

Leben in Fülle

„Damit ihr das Leben in Fülle habt“, so lautet das diesjährige Motto für den Tag der Schöpfung. Es stammt aus dem Johannesevangelium (Joh 10, 10) und greift einen Satz aus der Rede Jesu auf, in der er sich auch als „die Tür“ (Joh 10, 9) und „der gute Hirte“ (Joh 10, 11) bezeichnet. Damit wird auch die christologische Dimension der Schöpfung deutlich: In ihm ist alles geschaffen, er ist der Erstgeborene vor aller Schöpfung (vgl. Kol 1, 15–20).

Zentraler Gottesdienst in Bremen

Der zentrale Gottesdienst zum Tag der Schöpfung wird am 1. September 2023 um 17 Uhr gemeinsam mit der ACK im St.-Petri-Dom zu Bremen gefeiert. Natürlich spielen auch die Bremer Stadtmusikanten eine zentrale Rolle in diesem Gottesdienst. Der Tag der Schöpfung kann in der eigenen Gemeinde auch am 1. September oder an einem beliebigen Datum in der sogenannten Schöpfungszeit begangen werden. Diese dauert vom 1. September bis zum 4. Oktober, dem Gedenktag des heiligen Franz von Assisi. Es stehen wieder umfangreiche Materialien (Gottesdienstheft, Motivplakate sowie Kindergottesdienste etc.) bereit, die im Internet unter der Adresse www.schoepfungstag.info oder über die Ökumenische Centrale in Frankfurt abgerufen werden können.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Oktober 2023

Symbole des Glaubens
Ernte

Wenn dich der HERR, dein Gott, in allem gesegnet hat,
in deiner Ernte und in der Arbeit deiner Hände,
dann sollst du wirklich fröhlich sein.

Buch Deuteronomium – Kapitel 16, Vers 15

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Zum Titelbild

Das Angelusläuten

Jean-François Millet, Öl auf Leinwand, 1857–1859,
Musée d'Orsay, Paris,
© akg-images / Erich Lessing

1814 wird Jean-François Millet in Gruchy, einem kleinen Weiler an der Küste der Normandie, geboren. Die Eltern sind wohlhabende Landwirte. Nach erstem Malunterricht in der Heimat geht er an die renommierte École des Beaux-Arts in Paris. Im Landleben fest verwurzelt, flieht er vor der Großstadt in das kleine Dorf Barbizon südlich von Paris, wo sich bereits eine Malergruppe niedergelassen hatte. Dort stirbt er 1875.

Millet lebte zunächst in schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen, seine Bilder wurden von der französischen Kunstbourgeoisie nicht angenommen. Erst als er es ab dem Jahr 1848 wagte, das bäuerliche Leben zum Protagonisten seiner Bilder zu machen und die Arbeit der Landbevölkerung monumental in Szene zu setzen, wurden seine Bilder von republikanischen Kreisen gefeiert und er bekam das Etikett eines Revolutionärs und Sozialisten angeheftet, wogegen er sich aber immer wehrte. Millet brachte den Bauern höchsten Respekt entgegen und half ihnen nicht selten bei ihrer harten Arbeit.

Die Maler von Barbizon wandten sich der Natur zu und wollten möglichst unter freiem Himmel, im unmittelbaren Kontakt mit der Natur, malen und höchstens die Feinarbeiten im Atelier ausführen. Dies war möglich, weil mittlerweile Ölfarben in Tuben erhältlich waren und die Malwerkstatt auf diese Weise transportabel wurde.

Unser Titelbild wurde von einem amerikanischen Sammler bei Millet in Auftrag gegeben, aber nicht an diesen ausgehändigt. 1860 verkaufte Millet das Bild an einen belgischen Maler. 1932 wurde es im Louvre bei einem Messerangriff beschädigt. Es stellt einen Bauern und eine Bäuerin dar, die mitten in der Arbeit zum Gebet des Angelus innehalten.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Ich mag das klare Licht im Oktober, die Stoppelfelder, die zu Erntedank geschmückten Kirchen. Auch das jüdische Laubhüttenfest, das dieses Jahr mit unserm Erntedank zusammenfällt, ist ein Erntefest – man verbringt es in der Sukka, einer luftigen Hütte, durch deren Laubdach man den Himmel sieht. Als Symbol hat die Ernte mit Erfolg zu tun: Wird man die Früchte der eigenen Arbeit einbringen, den Gewinn feiern können? Wann? Unsere Gesellschaft scheint das Ideal zu verfolgen, möglichst schnell möglichst reich zu werden, jedenfalls wenn man sich die kometenhaften Karrieren von manchen Influencern anschaut. Der Erntedank und zumal das Laubhüttenfest, das an die Wüstenwanderung Israels erinnert, bringen demgegenüber ins Bewusstsein, dass Ernte und Erfolg nicht nur von mir und meinem Einsatz abhängen, sondern z. B. auch von meinen Lebensbedingungen, von den Menschen, die mich begleiten.

Und was ist mit denen, die trotz aller Anstrengung die Wüste, um im Bild zu bleiben, ihr ganzes Leben lang nicht hinter sich lassen? Denen durchschlagender Erfolg versagt bleibt? Oft genug ist die Zeit für bestimmte Ideen nicht reif. Der tschechische Bürgerrechtler und spätere Präsident Václav Havel hat einmal gesagt, die Hoffnung sei „die Gewissheit, dass etwas seinen guten Sinn hat – egal wie es am Ende ausgehen wird“. Sie macht zwar die Mühsal und den Anschein des Scheiterns nicht erträglicher, aber sie lenkt den Blick auf die Innenseite, auf die Haltung und Motivation eines Menschen. Im Grunde formuliert Havel in seinen Worten das Geheimnis des Kreuzes: Äußerlich wie ein Verbrecher hingerichtet, hat Jesus von Nazaret die Weltgeschichte verändert. Wer seiner Haltung und Botschaft folgt, wird einen Anteil daran haben, wenn die Geschichte der Menschheit am Ende gut ausgeht.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Das Gebet des Alltags

Jean-François Millet verdankt seinen Erfolg als Maler der entschlossenen Zuwendung zur harten Arbeit der Landbevölkerung seiner Zeit. In seinen Gemälden steigert er bäuerliche Figuren zu monumentalen Gestalten, die nicht selten an biblische Szenen erinnern. Die Bibel war zeitlebens eine wichtige Lektüre für ihn.

Seine Farben sind erdgebunden, doch werden sie oft überstrahlt von einem fast verklärenden Himmelslicht, das seinen Figuren die eigentliche Würde verleiht.

Das Angelusläuten

Unser Bild zeigt einen Mann und eine Frau in einfacher Arbeitskleidung, die stehend innehalten. Die gebeugte Kopfhaltung und die gefalteten Hände, der Mann hat seinen Hut abgenommen und hält ihn in den Händen, zeigen, dass sie beten. Nicht zufällig ist hinter den Schultern der Frau der Kirchturm von Chailly-en-Bière in der Nähe von Barbizon zu sehen, der ein Ausrufezeichen in die Horizontlinie setzt. Es geht um das Läuten der Kirchturmglöckchen am Morgen, am Mittag und am Abend, das die Gläubigen einlädt, den „Engel des Herrn“ zu beten. Diese alte Gebetstradition dient der Heiligung des Alltags; durch die kurzen, regelmäßigen Gebetsunterbrechungen soll der Alltag selbst zum Gottesdienst und von der Ausrichtung auf Gott durchdrungen werden. Da das Angelusgebet eigentlich ein Wechselgebet zwischen einem/r Vorbeter/in und einem/r Nachbeter/in ist, eignet es sich am besten zum Gebet ab zwei Personen.

Jeden Sonntag um 12.00 Uhr betet der Papst mit den auf dem Petersplatz versammelten Gläubigen den Angelus bzw. in der Osterzeit das Regina caeli.

Alltag der Landbevölkerung

Zwischen den beiden Personen steht ein Korb mit Kartoffeln auf der Erde, weitere Kartoffeln liegen auf dem Acker. Die Grabgabel steckt hinter dem Mann, dessen blaue Hose hervorsticht, in der Erde. Hinter der Frau steht eine einrädrige Sackkarre, auf der bereits ein voller und ein halb angefüllter Sack mit Kartoffeln warten. Die beiden haben offensichtlich die Kartoffelernte spontan unterbrochen, als sie das Angelusläuten hörten. Wo die beiden stehen und rechts von ihnen ist der Acker bereits abgeerntet, während links noch die Reihen der Kartoffelpflanzen zu sehen sind. Die Landschaft öffnet sich hinten zu einer heideartig bewachsenen Fläche mit dem erwähnten Dorf im Hintergrund. Die Waagerechte der Horizontlinie wird vom Kirchturm und einigen Bäumen unterbrochen.

Der Himmel wird leicht bewölkt gezeitigt, die Sonne steht links; es scheint das Mittagsläuten zu sein. Die Farben der Wolkenformationen sind sehr sensibel variiert und wirken fast schon impressionistisch. Der Flug einiger schwarzer Vögel ist rechts oben zu sehen. Auch über die Vegetation der erdgebundenen Landschaft wirft der Himmel sein buntes Licht und ruft sanfte Farbakzente hervor. Dagegen sind die beiden Personen gegen das Licht verschattet.

Es ist nicht eindeutig, wer die beiden sind. Sie kommen einer bäuerlichen Arbeit nach, aber sind es Mann und Frau oder Bauer und Magd? In jedem Fall scheinen sie ganz selbstverständlich in religiöse Strukturen eingebunden zu sein. Es bedarf keiner Absprache oder Diskussion: Beim Läuten der Glocken lassen sie ihre momentane Arbeit ruhen und beten gemeinsam. Dies ist in einem bäuerlichen Tagesablauf leicht möglich, in unserer heutigen komplexen, arbeitsteiligen und technisierten Arbeitswelt erscheint das sehr viel schwieriger.

Eine ungewöhnliche These

Der spanische Künstler Salvador Dalí kannte das Bild seit seiner Schulzeit. Er hat es mehrfach in seinen Bildern zitiert. Interessanterweise hat er die These aufgeworfen, dass es in dem Bild ursprünglich um das Begräbnis eines Kindes ging, und interpretierte es als Gebet der Eltern am Grab ihres Kindes.

Er veranlasste die Röntgenuntersuchung des Bildes durch den Louvre, und tatsächlich wurde die Vorzeichnung einer Kiste unter dem Korb, der heute zwischen den beiden Personen zu sehen ist, gefunden. Dalí interpretierte diese Kiste als Kindersarg, doch ist es natürlich auch möglich, dass Millet zunächst eine Kartoffelkiste zwischen die beiden Protagonisten stellen wollte, sich dann aber doch für einen Korb entschied.

Trotzdem bleibt die These Dalís eine interessante Spur, welche die ungewöhnliche Innigkeit der Gesten angesichts eines alltäglichen Gebets erklären würde.

Sicherlich ist das Bild auch zur Zeit seiner Entstehung, gerade angesichts der Innigkeit der Körperhaltungen der beiden Personen, als idealisierend oder gar romantisierend empfunden worden. Es zeigt zwar eine alltägliche Handlung, die zweifellos zu dieser Zeit absolut gängig und üblich war, aber es übersteigert diese zur monumentalen Geste, zu vorbildhaftem religiösen Tun.

Angesichts dieses monumentalen Vorbilds können wir uns fragen, ob unsere Zeit religiös so müde geworden ist und an solche Gesten bei Weitem nicht mehr heranreicht. Aber wir können uns auch vor Augen führen, dass es auch heute viele Menschen gibt, die versuchen, ihren Alltag zu heiligen und von Gott durchdringen zu lassen. Dazu kann das Angelusgebet eine gute Hilfe sein, aber es gibt auch andere. Das Stundengebet ist eine Möglichkeit dafür, und MAGNIFICAT versucht dazu eine Hilfe zu bieten. Das Gebet des Rosenkranzes ist eine andere Möglichkeit, das aber in unserer Zeit weniger Anhänger zu haben scheint als früher. Meinem Eindruck nach gibt es aber immer mehr Menschen, die

mit dem aus der Ostkirche stammenden Herzensgebet die Gegenwart Gottes in ihrem Alltag stärken, indem sie mit dem Einatmen „Herr Jesus Christus“ und mit dem Ausatmen „erbarme dich meiner“ beten. Wichtig ist nicht, wie wir beten oder was wir beten. Wichtig ist, dass der Alltag mit Gott gelebt wird, dass Gott im Alltag gegenwärtig ist. Das Gebet im Alltag hilft, dass der Alltag zum Gebet wird.

Heinz Detlef Stäps

Aussaat und Ernte

Niemals, solange die Erde besteht, werden aufhören Aussaat und Ernte, Kälte und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“ (Gen 8,22)

Nach der Flut ist vor der Flut?

Dieses große und großmütige Versprechen gibt Gott „in seinem Herzen“ (Gen 8,21) nach dem Abebben der großen Flut beim beruhigenden Duft von Noachs Dank- und Brandopfer. Diese Flut, so deutet die biblische Erzählung hier an, hat Gott selbst gewandelt – während die lernunwilligen Menschen sich nicht änderten und nach der Flut so sind, wie sie sind, was Gott in diesem Selbstgespräch resigniert-realistisch äußert – in dem festen Willen, die Erde dennoch zu erhalten. „Ich werde den Erdboden wegen des Menschen nie mehr verfluchen. Ich werde nie mehr alles Lebendige schlagen.“ (Gen 8,21) Nach der Flut wäre also, vom Menschen her gesehen, vor der Flut, doch Gott gelobt, die Erde nie mehr todbringend zu überfluten. Was auch immer die Menschen zukünftig tun oder lassen werden, der Schöpfer sagt zu, an seiner Erde und seinen Menschen festzuhalten. In vier Wortpaaren verspricht Gott, dass der Erdboden der Lebensraum der Menschen bleiben werde mit allem, wessen sie bedürfen. „Aussaat und Ernte“: die Erde wird hervorbringen, was ihre menschlichen Bewohner und was „alles Lebendige“ zum Leben braucht. Gott selbst will über den Rhythmus der Zeiten – „Kälte und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“ – wachen.

Alles hat seine Zeit

Der Wandel der Natur macht das Jahr erlebbar, Zeiten der Ernte folgen auf Zeiten der Aussaat, Licht folgt auf Dunkelheit, warme und kalte, trockene und Regenzeiten lösen einander ab. Eine

agrarisches orientierte Gesellschaft wie das biblische Israel erlebt die natürlichen Zyklen besonders intensiv. Säen und Ernten – alles hat seine Zeit (vgl. Koh 3). Die Wiederkehr geprägter Zeiten garantiert Stabilität; dies zeigt die oben zitierte, tröstende und stärkende, menschliche Ängste wegnehmende Gottesrede (Gen 8,22).

Erntedank

In seinen Festen verknüpft Israel die agrarisch-natürlich geprägten Zeiten mit heilsgeschichtlich herausragenden Erfahrungen der Nähe Gottes zu seinem Volk. Die für die Glaubensgemeinschaft und die kollektive Erinnerung bedeutsamen religiösen Feste der Bibel, das Pascha-, das Wochen- und das Laubhüttenfest, waren zunächst, und sie bewahrten diese Prägung, Erntedankfeste. Das biblisch bezeugte Garbenfest, die Darbietung der Erstlingsfrüchte, ist nicht in den jüdischen oder christlichen Festkalender eingegangen, steht aber ebenfalls mit der Freude über die Ernte und dem Brauch des Erntedanks an Gott in Beziehung.

Dank für die Ernte im Gelobten Land

In Kanaan, der unmittelbaren Umgebung des biblischen Israel, waren vor allem der Gott Baal und die Göttin Aschera für die Fruchtbarkeit des Landes zuständig, für Regen zur rechten Zeit, für sprossendes Grün nach dem toten Winter. Der Gott Israels ist kein Fruchtbarkeitsgott, dennoch wird ihm bei der Ernte gedankt. Ihm nämlich ist es zu verdanken, dass Israel im Lande lebt, dass es eine Ernte hat, die es im eigenen Land einholen und feiern kann. Das biblisch beliebte Inbild guten Lebens, unter dem eigenen Weinstock und dem eigenen Feigenbaum zu sitzen und deren Früchte zu genießen, zeigt, wie wenig selbstverständlich es für Israel war, über Früchte des eigenen Landes zu verfügen, und wie nahe die Erfahrung, dass andere das ernten, was man selbst

gesät hat, und andere in den Häusern wohnen, die man bauen musste.

Lese und Nachlese

Gott hat das Land gegeben, auf dem man säen und ernten und dessen Früchte man genießen darf. Doch kein Israelit ist absoluter Landes-Herr. Gottes Landgabe ist ein Lehen. Dem Lehensherrn, diesem Lehensherrn, zeigt man Dankbarkeit nicht nur durch eine Abgabe vom Ertrag des Landes, sondern im verantwortlichen Verhalten gegenüber den bedürftigen Mitmenschen; Fremde, Witwen und Waisen sind im Blick. Eine bei der Ernte auf dem Feld vergessene Garbe soll man gegen den Impuls, umzukehren und sie zu holen, für die Fremden, Waisen und Witwen stehen lassen. Und wenn du „in deinem Weinberg die Trauben geerntet hast, sollst du keine Nachlese halten. Sie soll den Fremden, Waisen und Witwen gehören.“ Die Begründung dieser Bestimmung: „Denk daran, du bist in Ägypten Sklave gewesen. Darum mache ich es dir zur Pflicht, diese Bestimmung einzuhalten.“ (Dtn 24, 21 f.) Die Freude der befreiten und beschenkten Israeliten, säen und ernten zu dürfen im eigenen Land, soll den Blick für die Not anderer nicht verengen, sondern weiten und dazu führen, ihnen Hand und Herz zu öffnen.

Es geht durch unsere Hände, kommt aber her von Gott

„Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land, / doch Wachstum und Gedeihen steht in des Himmels Hand“ heißt es in dem bekannten Lied von Matthias Claudius, das in Erntedankgottesdiensten gerne gesungen wird. Dass wir bei all unseren unbestreitbaren hohen Kompetenzen, Fertigkeiten und Fähigkeiten nicht Herren und Herrinnen über „Wachstum und Gedeihen“ sind, auf den landwirtschaftlich bestellten Feldern unseres Landes, auf den Feldern unseres Lebens, daran erinnert Matthias

Claudius' Lied eindrücklich. Nicht resigniert oder verzagt, sondern, im Vertrauen auf den treuen Schöpfer und Erhalter der Welt, in Heiterkeit und Dankbarkeit: „Er sendet Tau und Regen und Sonn- und Mondenschein, / er wickelt seinen Segen gar zart und künstlich ein / und bringt ihn dann behände in unser Feld und Brot: / es geht durch unsere Hände, kommt aber her von Gott.“ Der Mensch ist zum Säen und Ernten bestellt, und doch gilt: „es geht durch unsere Hände, kommt aber her von Gott“.

In der ursprünglichen, in den heutigen Fassungen nicht erhaltenen ersten Liedstrophe war der Dichter noch deutlicher: „Im Anfang war's auf Erden / nur finster, wüst und leer; / und sollt was sein und werden, / musst' es woanders her.“

Susanne Sandherr

Kelter

Die Bibel kennt viele Bilder aus der Kultur des Weinbaus. Der Weinberg ist eines davon, der Weinstock und die Reben sind weitere vertraute Metaphern. Auch der Wein selbst kommt in der Bibel an verschiedenen Stellen und in unterschiedlichen Funktionen vor. Weniger bekannt ist wohl das Verbindungsstück zwischen den geernteten Trauben und dem fertigen Produkt: die Kelter. Doch auch sie dient in der biblischen und christlichen Theologie in verschiedenen Zusammenhängen als ausdrucksstarkes Bildwort.

Antike Keltern

Wie Keltern zu biblischen Zeiten aussahen, ist durch archäologische Funde und bildliche Darstellungen bekannt. Die Kelter bestand aus zwei Becken. In das größere und etwas höher gele-

gene Becken wurden die geernteten Trauben hineingetan, und dort wurden sie mit bloßen Füßen zertreten. Über eine Rinne floss der gepresste Saft in ein zweites, kleineres Becken, das etwas tiefer lag. Aus diesem Becken wurde der zukünftige Wein dann in Krüge abgefüllt. Zum Zertreten der Früchte stiegen mehrere Menschen gleichzeitig in das große Becken, und man kann sich leicht vorstellen, dass dies eine gesellige und fröhliche Angelegenheit war. Das lässt ein Vers des Propheten Jesaja vermuten, in dem er allerdings genau das Gegenteil beschreibt: „Der Kelterer tritt keinen Wein mehr in den Keltern. Dem Freudengeschrei habe ich ein Ende gemacht.“ (Jes 16, 10) Und dass mehreren Psalmen die Anweisung „Nach dem Kelterlied“ vorangestellt ist (Ps 8; 81; 84), lässt vermuten, dass beim Traubentreten gesungen wurde.

Bild des Überflusses

Das Bild der Kelter ist noch an einer weiteren Stelle ausgesprochen positiv belegt. Der Prophet Joël beschreibt die Zuwendung Gottes zu seinem Volk zunächst mit dem Bild der Sorge um das leibliche Wohl: „Seht, ich sende euch Korn, Wein und Öl, damit ihr davon satt werdet.“ (Joël 2, 19) Wenige Verse später steigert er es zum Bild einer überreichen Ernte: „Die Tennen sind voll von Getreide, die Keltern fließen über von Wein und Öl.“ (Joël 2, 24) Im wahrsten Sinne des Wortes wird die Kelter zum Ort des Überflusses – und damit zum Bild für die wunderbare Sorge Gottes für sein Volk: „Ihr werdet essen und satt werden und den Namen des Herrn, eures Gottes, preisen, der für euch solche Wunder getan hat“ (Joël 2, 26).

Bild der Erwartung

Beim Propheten Jesaja hat das Bild der Kelter noch eine andere Sinnspitze. Im Lied vom Weinberg (Jes 5, 1–7) erzählt der Prophet, wie sein Freund – JHWH – einen Weinberg – gemeint ist

das Volk Israel – anlegt, indem er ihn umgräbt und mit edlen Reben bepflanzt. Weiter heißt es: „Er baute in seiner Mitte einen Turm und hieb zudem eine Kelter in ihm aus.“ (Jes 5,2) Die Anlage einer Kelter unterstreicht die Erwartung, dass der Weinberg zur Zeit der Ernte Früchte hervorbringt, denn sonst wäre eine Kelter nutzlos. So bringt es auch Jesaja ins Wort: „Dann hoffte er, dass der Weinberg Trauben brächte, doch er brachte nur faule Beeren.“ (Jes 5,2) Die leere Kelter wird zum Bild der Enttäuschung über einen ertraglosen Weinberg.

Bild des Gerichts

Die Kelter-Metapher findet sich bei Jesaja ein weiteres Mal, in einem anderen Zusammenhang, nämlich als Bild für das Gericht. Dies ist die häufigste und wohl auch stärkste Verwendung des Kelter-Bilds in der Bibel. Jesaja blickt zunächst auf die konkrete Arbeit in der Kelter: „Warum ist dein Gewand so rot, sind deine Kleider wie die eines Mannes, der die Kelter tritt?“ (Jes 63,2) Das Spritzen des Traubensafts beim Zertreten der Früchte bietet hier den Bezugspunkt. Die Farbe des Safts leitet zum Folgenden über: „Ich allein trat die Kelter; von den Völkern war niemand bei mir. Da zertrat ich sie voll Zorn, zerstampfte sie in meiner Wut.“ (Jes 63,3) Das Zerquetschen der Früchte ist Ausdruck des Zorns, der sich hier gegen die Frevler innerhalb des Volkes Israel richtet. Und diesen Zorn lebt JHWH ganz allein aus, ohne dass er sich ein anderes Volk zu Hilfe nimmt. Die Kelter dient indes auch als Metapher für das Gericht JHWHs über die Völker. „Kommt, tretet die Kelter“, heißt es im Buch Joël, „denn sie ist voll, die Tröge fließen über.“ (Joël 4,13) Wieder taucht das Bild der überfließenden Kelter auf. Doch diesmal ist es nicht die überreiche Traubenernte, sondern die Bosheit der Völker, die überfließt und die JHWH zum Gericht herausgefordert hat.

Als Metapher für das Gericht wird die Kelter auch im Neuen Testament herangezogen. Unter Rückgriff auf den Propheten Joël

ist in der Offenbarung die Rede von der „großen Kelter des Zornes Gottes“, in die die Trauben vom „Weinstock der Erde“ (Offb 14, 19) geworfen werden. Der ausströmende Saft ist indes kein Wein – „Blut strömte aus der Kelter“ (Offb 14, 20) und bedeckt weithin die Erde. Mit Füßen getreten und ausgequetscht zu werden, bis das Blut rinnt – drastischer könnte das Weltgericht kaum ausgemalt werden.

Christus und die Kelter

Bereits in der Offenbarung wird Jesus Christus als einer vorgestellt, der „mit einem blutgetränkten Gewand“ bekleidet ist und „die Kelter des Weines, des rächenden Zornes Gottes“ (Offb 19, 13.15), tritt. Daraus entstand in der christlichen Ikonografie das Bild der mystischen Kelter, die Jesus als Keltertreter zeigt und häufig vom JHWH-Wort aus dem Propheten Jesaja begleitet wird: „Ich trat die Kelter allein.“ Doch die frühkirchliche und mittelalterliche Theologie sahen in Christus nicht nur denjenigen, der die Kelter tritt, sondern auch denjenigen, der zertreten wird. So schrieb Gregor der Große, Christus habe allein die Kelter getreten, in der er selbst ausgepresst worden sei. Infolge dieser Deutung wurde die Kelter im Laufe des 14. Jahrhunderts zu einem Bild für die Passion. Bildliche Darstellungen zeigen Christus als Schmerzensmann, der in einer Kelter von einem Kreuz niedergedrückt wird. Später wurde diese Form der Darstellung eucharistisch erweitert, wenn das Blut aus der Kelter in einen Kelch floss. So ist aus dem Bild des Gerichts schließlich doch wieder eine heilsame Vorstellung geworden, deren Trost und Stärkung bis in die Gegenwart reicht.

Stefan Voges

Für den Glauben gestorben: Märtyrer

Menschen, die für ihr Glaubensbekenntnis sterben, bezeichnet man als Märtyrer. Der Begriff stammt aus dem Griechischen (martyrs) und bedeutet „Zeuge“. Seit dem zweiten Jahrhundert gebrauchte man das Wort, auch um diese Gruppe von den sogenannten „Bekennern“ (confessores) abzugrenzen, die für das Zeugnis ihres Glaubens Verfolgung und Folter erleiden, aber nicht sterben. Dass Menschen für ihren Glauben das Leben lassen, ist keineswegs nur ein Phänomen der frühen Christenheit. Noch heute werden viele Christen um ihres Glaubens willen verfolgt und auch getötet.

Keine Angst vor dem Tod

Märtyrer zeichnen sich meist dadurch aus, dass sie keine Angst vor dem Sterben haben, vielmehr sogar „freudig“ in den Tod gehen, da sie davon überzeugt sind, direkt zu Gott zu gelangen und im Himmel auch für ihr Zeugnis belohnt zu werden. Daher ist in der Regel der Sterbetag des Märtyrers auch der Tag, an dem sein liturgisches Gedächtnis begangen wird. Vor allem in den Anfängen des Christentums wurden Gläubige systematisch verfolgt und hingerichtet. Man hat Christen in der Antike allerdings auch vorgeworfen, geradezu eine Sehnsucht nach dem Blutzugnis zu besitzen; manche hätten den eigenen Tod sogar provoziert, da sie sich eine himmlische Belohnung erwarteten. Daher haben einige antike christliche Autoren davor gewarnt, den eigenen Tod bewusst suchen zu wollen.

Leiden in der Nachfolge Christi

Für christliche Märtyrer sind das Leiden Christi und sein gewaltvoller Tod am Kreuz Vorbild der unabdingbaren Liebe, die sogar

die eigene Existenz einsetzt. Mit der Standhaftigkeit und schließlich dem eigenen Tod ahmt der Märtyrer Christus nach und gibt Gott die Ehre durch sein eigenes Leiden und Sterben. Als erster Märtyrer wird Stephanus verehrt, der für sein Bekenntnis zu Jesus Christus gesteinigt worden ist und im Zeitpunkt seines Todes den Himmel offen sah (vgl. Apg 7,55). Bereits früh setzte die Verehrung der Märtyrer ein. Zunächst wurde an den Gräbern von Märtyrerinnen und Märtyrern ihres Todestages gedacht. Kaiser Konstantin führte es ein, an den Gedenktagen einen Gottesdienst zu feiern, und ließ auch Märtyrerkirchen bauen. Oft wurden in den Kirchen auch die Gebeine der Märtyrer aufbewahrt, woraus sich die Reliquienverehrung entwickelte.

Bis heute viele Märtyrer

Als das Christentum im Römischen Reich erlaubt und später sogar Staatsreligion wurde, gab es zunächst deutlich weniger Märtyrer. Als die Missionstätigkeit stark anstieg, gerade auch in bislang vom Christentum völlig freien Gebieten, gab es jedoch viele Missionare, die ihr Glaubenszeugnis mit dem Leben bezahlten. Die Hochschätzung der Märtyrer zeigt sich in den sogenannten Märtyrerakten, in denen das Leben und Sterben der Märtyrer festgehalten und überliefert wurden. In der „legenda aurea“, einer Zusammenstellung von Heiligenbiografien des Dominikanermönchs Jacobus de Voragine (1228/29–1298) sind etwa zwei Drittel Märtyrern gewidmet. Meist nimmt die Darstellung des Todes mehr Raum ein als die Lebensstationen. Auch in der bildenden Kunst besteht eine große Tradition von Märtyrer-Darstellungen. Insbesondere die Martyrien und Hinrichtungen der zwölf Apostel und des Stephanus werden häufig in der Kunst aufgegriffen. Das 20. Jahrhundert hat man als das „Jahrhundert der Märtyrer“ bezeichnet, vor allem wegen der großen Zahl von Martyrien während der Nazi-Diktatur. Angesichts der bis heute großen Zahl von Martyrien aus verschiedenen Konfessionen sprechen viele auch

von einer „wahren Ökumene der Märtyrer, einer Ökumene aus Blut“ (Kurt Kardinal Koch).

Marc Witzenbacher

Du Licht des Himmels, großer Gott

Lied vom Licht

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 11.

Du Licht des Himmels, großer Gott“ ist im „Gotteslob“ (Nr. 615) als Hymnus zu den Laudes vorgesehen, eignet sich aber auch zum Einsatz in weiteren Gottesdienstformen. Das in der Spätantike, im fünften/sechsten Jahrhundert, entstandene lateinische Preislied „Deus qui coeli lumen es“ (Gott, der du das Licht des Himmels bist) wurde von dem Eichstätter Priester, Professor für Systematische Theologie und Pädagogik sowie Verfasser geistlicher Lieder Friedrich Dörr (1908–1993) 1978 ins Deutsche übersetzt. Erhard Quack (1904–1983) hatte 1941 eine aus dem 16. Jahrhundert stammende Melodie überarbeitet, die sich schon in Johann Leisentrits einflussreicher katholischer Sammlung geistlicher Lieder und Psalmen aus dem Jahr 1584 findet und schließlich zur Melodie unseres Liedes wurde.

Du sendest Licht in unsre Welt

Der Morgenhymnus preist den großen Gott als Urheber und Ursprung allen Lichtes (1. Strophe). Die Erfahrung des Sonnenaufgangs ist überwältigend; sie war und ist es wohl für Menschen aller Kulturen, Religionen und Zeiten. Die erste Strophe stellt aber, ganz im Sinne des ersten biblischen Schöpfungsberichts, die

Größen- und Abhängigkeitsverhältnisse klar: Die Gestirne und die Sonne sind nicht ihrerseits göttlich, der eine Gott und Schöpfer des Alls hat das Sternenzelt ausgespannt und hält es weiterhin „mit starker Hand“. Er ist es, der Licht in unsere Welt sendet, er ist der Urheber der nach- und untergeordneten Lichtquellen Sonne, Mond und Sterne. „... du sendest Licht in unsere Welt“, damit scheint aber bereits Christus, das „Licht vom Licht“ und „jener wahre Morgenstern, der in Ewigkeit nicht untergeht“, wie ihn das Credo bekennt und das Exsultet besingt, in den Blick zu kommen.

Der ausgespannt das Sternenzelt

Die zweite und dritte Strophe schildern die bahnbrechende Bedeutung der Morgenstunde und ihres Lichtes für Kosmos und Mensch. Alles Graue, Nebulöse muss der Morgenröte weichen und der Morgentau erquickt die Erde „segensschwer“. Im letzten Vers der dritten Strophe werden „Tageslicht“ und „Morgenstern“ als biblisch gegründete Christus-Bilder kenntlich gemacht: „und strahlend, gleich dem Morgenstern, / weckt Christus uns vom Schläfe auf“.

Der ins Licht uns führt

Österliche Bezüge durchziehen und prägen das ganze Lied. Der Sonnenaufgang evoziert den Ostermorgen, den befreienden Sieg der aufsteigenden Sonne über die fesselnden Mächte der Dunkelheit. Die vierte und fünfte Strophe wechseln von der dritten Person zur Du-Anrede und rühmen Christus, das Mensch gewordene Gotteswort: „Du, Christus, bist der helle Tag, / das Licht, dem unser Licht entspringt“ (4. Strophe), wie Gottes Wort und Weissung in biblischer Sicht den Menschen erleuchten und ihm Licht in der Finsternis sind. Christus wird schließlich als „Erlöser“ angesprochen, der „uns“, die singende und feiernde Gemeinde, aus

der Herrschaft der Finsternis befreit, „aller Finsternis“, und der uns nicht hinters, sondern ins Licht führt. „Erlöser, der ins Licht uns führt“ (5. Strophe), in Gottes eigenes Licht. Hier scheint der Kolosserbrief nahe zu sein (Kol 1, 12–14). Eindringlich fordert der Verfasser die Adressaten auf, dem Vater mit Freude zu danken, da dieser sie befähigte, mit den Heiligen „im Licht“ zu sein, also Anteil zu haben an der Sphäre Gottes und der Versklavung durch die „Macht der Finsternis“ zu entkommen, frei zu werden, Erlösung zu erfahren.

Wird uns besuchen das aufstrahlende Licht aus der Höhe

Das „Morgenlied“, von dem die Schlussstrophe spricht, ist es das Loblied, das die Gemeinde in eben diesem Moment singt? Ist das „Benedictus“ des kirchlichen Morgengebets gemeint und Zacharias' Glaubensgewissheit: „Durch die barmherzige Liebe unseres Gottes / wird uns besuchen das aufstrahlende Licht aus der Höhe, / um allen zu leuchten, / die in Finsternis sitzen und im Schatten des Todes, / und unsere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens.“ (Lk 1, 78 f.)?

Susanne Sandherr

Pilgerin und Visionärin: Margery Kempe

Von manchen wird ihr berühmtes Buch „The Book of Margery Kempe“ (Das Buch der Margery Kempe) als die erste Autobiografie in englischer Sprache angesehen. Die Ende des 14. Jahrhunderts geborene Margery Kempe war Mystikerin und Visionärin, aber vor allem auch Pilgerin. In ihrem Buch beschreibt sie ausführlich ihre Reisen zu verschiedenen heiligen Stätten, unter

anderem auch nach Deutschland zur Wunderblutkirche in Bad Wilsnack in der Prignitz.

Eine bekannte Persönlichkeit

Margery Kempe wurde um das Jahr 1373 in Norfolk, England, als Tochter des Bürgermeisters von Lynn (heute King's Lynn, nördlich von Cambridge gelegen) geboren. In ihrer Kindheit und Jugend fiel Margery schon als sehr fromm und gleichzeitig auch etwas exzentrisch auf. Sie ging häufig zur Kirche und hatte wohl auch schon als Kind mystische Erfahrungen, wie sie selbst berichtet. Mit 20 Jahren wurde sie mit dem Kaufmann Johannes Kempe, einem angesehenen Bürger von Lynn, verheiratet. Nach der Geburt ihres ersten Kindes stürzte sie in eine tiefe Krise, in der sie viele belastende Visionen erlebte. Der Teufel habe sie dabei mit einer nie näher benannten Sünde in ihrer Jugend konfrontiert. Großen Beistand erfuhr sie von ihrem Beichtvater Johannes von Bridlington (1320–1379), der sie auch in der Echtheit ihrer Visionen bestärkte. Vergeblich versuchte sie, im Einverständnis mit ihrem Mann eine Ehe in Keuschheit zu führen. 14 Kinder hat sie geboren, erst dann willigte ihr Mann ein, fortan ein kontemplatives Leben zu führen.

Mystische Erfahrungen

Margery Kempe war in Lynn angesehen und hatte sogar versucht, eine Brauerei und eine Müllerei zu betreiben, was aber erfolglos blieb. Im Jahr 1413 starb ihr Vater, ein großer Einschnitt in Margerys Leben. Sie zog sich aus der Öffentlichkeit zurück und erlebte wieder mehrfach Visionen. In ihnen hielt sie Zwiesprache mit Christus und Maria, die ihr ihre Berufung als christliche Pilgerin offenbart haben sollen. So machte sich Margery auf und besuchte heilige Stätten. Ihr Pilgerweg führte sie im Jahr 1414 nach Rom und Jerusalem. Auf dem Rückweg erlebte sie eine vi-

sionäre „Heirat“ mit Christus. Sie trug nun weiße Kleider, um als Braut Christi angesehen zu werden. Margery wurde von vielen Weinkrämpfen geschüttelt, die sie selbst als Mitleiden mit Christi Schmerzen deutete, als „Tränengeschenk“ (donum lacrimarum), das in der Tradition als Reinigung und mystische Vereinigung mit Christus verstanden wurde.

Vorwurf der Ketzerei

Sie beschrieb ihre Visionen später als ein „Außer-sich-Sein“, begleitet von Gesängen und Melodien, Gerüchen, Licht- und Feuererscheinungen oder fliegenden Gegenständen. Auch wenn Margery mit ihrer mystischen Erfahrung nicht alleine war, lösten ihre außerordentlichen Berichte und Erfahrungen große Skepsis aus. Man warf ihr vor, eine Lollardin zu sein. Lollarden (englisch Lollards, auch „Wiklifiten“) folgten den Lehren John Wyclifs (1330–1384) und widersetzten sich der Kirchenhierarchie. Die Lollarden traten für die Rechtfertigung durch den Glauben sowie Predigten und Bibellesungen in der Landessprache ein und lehnten verschiedene kirchliche Dogmen ab. Eine Verurteilung Margerys durch das Kirchengengericht konnte nur knapp verhindert werden.

Reisen quer durch Europa

Margery unternahm bis ins Jahr 1434 zahlreiche Pilgerreisen, die sie quer durch Europa und sogar nach Asien führten. Auf den Reisen soll sie viele visionäre Begegnungen mit Heiligen erlebt haben. Zuletzt reiste sie über Norwegen nach Danzig und Aachen. Auf dieser Reise besuchte sie auch die Wunderblutkirche in Bad Wilsnack. Der Ort war Ende des 14. Jahrhunderts zu einem sehr bedeutenden Wallfahrtsziel geworden. Die Wilsnacker Kirche wurde 1383 von Rittern niedergebrannt. In einem verkohlten Balken sollen drei Hostien unversehrt geblieben und am fol-

genden Tag auf dem Altar gelegen haben. Jede Hostie trug einen Blutstropfen. Die Kirche wurde wieder aufgebaut, mehrere wundersame Ereignisse machten den Ort in der Prignitz weit bekannt. In der Reformation verbrannte der erste evangelische Pfarrer die Hostien, die Kirche St. Nicolai wurde evangelisch. Doch wird heute wieder in der Kirche an die große Zeit der Pilgerfahrten nach Wilsnack erinnert.

Das Buch der Margery Kempe

Nach den Reisen diktierte Margery einem Schreiber ihre Erfahrungen, sie selbst war Analphabetin. Das daraus entstandene „Book of Margery Kempe“ gilt als die früheste erhaltene englischsprachige Autobiografie. Der Text gibt viele wertvolle Einblicke in die damalige Zeit, den Alltag einer christlichen Frau im Spätmittelalter und die Form der damaligen Pilgerreisen. Zudem berichtet Margery darin von ihren Visionen und mystischen Erlebnissen. Die endgültige Fassung des Buches wurde 1436 fertiggestellt und muss sich einer gewissen Beliebtheit erfreut haben, denn Auszüge wurden schon 1501 gedruckt. Margery Kempe starb nach 1438. Das Buch selbst war jahrhundertlang verschollen, bis das Manuskript 1936 in einem Schrank eines Offiziers in Chesterfield gefunden und beglaubigt wurde. Es gilt heute als Klassiker der mittelalterlichen Literatur. Am einprägsamsten ist das Buch jedoch wegen der Ehrlichkeit der Stimme der Autorin, wenn sie von ihrer Beziehung zu Gott und ihren Abenteuern erzählt.

Marc Witzenbacher

Begegnung im aktualisierenden Gedenken der Heilsgeschichte

Eucharistiegebet (I)

Es mag eigenartig erscheinen, bei der Eucharistie in Bezug auf die Gottes- und Christusbegegnung nicht direkt auf die Kommunion zu sprechen zu kommen. Für Gläubige vieler Jahrhunderte war „dazwischen“ allein die „Wandlung“ der Gaben, deren Vollzug durch Erhebung angezeigt wurde, um diese „schauen“ zu können. Das Eucharistische Hochgebet, in das die Einsetzungsworte eingefügt sind, wurde vom Priester lateinisch und leise gebetet, sodass die Gläubigen davon wenig mitbekamen. Dabei ist das Hochgebet eine Begegnung im Gebet und von erheblicher theologischer Bedeutung, wie wir in diesem und im nächsten Beitrag genauer erörtern wollen.

Hochschätzung des Eucharistiegebets

Für die Gläubigen wurde das Eucharistiegebet der römisch-katholischen Kirche, der *Canon Romanus*, überhaupt erst wieder im 20. Jahrhundert in breiterem Maße zugänglich, als er in liturgischen Hilfen oder Gebetbüchern abgedruckt und übersetzt wurde. In der Theologie nahm die Kenntnis der vielfältigen Eucharistiegebete der frühen und östlichen Kirchen zu, und es wurde deren theologische Tiefe und Relevanz deutlich. Unter diesen nahm der Canon Romanus eine Sonderstellung ein, weil er symmetrisch um die Einsetzungsworte „gebaut“ war, während die östlichen Texte einer logischen Abfolge entlanggingen.

Aufgrund der Neubewertung und einer päpstlichen Anordnung stellte die Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil neben den Canon Romanus weitere Hochgebete, die anders aufgebaut waren, und ermöglichte zügig deren Beten in der Muttersprache.

Das Eucharistiegebet soll nun verständlich vom Priester im Namen der Kirche und der ganzen Gemeinde vorgetragen werden, damit die Gemeinde es innerlich mitvollziehen und am Schluss im gemeinsamen Amen „bestätigen“ kann. In der Praxis ist heute der Canon Romanus, das erste Hochgebet, weitgehend durch das zweite, an eine antike Vorlage angelehnte Hochgebet als Standard verdrängt worden.

Eröffnung und Präfation

Bereits der Dialog zur Eröffnung gibt die inhaltliche Richtung vor, wenn der Priester ruft: „*Lasset uns danken dem Herrn, unserm Gott*“, und die Gemeinde antwortet: „*Das ist würdig und recht.*“ Es folgt eine Begegnung mit Gott im danksagenden Gebet, das von der Gemeinde und der ganzen Kirche vollzogen wird. Diese Danksagung (griechisch „eucharistia“) richtet sich an Gott, den Vater, zu dem wir mit und durch Christus sprechen können.

Regelmäßig wird in der folgenden „Präfation“ das Motiv des Dankes aufgenommen. Während östliche Liturgien (und mit ihnen das vierte Hochgebet) vor dem Sanctus Gott für die Schöpfung des Himmels und der Erde und seine Herrlichkeit preisen und danken, stellt die römische Tradition in der Präfation den Bezug zur jeweiligen Festzeit her. Sie benennt den zentralen Festinhalt als Grund für den Dank und den Lobpreis im nachfolgenden Sanctus. In dem an Jes 6, 3 und Offb 4, 8 angelehnten Sanctus-Ruf klinkt sich die feiernde Gemeinde in den himmlischen Gesang der Engel ein, verbindet somit den Lobpreis der Kirche mit der himmlischen Liturgie. Durch die Hosanna-Rufe (vgl. Mt 21, 9) geschieht eine christologische Akzentuierung, mit der auf den weiteren Verlauf vorausgeschaut wird: Das Sanctus wird zur Begrüßung für den in den eucharistischen Gestalten präsent werdenden Herrn. So wird die „Ankunft Christi“ auf Erden gepriesen, wird aus einer „Liturgie des Himmels“ zugleich eine „himmlische Liturgie“ der realen Präsenzwerdung Jesu Christi in der Eucharistie.

Vergegenwärtigendes Gedenken und Einsetzungsworte

Östliche Eucharistiegebete schließen an das Sanctus einen gedenkenden Abschnitt an, der die Heilstaten Gottes in der Geschichte vergegenwärtigt und einen Bogen von der Schöpfung über die Heilstaten Gottes an Israel hin zum Wirken Jesu Christi schlägt, um dann in die Einsetzungsworte überzugehen. In der römischen Liturgie konzentrieren sich die Hochgebete zumeist auf das Gedenken der Heilstaten Jesu Christi.

In diese werden die Einsetzungsworte vom letzten Abendmahl eingefügt, mit denen Jesus das Brechen und Verteilen des Brotes und das Reichen des Kelches mit Wein auf sein nahendes Todesgeschick hin deutet. Mit ihnen ist verheißen, dass die Gemeinschaft mit der Person Jesu und der in ihm endgültig angebrochenen Gottesherrschaft durch die Teilnahme am Mahl auch uns über den Tod Jesu hinaus gewährt wird. Die Eucharistie ist also nicht allein sakramentale Vergegenwärtigung des Stiftungsereignisses, zu der der Gedächtnisbefehl auffordert: „Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Sie stellt zugleich die sakramentale Vorwegnahme der Durchsetzung dieser Gottesherrschaft dar.

Spezielle Anamnese und Darbringungsaussage

Auf diesen Gedächtnisbefehl bezieht sich die anschließende, mit einer Darbringungsaussage verbundene „spezielle Anamnese“: *„Darum, gütiger Vater, feiern wir das Gedächtnis des Todes und der Auferstehung deines Sohnes und bringen dir so das Brot des Lebens und den Kelch des Heiles dar. Wir danken dir, dass du uns berufen hast, vor dir zu stehen und dir zu dienen.“* (EHG II) Sie kennzeichnet die aktuelle Feier, das jetzige liturgische Handeln, als Erfüllung des Wiederholungsbefehls. Anders als unsere Hochgebete heute vermuten lassen, ist die Kategorie der Darbringung eine sekundäre, während die Verbindung von Gedächtnis und Danksagung grundlegend ist.

Inhalt des Gedächtnisses an dieser Stelle sind Tod und Auferstehung Jesu Christi. Nicht wenige Hochgebete benennen zudem das Motiv der Himmelfahrt Christi und die Erwartung seiner Wiederkunft. Immer geht es um das zentrale Heilsmysterium christlichen Glaubens, dessen die Kirche gedenkt, indem sie die Danksagung beim Brot- und Becherritus vollzieht. Sie vergegenwärtigt nicht nur sich selbst dieses Heilsmysterium, sondern durch den Gebetsvollzug auch Gott selbst. Sie gibt ihm so den Grund an, warum sie nachfolgend die zentrale Bitte um Wirksamkeit der Feier in der sogenannten „Epiklese“ zu artikulieren wagt.

Friedrich Lurz

Seliger des Monats: Jakob Franz Kern

Sein mit großer Geduld getragenes Leiden war für viele ein Vorbild und Hilfe in eigenen Nöten und Schmerzen. Der Prämonstratenser aus dem niederösterreichischen Stift Geras wurde nur 27 Jahre alt und hat doch große Spuren hinterlassen. Sein Gedenktag ist der 20. Oktober.

Aus armen Verhältnissen

Jakob Franz Kern stammte aus einer armen Wiener Familie. Sein Vater hatte eine Stelle als Nachtportier. Geboren wurde er am 11. April 1897 im heutigen 14. Wiener Gemeindebezirk Penzing. Trotz großer Armut konnte der vor allem musikalisch begabte Junge das erzbischöfliche Knabenseminar in Hollabrunn besuchen. Bereits 1912 entschloss er sich, eine geistliche Laufbahn einzuschlagen, und trat in den Dritten Orden der Franziskaner ein. Dabei legte er das Keuschheitsgelübde ab.

Schwere Verwundung im Ersten Weltkrieg

In die Zeit des Ersten Weltkriegs fiel seine Maturaprüfung. Er meldete sich freiwillig für einen einjährigen Militäreinsatz und konnte die Offiziersausbildung in Vöcklabruck beginnen. Bei einem Einsatz wurde er im italienischen Pasubio schwer verwundet und vom Militärdienst befreit. Trotz der schweren Verwundung, die ihn in Lebensgefahr brachte, verfolgte er seinen geistlichen Weg weiter und trat in das Wiener Priesterseminar ein. Obwohl Jakob Franz Kern stets schwere Schmerzen hatte, wurde er erneut eingezogen und musste den Militärdienst 1918 fortsetzen. Nach dem Krieg beendete er sein Studium und trat 1920 in Stift Geras in den Orden der Prämonstratenser ein. Am 23. Juli 1922 wurde er zum Priester geweiht. Seine große Leidenschaft galt der Seelsorge. Doch machten ihm seine Leiden den Dienst nahezu unmöglich. Bei einer Operation wurden ihm bei lediglich lokaler Betäubung vier Rippen entfernt. Seine schier unerträglichen Schmerzen sah Jakob Franz als solidarisches Leiden mit Christus an. Weitere Operationen folgten, doch ließ sich Jakob Franz nicht davon abbringen, weiterhin als Seelsorger zu wirken. Während einer Operation am 20. Oktober 1924 starb er im Allgemeinen Krankenhaus Wien. Just an diesem Tag sollte er seine ewige Profess ablegen. Jakob Franz Kern galt als großes Vorbild, seine Gebeine wurden 1956 in die Stiftsbasilika in Geras umgebettet und ein Seligsprechungsprozess eingeleitet. Erst 1997 kam dieser zum Abschluss. Papst Johannes Paul II. sprach ihn am 12. April 1998 auf dem Wiener Heldenplatz selig.

Marc Witzenbacher

Bischofssynode tagt in Rom

Mit hohen Erwartungen werden die Teilnehmenden der Bischofssynode beobachtet, die sich vom 4. bis 29. Oktober in Rom treffen. Es ist die erste Sitzung der XVI. Ordentlichen Ge-

neralversammlung der Bischofssynode, die zweite abschließende Sitzung soll im Oktober 2024 in Rom stattfinden. Ursprünglich sollte die erste Sitzung bereits im Jahr 2022 einberufen werden, doch Papst Franziskus verlängerte den Zeitraum, „um mehr Zeit für die Unterscheidung zu haben“, wie er nach dem Angelusgebet am 16. Oktober 2021 sagte. Die bislang gesammelten Früchte seien sehr zahlreich und sollten ihre „volle Reife“ entfalten können.

Für eine synodale Kirche

Der Weg zur Bischofssynode wurde von Papst Franziskus bereits im Oktober 2021 eröffnet. Unter dem Motto „Für eine synodale Kirche: Gemeinschaft – Teilhabe – Sendung“ sind alle Bistümer weltweit in verschiedenen Phasen in den Prozess einbezogen. Es gab eine diözesane, eine kontinentale und abschließend nun auch eine weltkirchliche Phase. Erstmals in der Kirchengeschichte ist somit die gesamte Kirche in einer Synode einbezogen. Synodalität bedeute, aufeinander zu hören, um zu lernen, wohin Gottes Geist die Kirche führen will, betonte Papst Franziskus. Dies sei ein geistlicher Weg, den man nicht mit einfachen Mehrheiten entscheiden könne.

Gremium besteht seit 1965

Die sogenannte Weltbischofssynode besteht schon seit 1965. Papst Paul VI. hatte sie als Folge des Zweiten Vatikanischen Konzils eingerichtet. Die Synode beschließt keine Dekrete, kann aber mit einer Zweidrittelmehrheit Beschlüsse fassen. Diese kann der Papst in einem nachsynodalen Schreiben veröffentlichen, muss sich aber nicht zwingend an sie halten. Papst Franziskus will die Synodalität insgesamt fördern, zumal verschiedene Prozesse an verschiedenen Orten der Welt bereits in Gang gesetzt waren. Vor den Familiensynoden 2014 und 2015 ließ er an die Bistümer Fragebögen schicken, zudem lud er zu einer Vorsynode junger Menschen vor

der Jugendsynode 2018 in Rom ein. Vor der Amazonas-Synode 2019 gab es einen breiten Konsultationsprozess in Lateinamerika. Franziskus geht es um ein anderes Miteinander, das die Synodalität der frühen Kirche als Leitbild versteht.

Beteiligung von Laien

Bei der jetzt im Oktober tagenden Synode werden nicht nur Ordensmänner, sondern auch Schwestern mit Stimmrecht vertreten sein, daneben weitere 70 Mitglieder mit Stimmrecht, die keine Bischöfe sind. Die Hälfte dieser aus den Ortskirchen vorgeschlagenen Personen sind Frauen. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz (DBK), Bischof Georg Bätzing, nannte die Entscheidung, Laien bei der künftigen Bischofssynode sichtbar zu beteiligen, „historisch“. Der Papst zeige damit, dass Verantwortung in der katholischen Kirche künftig nur gemeinsam getragen werden könne. Im Vorfeld der Synode hatte es zwischen Rom und der deutschen Kirche im Blick auf den Prozess sowie die Ergebnisse des „synodalen Weges“ in Deutschland Spannungen gegeben. Papst Franziskus betonte dabei, dass der von ihm gestartete synodale Prozess in der Tradition der Kirche verwurzelt und gleichzeitig offen für das Neue sei. Die Tradition bleibe die Quelle der Inspiration für die Suche nach neuen Wegen, wobei „die gegensätzlichen Versuchungen der Unbeweglichkeit und des improvisierten Experimentierens vermieden werden müssen“. Für Jean-Claude Kardinal Hollerich soll die Weltbischofssynode eine „Ikone der ganzen Kirche“ werden. Der luxemburgische Kardinal ist zusammen mit Mario Kardinal Grech aus Italien für die Organisation der Synode verantwortlich. Die beiden warnten jedoch davor, die kommende Bischofssynode mit zu großen Erwartungen zu überfrachten. Alle Informationen zur Weltbischofssynode finden Sie auf einer Themenseite der DBK unter <https://www.dbk.de/themen/bischofssynoden/bischofssynode-synodale-kirche-2021-2024>.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

November 2023

Symbole des Glaubens
Jerusalem

Wenn ich dich je vergesse, Jerusalem,
dann soll meine rechte Hand mich vergessen.

Psalm 137, Vers 5

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

Zum Titelbild

Himmlisches Jerusalem

Facundus-Handschrift des Beatus-Kommentars zur Apokalypse,
León um 1047,

Spanische Nationalbibliothek, Vitr. 14-2, fol. 253v,

© Image taken from the holdings of the Biblioteca Nacional de España

Eine in sich abgeschlossene, eigenständige Gruppe innerhalb der mittelalterlichen Buchmalereien bilden die sogenannten Beatushandschriften. Ende des 8. Jahrhunderts soll der Mönch Beatus von Liébana im spanischen Königreich Asturien einen Kommentar zur Apokalypse verfasst haben, der in den folgenden Jahrhunderten in Spanien vielfach kopiert und illuminiert wurde. Heute sind 26 dieser Beatushandschriften erhalten. Die Buchmalereien zeichnen sich durch einen eigenen Stil aus, der zwar durch antike, fränkische und arabisch-islamische Kunstformen bereichert wurde, sich aber von den zeitgleichen Stilformen im übrigen Europa stark unterscheidet und einen eigenen Kosmos bildet.

Die Facundus-Handschrift wurde 1047 wahrscheinlich im königlichen Skriptorium in León angefertigt. Sie wurde von König Ferdinand I. und Königin Sancha in Auftrag gegeben, weshalb sie auch den Namen „Beatus des Ferdinand I. und Doña Sancha“ trägt und die einzige Beatushandschrift darstellt, die nicht für den klösterlichen Gebrauch angefertigt wurde. Auf fol. 317 nennt der Schreiber seinen Namen („Facundus scripsit“) und die Jahreszahl 1047.

Die Facundus-Handschrift ragt unter den farbenfrohen Beatuskommentaren als besonders prächtiges Exemplar hervor.

Unser Titelbild zeigt das Himmlische Jerusalem mit den zwölf Stadttoren, in denen die zwölf Apostel stehen. In der Mitte befindet sich eine gekachelt wirkende Fläche, auf der das Christuslamm und der Engel, der mit dem Stab die Stadt vermisst, vom Seher Johannes beobachtet werden.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Als vor drei Jahren ein lieber Weggefährte viel zu früh starb, wurde zu seinem Begräbnis ein Lied gesungen, das es in sich hat. Wir kannten es seit den 1980er-Jahren: „In deinen Toren werd ich stehen, du freie Stadt, Jerusalem“. Er hatte es sich gewünscht. Mir fiel schwer, es mitzusingen. Nicht nur wegen der tiefen Verbundenheit. Nein: es ist ein Lied mit Geschichte. Ein Lied, das die Sehnsucht nach Jerusalem wie kein zweites besingt – und dabei viele Schattierungen umfasst. Die israelische Sängerin Naomi Schemer hat die ursprüngliche Fassung 1967 gedichtet. Als sie entstand, war die Jerusalemer Altstadt für Juden noch verboten; nicht einmal zur Klagemauer durften sie. Wie in einem Brennglas bündelt das Lied, was viele Israelis damals bewegte. Durch den Sechstagekrieg im Juni 1967 änderte sich die Situation: israelische Truppen eroberten Ostjerusalem, die Altstadt wird seitdem von Israel kontrolliert. Die heiligen Stätten wurden – bis auf das Tempelberg-Plateau mit Felsendom und Al-Aqsa-Moschee, das von einer muslimischen Behörde verwaltet wird – für Juden auf einen Schlag wieder zugänglich. Wie eine Erlösung wurde der Moment mit diesem Lied gefeiert. Mit einer dunkleren Seite: israelische Soldaten, die in Ostjerusalem einmarschiert waren, dichteten es nationalistisch um. Seither trägt das Lied auch den Triumph über die arabischen Bewohner im Ostteil der heiligen Stadt in sich.

Können wir dieses Lied hierzulande noch unbefangen singen? Der vertraute deutsche Text von Christine Heuser bezieht sich mit seinen Bildern durchgehend auf das Himmlische Jerusalem (vgl. Offb 21 f.). Ich gebe zu: mir fällt es trotzdem schwer, wegen der starken Bezüge zur irdischen Stadt. Ändern würde sich das erst, wenn die Sehnsucht aller, die Jerusalem lieben, gestillt würde.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Bei Gott zu Hause

Offb 21, 9–27

Unser Titelbild befindet sich in der aufgeschlagenen Facundus-Handschrift auf der linken Seite, rechts daneben ist eine Darstellung des Lebensstromes von Offb 22, 1–5 zu sehen; ein prächtiger Anblick, der Höhepunkt am Ende des Textes der Offenbarung des Johannes.

Das Lamm und der Engel mit dem Seher Johannes

Leicht hochrechteckig (auch wenn der Bibeltext eine quadratische Stadt beschreibt, vgl. Offb 21, 16) präsentiert sich das Himmlische Jerusalem auf den ersten Blick wie der Grundriss einer sehr regelmäßig angelegten Stadt. Erst bei genauerem Hinsehen entdecken wir, dass hier mehrere Ansichten in eine Ebene geklappt sind. Diese Vermeidung jeglicher Dreidimensionalität gehört zu den besonderen Stilmerkmalen der Beatus-Handschriften.

In der Mitte sehen wir ein rot-orange gekacheltes Feld. Jedes der regelmäßig farbwechselnden Felder trägt in der Mitte einen kleinen andersfarbigen Punkt und wird in den Ecken durch schräg stehende Kreuzchen mit den Nachbarfeldern verbunden. Das Lamm mit weißem Fell und dunklem Kopf hält einen Kreuzstab mit dem rechten Vorderlauf etwas verrenkt vor dem Körper. Christus soll hier aber sicher nicht als schwarzes Schaf charakterisiert werden, vielmehr scheint der Kopf durch die Verehrung der Jahrhunderte nachgedunkelt zu sein. Interessanterweise wird das Lamm aber nur in der Mitte der Querachse gezeigt, nicht in der Mitte der Längsachse. Dadurch entsteht Spannung im Bild, es wird aber auch innerhalb des Himmlischen Jerusalems unterschieden zwischen dem Bereich der himmlischen Wesen (Lamm und Engel) und dem des irdischen Sehers Johannes.

Der Engel füllt nämlich die obere linke Ecke des Mittelfeldes aus. Die dunklen Flügel haben sich in die Ecke eingepasst und mit weit ausgreifenden Armen hält der Engel den goldenen Messstab, mit dem er die Stadt ausmisst, parallel zur Bilddiagonalen. Sein leuchtend gelbes Untergewand wird von einem zweifarbigen Obergewand überdeckt.

Rechts unten steht Johannes im Mittelfeld und hält ein goldenes Buch in der Hand. In Offb 21,5 wurde ihm gesagt: „Schreib es auf, denn diese Worte sind zuverlässig und wahr.“ Es handelt sich also um das Buch, das Johannes geschrieben hat, die Apokalypse. Johannes schaut hinauf und trägt ein dunkles Gewand, ebenfalls über einem gelben Untergewand.

Die zwölf Tore mit den zwölf Aposteln

Wenn wir nun die hellen Flächen betrachten, die das Mittelfeld umgeben und die von menschlichen Personen gefüllt werden, dann merken wir schnell, dass die Perspektive nun wechselt. Haben wir bisher in der Aufsicht sozusagen den Fußboden im Innenhof betrachtet, auf dem sich die drei beschriebenen Figuren befinden, so sehen wir nun in der Seitenansicht dreimal drei Tore mit typisch arabischen Kreisbögen, wobei jede Seite ihre eigene Ansicht hat. Die zwölf Personen, die wir hier auf dem hellen Pergamentgrund sehen, sind durch dunkle Tinte mit den Namen der zwölf Apostel bezeichnet. Über ihren Köpfen, fast im Zentrum der Kreisbögen, sind zwölf verschieden farbige Scheiben dargestellt, die durch rote Tinte als die Edelsteine des Bibeltextes ausgewiesen sind. Die Stadttore werden durch schmale Türme voneinander getrennt und von kleinen Zinnen bekrönt (*s. Innenkarte*).

In den vier Ecken begegnen sich die Türme der Längsseiten und die der Querseiten im 90-Grad-Winkel, was jede perspektivische Vorstellung vollends ad absurdum führt. Und zu allem Überfluss sind die vier Binnenfelder wieder mit einem (dunkleren) gekachelten Grund gefüllt, was eine Aufsicht von oben evoziert.

Der unbekannte Maler scheint uns mit der Nase darauf stoßen zu wollen, dass es hier nicht um Irdisch-Materielles geht, sondern dass hier der Himmel beginnt, in dem andere Gesetzmäßigkeiten gelten und alles Anfassbare, Schattenwerfende, Perspektivische der einzig wichtigen Dimension des Geistlichen weicht.

Spirituelle Malerei

Auf den ersten Blick wirkt diese Miniatur wie ein naives Kunstwerk; es scheint so, als ob der Künstler die Gesetze der Perspektive nicht kennen und die drei Figuren im Mittelfeld etwas ungenau verteilen und miteinander in Beziehung setzen würde. Erst wenn wir uns die Details anschauen und sie mit dem Bibeltext in Verbindung setzen, entdecken wir, dass hier eine künstlerische Absicht vorliegt.

Die Vorstellung einer negativen Kunstentwicklung im Mittelalter steckt uns in den Knochen, weil früher Kunsthistoriker lehrten, dass die Antike die realitätsbezogene Malerei schon beherrschte, zum Beispiel durch die Darstellung der Perspektive, aber auch von Schlagschatten oder individuellen Gesichtern, dass dies dann im Mittelalter verloren gegangen sei und erst in der Renaissance wiederentdeckt und zu neuer Anerkennung geführt wurde. Auf diese Weise können wir das Mittelalter nur als einen künstlerischen Niedergang begreifen, was natürlich sehr gut zu der Vorstellung von einem „saeculum obscurum“, einer dunklen Epoche passt.

In Wirklichkeit war es nie die Absicht vorgotischer mittelalterlicher Kunst, sichtbare, berührbare Wirklichkeit darzustellen. Es kam ihr nicht auf die plastische Darstellung gemalter Figuren an, es ging ihr nicht darum, einen Raum möglichst realistisch dreidimensional darzustellen. Es ging ihr um die Darstellung des Immateriellen, des Unsichtbaren, des Geistlichen. Auf diese Weise kann sie sich Gott annähern, der nach Joh 4,24 Geist ist.

Die Facundus-Handschrift bietet dafür ein herausragendes Beispiel. Dadurch, dass sie das Himmlische Jerusalem radikal in die Fläche klappt, vermeidet sie jede Konkurrenz der dargestellten Subjekte. Die Mauern können nicht höher sein als der zentrale Innenhof der Gegenwart Gottes. Johannes oder der Engel können nicht größer sein als das Christussymbol des Lammes. Die Mitte der Welt ist das Feld mit dem Lamm. Das Lamm wird aber nicht alles beherrschend in Szene gesetzt, es bleibt eine Offenheit im zentralen Feld. „Die Völker werden in diesem Licht einhergehen (...). Ihre Tore werden den ganzen Tag nicht geschlossen“ (Offb 21, 24f.). Wir dürfen durch diese Tore einziehen in die Stadt. Es ist viel Platz in der Stadt, weil wir alle dort zu Hause sind.

Heinz Detlef Stäps

Jerusalem

Sein Zelt entstand in Salem

Das hebräische Wort „Jerusalem“ bedeutet: „Gründung des [Gottes] Schalim“. Die Bibel (Gen 14, 18) erzählt von der Begegnung Abrahams mit dem Priesterkönig Melchisedek, dem „König von Salem“. Der 76. Psalm bekennet: „Gott gab sich zu erkennen in Juda, / sein Name ist groß in Israel. / Sein Zelt entstand in Salem, / seine Wohnung auf dem Zion.“ (Ps 76, 1–3) In diesem Psalm wird die Stadt bewusst mit dem alten, archaisierenden Namen „Salem“ benannt, hebräisch „schalem“, der an das hebräische Wort „schalom“, Friede, Heil, erinnert. So soll die Schalom-Dimension der Stadt anklingen: Der Gott des Friedens wohnt in Jerusalem, die Kriegswaffen werden zerstört und die übermächtigen Feinde werden in ihrem Kriegstreiben gelähmt, sodass von Salem / Jerusalem her Gottes eigener Friede, sein „Schalom“, anbrechen kann. „Dort zerbrach er die blitzenden Pfeile des Bogens, / Schild und Schwert, die Waffen des Krieges.“ (Ps 76, 4)

Tochter Zion, freue dich

Zion, der Name der befestigten Oberstadt Jerusalems (2 Sam 5, 7.9), bezeichnet auch den Tempelberg. Die Zionspsalmen rühmen Gottes schützende, rettende Gegenwart in dieser Welt – vom Zion aus. Die ganze Stadt kann biblisch „Zion“ oder „Tochter Zion“ genannt werden. Die Bedeutung des Jerusalemer Tempels sowie die Nähe des Tempelberges zum königlichen Palast stehen zunächst im Vordergrund. Auf dem Zion thront der Gott-König JHWH (Ps 9, 12), vom Zion aus erscheint er (Ps 50, 2) und handelt an seinem Volk (Ps 53, 7). Spätere biblische Texte hoffen darauf, dass einmal alle Welt von JHWH auf dem Zion den Frieden lernen werde (Jes 2, 1–4; Mi 4, 1–5). Der Zion als Heilsort ist

nicht nur im Alten, sondern auch im Neuen Testament präsent (Hebr 12,22; Offb 14,1).

Jerusalem: wechselhafte Geschichte – bleibende Bedeutung

Jerusalem, die Stadt im judäischen Bergland, etwa 750 m über dem Meeresspiegel gelegen, wurde in der Antike durch das Hinomtal im Süden und Westen und das Kidrontal im Osten begrenzt. Ursprünglich war nur der Hügel südlich des Tempelberges besiedelt. Später wurde die Stadt auch nach Westen und Norden erweitert. Eine erste Stadtmauer lässt sich für das 18. Jh. v. Chr. nachweisen. Nach biblischer Darstellung eroberte David die von den Jebusitern, einer vorisraelitischen Bevölkerungsgruppe Palästinas, bewohnte Stadt (2 Sam 5,6–12), die nun auch „Stadt Davids“ (2 Sam 5,9) genannt wird. Jerusalem wurde nach biblischem Zeugnis, und die archäologischen Funde bestätigen dies, also nicht von David gegründet. Er nahm sie ein und machte sie zu seinem Regierungssitz. Auf der Grenze der Stammesgebiete Benjamin und Juda schuf David ein politisches Zentrum, das durch die Überführung der Bundeslade auch zum religiösen Mittelpunkt avancierte. Unter Salomo wurde durch die Errichtung des Tempels der besondere Rang Jerusalems weiter gestärkt; seine Nachfolger bauten die Sonderstellung der Stadt weiter aus. Die Reform König Joschijas von Juda um 622 v. Chr. erklärte den Jerusalemer Tempel zum einzig legitimen JHWH-Heiligtum (2 Kön 22–23).

Jerusalem: Zerstörungen und Unzerstörbarkeit

Nebukadnezzar von Babylon eroberte 587 bzw. 586 v. Chr. Jerusalem. Er ließ Stadt und Tempel zerstören und die Oberschicht deportieren. Unter den Persern konnte die Stadt nach 538 v. Chr. langsam wieder aufgebaut werden. Der Makkabäeraufstand machte Jerusalem noch einmal zum politischen Mittelpunkt ei-

nes unabhängigen Reiches (164–63 v. Chr.). Die Zerstörung durch die Römer (70 n. Chr.) konnte die immense religiöse Bedeutung der Stadt nicht schmälern. So führte die Vorstellung vom Zion als Mittelpunkt der Schöpfung und Ort der weltweiten Gottesoffenbarung (Jes 2, 2–5; 40, 5) zur Erwartung einer über alles Vorstellbare hinaus prächtigen Wiederherstellung Jerusalems in der Endzeit (Ez 40–48). Vom wunderbar neu erbauten Jerusalemer Tempel werden heilende Lebenskräfte ausgehen, die die hart gestörte Schöpfung in ihren paradiesischen Urzustand zurückverwandeln. Der Prophet sieht im 47. Kapitel aus der Tempelschwelle Wasser der Tempelquelle strömen, die zum mächtigen Fluss werden und tödliches Salzwasser in lebensfreundliches Süßwasser wandeln. „Sobald sie aber in das Meer gelangt sind, werden die Wasser gesund.“ (Ez 47, 8) Die Flora der Flussufer besitzt wunderbare Lebenskräfte, Laub, das nicht welkt, und monatlich reifende Früchte. Beides kann zum Wohle aller genutzt werden. „Die Früchte werden als Speise und die Blätter als Heilmittel dienen.“ (Ez 47, 12) Die heilenden Wasser aus dem Heiligtum in Jerusalem erneuern kraftvoll das bedrohte, beschädigte Leben im ganzen Land.

Sie war geschmückt wie eine Braut

„Einen neuen Himmel und eine neue Erde“ sieht der Visionär Johannes (Offb 21, 1). In seine große Schau der neuen Schöpfung (Offb 21) fügt er die Herabkunft des neuen Jerusalem ein, das Gott im Himmel von Anbeginn als ewige Wohnstatt für die bereithält, die ihm die Treue gehalten haben (Offb 21, 9–22, 5). Die Stadt ist als himmlische Gottesstadt und Urbild des irdischen Jerusalem die von Gott vorbereitete Wohnung der Erlösten. Das neue Jerusalem wird auch als „Braut“ charakterisiert. „Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommen; sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat.“ (Offb 21, 2) Die Rede von Jerusalem als

Braut verweist darauf, dass Gott sich mit seinem Volk in beständiger Liebe und Treue verbinden will: eine Überzeugung, die Altes und Neues Testament aufs Engste verbindet. In unübersehbarer Nähe zu Ezechiels Vision sieht auch Johannes den paradiesischen Strom des Lebens in Jerusalem entspringen: „Zwischen der Straße der Stadt und dem Strom, hüben und drüben, steht ein Baum des Lebens. Zwölfmal trägt er Früchte, jeden Monat gibt er seine Frucht; und die Blätter des Baumes dienen zur Heilung der Völker.“ (Offb 22,2)

Susanne Sandherr

„Nächstes Jahr in Jerusalem!“

Jerusalem hat eine wohl dreitausendjährige jüdische Geschichte. Um 1000 v. Chr. wurde *Jeruschalajim* unter König David zur Hauptstadt des in seiner Zusammengehörigkeit immer prekären Nord- und Südreiches. Davids Nachfolger Salomo erbaute auf dem heutigen Tempelberg den ersten, von den Babyloniern 586 zusammen mit der ganzen Stadt zerstörten Tempel. 515 v. Chr. wurde der in persischer Zeit errichtete zweite Tempel eingeweiht. Herodes der Große, gestorben um 4 v. Chr., renovierte den zweiten Tempel schließlich in großem Stil. Das Areal des Tempelplatzes hatte er durch Aufschüttungen enorm erweitern lassen. Der römische Kaiser Titus aber ließ Tempel und Stadt 70 n. Chr. gnadenlos dem Erdboden gleichmachen. Nach 135 n. Chr. erfolgte die römische Neugründung der Stadt unter dem religiös und politisch verhöhnenden und vernichtenden Namen „*Colonia Aelia Capitolina*“, der auf Kaiser Hadrian und auf Jupiter, die oberste Gottheit des römischen Pantheons, verwies.

Unter christlicher – und muslimischer Herrschaft

Im 4. Jahrhundert baute Kaiser Konstantin Jerusalem zu einer christlichen Stadt aus. Der Tempelberg blieb nach den brutalen Zerstörungen durch die Römer und bis zur muslimischen Eroberung im Jahre 634 unbebaut, doch schon gegen Ende des 7. Jahrhunderts standen dort der muslimische Felsendom und die Al-Aqsa-Moschee. Die muslimischen Eroberer vernichteten die christlichen Heiligtümer zunächst nicht, und eine gewisse, wenn auch immer beschwerte und schwer bedrohte jüdische Präsenz hielt sich sowohl unter christlicher als auch muslimischer Vorherrschaft.

Die Reise nach Jerusalem

Für das Judentum war Jerusalem durch die Jahrhunderte, fast Jahrtausende, der Zerstreuung hindurch ein unvergleichlicher Sehnsuchtsort geblieben. Die unmögliche, die lebensgefährliche Reise nach Jerusalem. Alles andere als ein Kinderspiel. Wir haben ein lustiges oder hämisches, schadensfrohes Gesellschaftsspiel daraus gemacht. Ich erinnere mich an so manche Kindergeburtstage. Mir hat es damals einfach Spaß gemacht. Mit jedem Schluss des Sedermahls und mit jedem Abschluss des Versöhnungstages verband sich für jüdische Menschen aber die lebensleitende Hoffnung, nächstes Jahr in Jerusalem feiern zu können. Die Reise nach Jerusalem.

Gast sein im Heiligen Land

Der katholische Dogmatiker Josef Wohlmuth, herausragender Kenner Jerusalems und des Heiligen Landes, wegweisende und verbindliche Stimme im katholisch-jüdischen Gespräch, erinnert in seinem erzählenden und theologisch reflektierenden Reisebuch „Gast sein im Heiligen Land“ an den großen mittelalterlichen jüdischen, aber auch im arabischen Sprachraum heimischen Dichter Jehuda Halevi (1074–1141). Der deutsche, jüdische Philosoph, gemeinsam mit Martin Buber bedeutsamer Übersetzer der hebrä-

ischen Bibel, jüdisch-christlicher Brückenbauer, Franz Rosenzweig (1886–1929), hatte ein berühmtes Jerusalem-Gedicht Halevis neu übersetzt, das, wie Wohlmuth schreibt, „in Wirklichkeit ein Klage-lied ist“. Es geht um Halevis schmerzliche Ode „An Zion“. Jahr für Jahr wird es am 9. Av, dem jüdischen Gedenktag des Brandes des ersten und zweiten Tempels, in den Synagogen vorgetragen.

Pilgerschaft

Josef Wohlmuth zufolge steigern sich in Jehuda Halevis Poem und dessen jüdischer Überlieferung und Rezeption „Schmerz und Sehnsucht zu einer Intensität, dass man ahnen kann, was der Blick auf das Verlorene an Kräften freisetzte, wenn auch zunächst nur zur Pilgerschaft“. Auch christliche Pilgerinnen und Pilger könnten, so der katholische Denker, in der Nähe der heiligen Stätten diesen Schmerz, diese Sehnsucht, in behutsamer und beschämter Solidarität, erahnen. Und er antwortet auf diese bleibende Herausforderung mit einem eigenen Gedicht, mit einem leisen, aber deutlichen, guten, geistlichen Wunsch:

Susanne Sandherr

Kasten der Gegenwart Gottes: die Bundeslade

In dem Abenteuerfilm „Der Jäger des verlorenen Schatzes“, in dem ein Archäologe und einige Nazischergen die Bundeslade aufspüren und sich einen rasanten Kampf darum liefern, wird die Lade schließlich am Ende des Films in einer Kiste verpackt in ein riesiges Depot geschoben, um dort wohl für immer zu verschwinden. Stoff für solche Geschichten hat die Bundeslade schon viel geliefert. Bis heute ist sie verschwunden, vermutlich aber ist sie schlicht bei der Eroberung des Tempels vor rund 2600 Jahren in Jerusalem verbrannt.

Zeichen für den Bund mit Gott

Eine „Lade“ ist eigentlich ein hölzerner Kasten, für uns bekannt noch aus Worten wie „Schublade“. Die heilige Lade der Israeliten wird sehr genau im Buch Exodus beschrieben in (Ex 25, 10–22). Sie war 1,25 Meter lang und 75 Zentimeter breit. Der eigentliche Kasten bestand aus Akazienholz, das mit Gold überzogen wurde. Ebenso aus purem Gold waren die Deckplatte sowie Ringe, durch die Stangen für den Transport gesteckt werden konnten. Auf dem Deckel waren zwei Cherubim-Figuren. Der Deckel selbst war ganz aus Gold gefertigt und wurde auch „Gnadenstuhl“ genannt. In der Lade wurden die Steintafeln mit den Zehn Geboten aufbewahrt. Außerdem befand sich in der Lade der goldene Krug mit dem Manna und der Stab Aarons, der gesprosst hatte (vgl. Hebr 9, 4–5). Die Bundeslade erinnerte an den Bund, den Gott mit Mose auf dem Berg Sinai geschlossen hatte. Daher stammt auch ihr Name „Bundeslade“; sie wird auch „Lade des Bundes“, „Lade des Zeugnisses“ oder „Lade des Herrn“ genannt.

Thron der Gegenwart Gottes

Nach dem Auszug aus Ägypten führten die Israeliten die Bundeslade auf ihrem Weg durch die Wüste mit sich. Sie begleitete das Volk auch bei den Kriegen um das Gelobte Land (vgl. Num 33–36). Als das Volk Israel den Jordan erreichte, wurde die Lade durch die Priester vor dem Volk getragen, um ihm den Weg zu weisen (Jos 3, 3.4). Als sich das Volk niederließ, wurde die Lade zunächst im Heiligtum von Schilo (1 Sam 4, 3) aufbewahrt. König David holte sie nach Jerusalem, wo sie dann auch in den von Salomo neu gebauten Tempel gestellt wurde (1 Kön 8, 1–11). Für das Volk Israel war die Lade sichtbares Zeichen für die Gegenwart Gottes. Man stellte sich vor, dass Gott selbst auf der Lade „thronete“ und sie sein Fußschemel sei (vgl. 1 Chr 28, 2; Ps 132, 7). Vor ihr wurden am Versöhnungstag die Sühnehandlungen vollzogen. Im Hebräerbrief und später auch von den Kirchenvätern wurde die Lade als Bild Christi gedeutet, in dem Gott selbst unter den Menschen wohnte.

In Äthiopien verschwunden?

Bis heute suchen Forscher und Abenteurer nach ihr. Hartnäckig hält sich das Gerücht, ein Priester habe die Bundeslade in einem Geheimgang des Tempelbergs verborgen, wo sie von Kreuzrittern wiederentdeckt und an den Vatikan gesandt worden sei. Andere vermuten, sie sei in einer geheimen Kammer im Tempelberg verborgen. Nach der Überlieferung der äthiopischen Kirche wurde die Bundeslade von Menelik, dem Sohn von Salomo und der Königin von Saba, gestohlen und durch einen Nachbau ersetzt. Daher befinde sich die eigentliche Lade heute in Aksum, der heiligen Stadt Äthiopiens. Dort wird sie in der Kirche der Heiligen Maria von Zion aufbewahrt und ständig von einem Mönch bewacht. Nur dieser Wächter darf die Lade unverhüllt anschauen, selbst dem Oberhaupt der äthiopisch-orthodoxen Kirche ist dies nicht

erlaubt. Vermeintliche Entdeckungen der Bundeslade oder Teilen davon werden relativ häufig gemeldet. Bestätigt wurde aber bislang keine dieser angeblichen Entdeckungen. Wahrscheinlich bleibt die Bundeslade für immer verschollen.

Marc Witzenbacher

Öffnet eure Tore, Fürsten, öffnet sie

Gated Community oder irritierend offenes Haus Gottes

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 282.

Das Lied „Öffnet eure Tore, Fürsten, öffnet sie“ findet sich erstmals 1846 im „Gesang- und Gebetbuch der Diözese Trier“. Von dem Münsteraner katholischen Aufklärungstheologen Christoph Bernhard Verspoell (1743–1818) stammen die Worte (1810). Verspoells Lieder – „Menschen, die ihr wart verloren“, „Wahrer Gott, wir glauben dir“, „Fest soll mein Taufbund immer stehn“ – haben bis in unsere Zeit viele Menschen begleitet. Der Trierer Domkapellmeister Stephan Lück steuerte 1846 die Weise bei.

Der in der Krippe für uns hat geweint

Dem ursprünglich vierstrophigen Lied wurde 1955 die dritte Strophe genommen, die auf das Geheimnis der Inkarnation, auf die zu Weihnachten von der Christenheit gefeierte Fleisch- und Menschwerdung des Ewigen Wortes anspielt. „Oh, ihr Völker alle, freut euch und frohlockt, / frohe Lobgesänge jauchzet eurem Gott! / Er, der in der Krippe für euch hat geweint, / er herrscht nun als König über alle Welt.“ War das zu peinlich, dass das Kind im Futterkasten weinte? Das Konzil von Chalkedon erkennt und bekennt indessen im Jahre 451 von Jesus, dem Christus, dem

Herrn: „vollkommen in der Gottheit, vollkommen in der Menschheit“. Das Krippenkind hat geweint. Nicht schön. Oder doch? Oder befand man die Aussage als zu kurzschlüssig, dass der Säugling „für euch“, also für uns, weinte? Das dreifache österliche Halleluja beschloss wie die anderen auch diese umstrittene und schließlich getilgte Strophe.

Gott stieg empor unter Jubel

Die ehemals vierte wurde nun zur dritten und abschließenden Strophe. Allerdings verschwanden so auch die beiden Anfangsverse der vierten Strophe: „Unter lautem Jubel mit der frohen Schar / fuhr er auf in Glorie zu des Vaters Reich.“ Das starke Himmelfahrtsmotiv aus Psalm 47,6 wurde dadurch geschwächt bzw. gelöscht. „Gott steigt empor unter Jubel, / der HERR beim Schall der Hörner.“

Gott ist König – Christkönig

Ursprünglich eng mit dem Fest Christi Himmelfahrt verbunden, in seiner vierstrophigen Form, regt unser Lied, auch noch in seinen drei Strophen, bleibend zum Nachdenken über das Königtum Gottes, des Vaters, und über das Königtum des leidenden, sterbenden, gestorbenen und beigesetzten, von Gott jedoch aus dem Tode geretteten und zu seiner Rechten erhöhten geliebten Kindes an. Das Ende ist kein Ende. „Christkönig“!

In den Fußstapfen der Kirchenväter

Die Alte Kirche erkannte im Psalter ein Buch, das auf Christus hinweist. „Psalmus vox de Christo / Psalmus vox Ecclesiae ad Christum / Psalmus vox Christi ad Patrem“ – der Psalm ist die Stimme Christi und die Stimme der Gemeinschaft, die sich vertrauend an ihn wendet, und zugleich die Stimme des Christus

Jesus, der das Gehör des Vaters sucht. In den Worten „Öffnet eure Tore, Fürsten, öffnet sie“ klingt zweifellos der 24. Psalm an, vermutlich ein dialogischer Prozessionsgesang für den Einzug in den Jerusalemer Tempel.

Der 24. Psalm

In diesem Prozessionsgesang ist Israels Heilsgeschichte im Blick: JHWH erwies sich beim Auszug aus Ägypterland, beim Einzug ins Gelobte Land, als König, als Schutzmacht, als Held – wider alle Wahrscheinlichkeit. Aber stehen nicht vielmehr der hochgerüsteten Supermacht Ägypten all diese Attribute zu? Ja und nein. Es handelt sich um den Kern der überlieferten Gotteserfahrungen, um Wider-Fahrnisse im Wortsinne, die Israel, und den frommen und hellwachen Israeliten Jesus, für Gottes Überraschungen sensibilisierten. Und mit ihm seine Freunde und Freundinnen, die sich so schließlich aus ihrer Trauer und ihrem depressiven Tiefschlaf, der gar nicht erholsam war, wecken ließen. Der geliebte Gemordete lebt. Lebt bei Gott, ist erhöht zu ihm, zu seiner Rechten, und durch seine helfende Hand.

JHWH ist König

Bedeutende biblische Grundlagen des Verspoellschen Liedes sind neben dem 24. Psalm auch die bekannten JHWH-König-Psalmen, die verkünden: „Gott ist König“ (Ps 47, 3.8; Ps 93, 1; Ps 95, 3; Ps 96, 10; Ps 97, 1; Ps 99, 1). Dein Gott, Israel, herrscht nun als König über alle Welt! Und, so die christliche, die christologische Interpretation, in dieses königliche Heilswirken ist Jesus von Nazaret hineingenommen worden, hineingezogen, sogar über die letzte, die Todesschwelle. Gerettet. Zum Wohl der Welt.

Susanne Sandherr

Macht und Mythen: der Templerorden

Kaum ein Orden ist so geheimnisumwoben wie der Templerorden. Auch wenn der eigentliche Templerorden bereits vor 700 Jahren aufgelöst wurde, ist seine Geschichte nach wie vor Stoff für viele Romane, Legenden und Verschwörungstheorien. Am bekanntesten ist vermutlich Dan Browns Bestseller „Sakrileg“, in dem eine berühmte Legende rund um die Templer eine wichtige Rolle spielt: die Ritter seien die Beschützer des Heiligen Grals.

Schutztruppe für Pilger

Im Jahr 1119 schlossen die beiden französischen Ritter Hugo von Payens und Godefrov de Sant Omer in Jerusalem einen Bund, aus dem heraus sich der Templerorden entwickelte. Ihr offizieller Name war „Orden der armen Ritter Christi“, gemeinhin wurden sie aber „Ritter des Tempels von Salomon“ oder schlicht Tempelherren genannt. Bei der Eroberung Jerusalems 1099 im ersten Kreuzzug wurde die auf den Mauern des salomonischen Tempels errichtete Al-Aqsa-Moschee zunächst als Königspalast genutzt. Einen Flügel des Gebäudes nutzte der neue Orden als Hauptquartier, was ihm seinen Namen gab. Ihre Aufgabe sahen die Ritter vor allem im Schutz der Pilger, die nach dem ersten Kreuzzug in das Heilige Land reisen wollten. Aus Pilgertagebüchern geht hervor, dass eine Reise in das Gebiet um Jerusalem und die heiligen Stätten äußerst gefährlich war. Die Templer verstanden sich daher im Gegensatz zu religiösen Ritterorden wie den Johannitern oder dem Deutschen Orden mehr als eine Art Militärorden, man nannte sie missverständlich auch „Kriegermönche“. Bernhard von Clairvaux (1090–1153) entwarf für die Templer eine strenge Regel, die sich an den Zisterziensern orientierte. Von Papst Honorius II. (1124–1130) wurden die Templer im Jahr 1128 auf dem Konzil in Troyes offiziell anerkannt. Angeführt wurden die Tem-

pelritter von einem Großmeister, darunter bestanden drei Rangfolgen: Ritter, Kapläne und dienende Brüder. Die Ordenstracht, einen weißen Mantel mit achtspeitzigem rotem Kreuz auf der linken Brustseite, durften aber nur die Ritter tragen.

Erfinder des Scheckwesens

Dank ihrer straffen und guten Organisation sowie einer brillanten Geschäftsidee stiegen die Templer zu einer Art globalen Wirtschaftsunternehmen auf. Sie brachten regelmäßig Geld und verschiedene Güter von Europa nach Palästina und entwickelten ein Bankensystem, das bald europäische Herrscher und Adelshäuser nutzten: Man zahlte in einer der viele Komtureien einen Geldbetrag ein, für den man eine Quittung erhielt. In Palästina konnte das Geld bei den Templern wieder „abgehoben“ werden. So musste man keine großen Geldbeträge auf die Reise mitnehmen. Sie gelten damit als Erfinder des Scheckwesens, und das brachte dem Templerorden großen Reichtum ein.

Vorwurf der Häresie

Nach den Kreuzzügen zogen sich die Templer aus Palästina zurück und bauten ihre Zentren in Europa weiter aus, Hauptsitz wurde Sainte-Eulalie-de-Cernon in Südfrankreich. Durch ihren Reichtum und ihren Einfluss gerieten sie zunehmend in Konflikte mit verschiedenen weltlichen und kirchlichen Obrigkeiten. Dies führte sogar im Jahr 1307 zu der gemeinsamen Anweisung von König Philipp IV. von Frankreich und Papst Clemens V. (1305–1314), sie durch die Inquisition verfolgen zu lassen. Am Freitag, dem 13. Oktober 1307, wurden in einer Art Razzia alle Komtureien in Frankreich gestürmt und rund 2000 Brüder verhaftet, das Vermögen konfisziert. Zahlreiche Templer wurden gefoltert und sagten unter Folter aus, sich der Gotteslästerung schuldig gemacht zu haben. Eine eigens von Papst Clemens durchgeführte

Untersuchung widerlegte allerdings die Vorwürfe, der Häresievorwurf wurde zurückgenommen. Doch wurde vor allem auf Druck des französischen Königs der Orden trotzdem im Jahr 1312 während des Konzils in der Kathedrale in Vienne verboten und sein Besitz an den rivalisierenden Johanniterorden übertragen. 1314 wurde auf Befehl des Königs auch der letzte Großmeister der Templer, Jacques de Molay, auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Noch in den Flammen soll er den Papst verflucht haben, weshalb Clemens V. später auch von einigen „der verfluchte Papst“ genannt wurde.

Neugründung des Ordens

Ihren größten Einfluss hatten die Templer in England und Frankreich, in Deutschland hatten sie im Deutschen Orden eine meist übermächtige Konkurrenz. Doch erinnern bis heute einige Burgen, Kirchen und Ruinen sowie Straßen- und Ortsnamen an die Templer. So gehörte beispielsweise der heutige Berliner Bezirk Tempelhof zu den Besitztümern des Templerordens. In vielen Legenden und Verschwörungstheorien spielten die Templer eine Rolle. Man munkelte, einige Templer hätten im Untergrund überlebt: sie hätten Nordamerika entdeckt und die Französische Revolution organisiert. Aus ihnen seien die Freimaurer entstanden, zudem hüteten die Templer das Geheimnis des Heiligen Grals. Im 18. Jahrhundert wurden verschiedene Organisationen gegründet, die den Namen des Templerordens tragen oder einen Bezug zum früheren Orden herstellen. Den bis heute bestehenden Laien-Ritterorden können Mitglieder der römisch-katholischen oder einer der im Ökumenischen Rat der Kirchen zusammengeschlossenen Kirchen beitreten. Die verschiedenen Priorate und Komtureien kümmern sich um die Christen im Heiligen Land und unterstützen dort zahlreiche karitative Projekte.

Marc Witzenbacher

Epiklesen – Bitte um Anteilgabe an der Vollendung des Heilswerkes Christi

Eucharistiegebet (II)

Nachdem der gedenkende Abschnitt in der „speziellen Anamnese“ zum Abschluss kommt, wechseln die Eucharistiegebete mit der sogenannten „Epiklese“ in die bittende Sprachform. Dieses Wort kommt vom griechischen „epikaleín“, das „herbeirufen“, „anrufen“ bedeutet. Häufig wird in Gebeten Gott angerufen, eine Sache oder einen Menschen zu heiligen oder die zentrale Wirkung der Feier herbeizuführen.

Bezogen auf die Eucharistie sind die frühesten Zeugnisse solcher Epiklesen die sogenannten „Komm-Epiklesen“, die Christus selbst um sein Kommen anrufen. Es handelt sich letztlich um Bitten um die endzeitliche Wiederkunft Christi, die in der Eucharistiefeyer sakramental vorweggenommen wird. Daraus haben sich die heutigen Geist-Epiklesen entwickelt, in denen Gott gebeten wird, den Heiligen Geist zu senden und die erwünschte Heiligung zu vollziehen.

Heutige Geist-Epiklesen

Unsere heutigen Eucharistiegebete kennen zwei dieser Epiklesen. So lautet etwa die „Kommunionepiklese“ im zweiten Hochgebet nach der speziellen Anamnese: *„Wir bitten dich: Schenke uns Anteil an Christi Leib und Blut und lass uns eins werden durch den Heiligen Geist.“* Sie steht in inhaltlicher Verbindung mit der sogenannten „Wandlungsepiklese“, die in den Hochgebeten der römisch-katholischen Kirche schon unmittelbar vor den Einsetzungsworten steht, während sie in östlichen mit der Kommunionepiklese kombiniert hinter der speziellen Anamnese ihren Platz hat. In unserem zweiten Hochgebet lautet diese Wandlungsepiklese: *„Sende deinen Geist auf diese Gaben herab und heilige*

sie, damit sie uns werden Leib und Blut deines Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus.“ Auch wenn beide Epiklesen getrennt sind, gehören sie sachlich eng zusammen. Sie bilden die *eine* Bitte an Gott aufgrund des vorherigen Gedenkens, durch den Heiligen Geist in der aktuellen Feier zu wirken und sie ihrem Zielpunkt, ihrer Heilswirksamkeit und Fruchtbarkeit entgegenzuführen.

Während die Gabenepiklese instrumentalen Charakter hat, geht es der Kommunionepiklese um das tatsächliche Ziel der Feier, zu dem das Essen und Trinken der konsekrierten Gaben führen möchte: *„Anteil an Christi Leib und Blut“* zu schenken und so *„eins (zu) werden durch den Heiligen Geist“*. Die ganze Feier bezweckt die Wandlung der Kommunikanten, die mit Christus und untereinander eins werden sollen. Recht deutlich kommt dies im dritten Hochgebet zum Ausdruck: *„Stärke uns durch den Leib und das Blut deines Sohnes und erfülle uns mit seinem Heiligen Geist, damit wir ein Leib und ein Geist werden in Christus.“*

Dass Gaben- und Wandlungsepiklesen in der römischen Liturgie getrennt sind – und in der Folge gedenkende und bittende Teile in den Eucharistiegebeten ineinander verschränkt werden – ist aus der Annahme zur Zeit des Konzils abgeleitet, dies sei eine Eigenheit des römischen Ritus. Zudem fürchtete man um eine Relativierung der konsekratorisch verstandenen Einsetzungsworte. Die Eucharistiegebete des Ostens und auch der mit Rom unierten östlichen Kirchen führen beide Epiklesen-Elemente zusammen hinter der speziellen Anamnese und erhalten so eine sehr klare, im Hören eingängige Struktur. In der zentralen Aussage der Epiklese sind sich aber die Kirchen in Ost und West einig: Die in der Kommunion geschenkte Vereinigung mit Jesus Christus und untereinander ist ein Geschenk Gottes, bewirkt durch die Kraft des Heiligen Geistes.

Die Interzessionen

Die gedenkende und dankbare Vergegenwärtigung von Gottes Wirken in der Geschichte und besonders in Jesus Christus zielt auf die sakramentale Vergegenwärtigung dieses Heilswirkens im Mahl. Es geht dabei nicht nur um eine Vergegenwärtigung des „Vergangenen“, sondern auch des noch ausstehenden „Zukünftigen“, der Vollendungsgestalt der Königsherrschaft Gottes in der Wiederkunft Jesu Christi. Die zukünftige Gestalt bezieht sich auf die Kirche in ihrer Gesamtheit, wie anschließend an die Kommunionepiklese entfaltet wird. Der dafür im Messbuch verwendete Begriff „Interzessionen“ (etwa: „Eintreten für“) gibt das Gemeinthe unzureichend wieder. Es handelt sich immer um Bitten um die Vollendung der verschiedenen Teile der Kirche, die in ihrer irdischen Gestalt, in den Verstorbenen und in den Heiligen in den Blick kommt.

Die Bitte für die sichtbare Kirche lautet im zweiten Hochgebet: *„Gedenke deiner Kirche auf der ganzen Erde und vollende dein Volk in der Liebe, vereint mit unserem Papst N., unserem Bischof N. und allen Bischöfen, unseren Priestern und Diakonen und mit allen, die zum Dienst in der Kirche bestellt sind.“* Die Reihung klingt zunächst wie eine Nennung kirchlicher Honoratioren. Die Formulierung *„und vollende dein Volk in der Liebe“* macht aber deutlich, dass es um eine Entfaltung der Kommunionepiklese geht, die um die Einheit mit Christus und untereinander bittet. Das dritte Hochgebet erweitert *„und das ganze Volk deiner Erlösten“*, um deutlich zu machen, dass alle Getauften hier mitgemeint sind, da sie die Kirche ausmachen.

Zu dieser gehören aber auch alle Verstorbenen, von denen des Weiteren die Rede ist. Die ganze Kirche aus Lebenden und Verstorbenen bittet um Einheit und Vollendung. Und schließlich gehören zur Kirche nach katholischem Verständnis auch die Heiligen, die diese Vollendung bereits erlangt haben.

Die Interzessionen machen in sprachlich-symbolischer Form die Kirche aller Zeiten präsent. Sie bittet, durch die Christusbe-

gegnung im Mahl zur Vollendung zu gelangen. Es geht um ein Ausgreifen in die Kirche der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft, aller Zeiten und aller Orte. Gerade diese umfassende, die gesamte Kirche angehende Dimension wird bei der Kommunion der oder des Einzelnen nicht so deutlich, sondern eher im großen Gebetsvollzug des Eucharistiegebets. Es geht in der nun folgenden Kommunion nicht allein um ein individuelles Heil, sondern um die Verwandlung der Welt durch das gnädige Handeln Gottes!

Friedrich Lurz

Erstes Lektionar für die Wochentage im Jahreskreis

Die Überführung der Texte der revidierten Einheitsübersetzung von 2016 in Lektionare für die Messfeier ist im Advent 2018 gestartet und geht nun in die Zielgerade. Bereits erschienen sind die Lektionare für die Sonntage der drei Lesejahre, das Evangeliar für Sonntage und Feste, das Lektionar für die Sakramentenfeiern sowie das Lektionar für die Wochentage der geprägten Zeiten. Nun werden als Letztes die beiden Lektionare für die Wochentage im Jahreskreis publiziert; das erste soll Anfang November erscheinen. Bei den Wochentagen gibt es zwei Lesejahre, die für die einzelnen Tage das Evangelium und den vorausgehenden Ruf gemeinsam haben, aber unterschiedliche Lesungen und dazu passende Antwortpsalmen besitzen. Bei den Lesungen handelt es sich in der Regel um Bahnlesungen, sodass wesentliche Teile der Bibel während des Kirchenjahrs zur Verkündigung kommen.

Alle Lesungstexte in revidierter Fassung

Buchtechnisch können diese beiden Lesejahre I und II zusammengefasst werden, um Platz zu sparen. Der erste, nun erschei-

nende Band enthält die Texte bis zur 17. Woche im Jahreskreis für beide Lesejahre. Der zweite Band wird die Wochen 18 bis 34 umfassen. Dies hat auch Auswirkungen auf MAGNIFICAT selbst. Wir freuen uns, dass wir im neuen Kirchenjahr nun alle Lesungstexte der Eucharistiefeyer unseren Leserinnen und Lesern in der Fassung der revidierten Einheitsübersetzung anbieten können, wie dies schon lange gewünscht wurde.

Friedrich Lurz

Die Feier der Heiligen Messe – Lektionar. Band V: Jahreskreis 1: Die Wochentage und Gedenktage der Heiligen im Jahreskreis, 1.–17. Woche. Herausgegeben von der Deutschen Bischofskonferenz, der Österreichischen Bischofskonferenz, der Schweizer Bischofskonferenz sowie den (Erz-)Bischöfen von Luxemburg, Bozen-Brixen und Lüttich. Durchgehend zweifarbig. [Verlegergemeinschaft Liturgie] 2023, 928 Seiten, € 110,00 (D) / € 113,10 (A). ISBN 978-3-451-32215-0

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 367) bestellen.

Seliger des Monats: Adalbert von Tegernsee

Die Jahreszahl 746 steht als Gründungsjahr des Klosters auf jeder Bierflasche „Tegernseer Helles“. Bis heute befindet sich die Brauerei in Gebäuden des ehemaligen Klosters am Tegernsee. Das Unternehmen versteht sich als Nachfolger einer angeblich um das Jahr 1000 gegründeten Bierbrauerei im Kloster. Die heutige Brauerei wurde jedenfalls im Jahr 1675 eingerichtet, als Abt Bernhard Wenzel die nötigen Braurechte von Holzkirchen nach Tegernsee holte. Eine lange Tradition hat das Kloster in jedem Fall. Gegründet wurde es von Adalbert und Otkar, zwei vermut-

lich aus der Bretagne stammenden Brüdern. Ob die Jahreszahl der Gründung tatsächlich stimmt, lässt sich nicht nachweisen, vermutlich ist die Angabe zu früh.

Gründer stammen aus der Bretagne

Unter dem Hochaltar der Tegernseer Kirche ruhen die Gebeine der beiden Gründer. Wie kamen die beiden Brüder aus Frankreich an den Tegernsee? Dazu erzählt man sich die „Schachbrettlegende“: Der Sohn des Frankenkönigs Pippin verlor gegen den Sohn Otkars im Schach und soll ihn anschließend im Jähzorn erschlagen haben. Otkar soll daraufhin zusammen mit seinem Bruder Adalbert der Welt entsagt und sich auf den Weg gemacht haben, um ein Kloster zu gründen. Historisch lässt sich dies nicht gesichert rekonstruieren. Vermutlich ist Adalbert um das Jahr 740 geboren, was eine Untersuchung der Gebeine im Jahr 2016 ergab. So wird das Kloster wahrscheinlich erst später gegründet worden sein. Aus den Knochen konnte man zudem auf einen hohen Fischkonsum schließen, was eine Herkunft aus der Bretagne nahelegt, denn zu dieser Region passe sowohl der Verzehr von Meeresfischen als auch andere Indikatoren der Ernährung, wie sie in der Untersuchung festgestellt werden konnten. Der Legende nach sollen die beiden Brüder aus der altbayerischen Adelsfamilie der Huosi stammen, das wurde durch die Untersuchung allerdings infrage gestellt. Jedenfalls gelten die beiden als die Stifter des Klosters am Tegernsee, wo sie eine Mönchsgemeinschaft gründeten und die ersten Bauten errichteten. Adalbert soll der erste Abt des Klosters gewesen sein, während Otkar als Laienbruder wirkte. Otkar war zwar jünger als Adalbert, starb aber schon vor seinem Bruder. Adalbert soll am 1. November 804 gestorben sein, dies ist auch sein Gedenktag. Im Jahr 1693 wurden die Reliquien der beiden Stifter unter den Hochaltar der Kirche St. Quirin am Tegernsee übertragen.

Marc Witzenbacher

Welttag der Wissenschaft

Am 10. November wird der Welttag der Wissenschaft für Frieden und Entwicklung begangen. Dieser Tag wurde 2001 von der UNESCO, der Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur, ausgerufen und wird seitdem jährlich begangen. Dass Wissenschaft eine besondere Rolle in der Förderung des Friedens innehat, auch des gesellschaftlichen Zusammenhalts, ist spätestens seit der Corona-Pandemie und den Zeiten von Fake News oder Verschwörungsmethoden offensichtlich geworden. Um sich an wissenschaftlichen Ergebnissen orientieren zu können, müssen diese mit anerkannten Methoden und transparent erzielt worden sein. Das Vorgehen muss nachvollziehbar und von mehreren Forscherinnen und Forschern begleitet worden sein. In demokratischen Gesellschaften haben Parteien und Zivilgesellschaft die wichtige Aufgabe, die wissenschaftlichen Erkenntnisse zu deuten und auch kontrovers zu diskutieren.

Wissenschaft dient dem Frieden

Der Tag soll zugleich auch das Bewusstsein dafür stärken, dass wissenschaftliche Ergebnisse, vor allem auch naturwissenschaftliche Forschung, nicht absolut sind und die Welt nicht gänzlich „erklären“ können. Der Welttag soll zur Bewusstseinsbildung beitragen, zu Diskussionen anregen und der Öffentlichkeit zeigen, welchen Einfluss Wissenschaft und Forschung auf das eigene Leben haben. Die Wissenschaft muss auch die Verantwortung übernehmen, mit ihren Ergebnissen und der Grundlagenforschung dem Frieden nachhaltig zu dienen. Durch den Welttag soll auch die internationale Solidarität in diesem Sinne gestärkt werden. Zudem sollen Staaten darauf hingewiesen werden, dass nur eine freie Wissenschaft auch offen und friedenssichernd arbeiten kann. Seit dem ersten Welttag der Wissenschaft hat die UNESCO zahlreiche Projekte ins Leben gerufen, die gerade in Konfliktgebieten die friedensstiften-

de Rolle der Wissenschaft unterstreichen sollen. Ein Beispiel dafür ist die Israeli-Palestinian Science Organization (IPSO). Informationen zum Welttag der Wissenschaft und eine Liste mit Projekten sowie weiteren Materialien finden sich auf der Website der UNESCO (englisch) unter <https://www.unesco.org/en/days/science-peace-development>.

Marc Witzenbacher

100 Jahre Loriot

Sein Humor hat ganze Generationen geprägt. Seine TV-Skette sind schon zu Lebzeiten Klassiker gewesen: die beiden Herren in der Badewanne, Weihnachten mit den Hoppenstedts oder der Lottogewinner Erwin Lindemann. Seine beiden Kinofilme „Ödipus“ und „Pappa ante portas“ haben gezeigt, dass er auch das große Format beherrschte. Bernhard Victor Christoph-Carl von Bülow alias Loriot war und ist bei vielen bis heute präsent und bringt noch immer Menschen zum Lachen. Am 12. November wäre Loriot 100 Jahre alt geworden.

Ein adeliger Tausendsassa

Sein Künstlernahe verwies auf seine adelige Herkunft. Denn der Pirol, französisch „loriot“, ist das Wappentier der von Bülows, einem alten mecklenburgischen Adelsgeschlecht aus dem 13. Jahrhundert. Vicco von Bülow, wie sein Name abgekürzt wurde, ist am 12. November 1923 als Sohn eines Polizeileutnants in Brandenburg an der Havel geboren. Er war eigentlich Zeichner, hatte Malelei und Grafik studiert, sich zunächst als Karikaturist einen Namen gemacht und vor allem in der Werbung gearbeitet. Von Bülow war seit 1951 mit Romi Schlumbom, einer Kaufmannstochter und Modeschülerin, verheiratet und lebte seit 1963 mit seiner Familie in

der Nähe des Starnberger Sees. Von 1967 bis 1972 moderierte Lorient die Fernsehsendung „Cartoon“ für den Süddeutschen Rundfunk. Ursprünglich war es eine Sendereihe mit internationalen Zeichentrickfilmen, in die Lorient immer mehr seine eigenen Werke einbrachte. Später baute er auch gespielte Sketche in die Folgen ein; so begann seine steile Fernsehkarriere. 1976 wurde die erste Folge der sechsteiligen Fernsehserie „Lorient“ bei Radio Bremen gezeigt, in der sowohl Zeichentrickfilme als auch gespielte Sketche von Lorient gezeigt wurden. Seine kongeniale Sketchpartnerin war dabei Evelyn Hamann. Die Serie machte Lorient zu einem festen Bestandteil deutscher Fernsehgeschichte. Seine Liebe zur klassischen Musik setzte Lorient nicht nur humoristisch in Szene. Er inszenierte auch 1986 in Stuttgart die Oper „Martha“ und 1988 den „Freischütz“ in Ludwigsburg. 2003 wurde er zum Honorarprofessor für Theaterkunst an der Berliner Universität der Künste ernannt.

„Der liebe Gott kann lachen“

Lorient hatte die Gabe, feinfühlig und nicht verletzend die Schwächen der Menschen und damit auch seine eigene Schwäche zu zeigen und Menschen damit zum Lachen zu bringen. Sein feiner Sinn für Witz und Humor ließ die Zuschauerinnen und Zuschauer in den Spiegel schauen, und das machte seine Sketche so sympathisch. Kein Lachen auf Kosten anderer, sondern man war und ist auch immer selbst im Blick. Viele Formulierungen aus seinen Sketchen haben sich in den alltäglichen Sprachgebrauch eingeschlichen. Schlechte Witze über Gott und die Kirche hat Lorient unterlassen. Auch das ist vermutlich ein Zeichen seines vornehmen Humors. In einem Streiflicht der „Süddeutschen Zeitung“ wurde Lorient so zitiert, dass er ab und an mit Frau oder Freunden über Friedhöfe marschiere und nach einer geeigneten letzten Ruhestätte Ausschau halte. Das zeigte seine eigene Einstellung zum Leben und zur eigenen Bedeutung. Er hatte eine fröhliche Gelassenheit, mit der er dem Tod ins Auge blickte. „Ich glaube“, so sagte Lorient

damals, „dass der liebe Gott lachen kann“. Am 22. August 2011 ist Lorient im Alter von 87 Jahren gestorben.

Marc Witzelbacher

Diaspora-Sonntag: „Entdecke, wer dich stärkt.“

Der dritte Sonntag im November, in diesem Jahr der 19. November, steht im Zeichen der Solidarität mit der Diaspora. Die Kirche betet am sogenannten „Diaspora-Sonntag“ besonders für die katholischen Gläubigen in Nord- und Ostdeutschland, in Nordeuropa und im Baltikum, die dort ihren Glauben in einer Minderheitensituation leben. Bundesweit wird in allen Gottesdiensten (sowie in den Vorabendmessen) für das Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken gesammelt. Ebenso wird über die Situation der Diasporaregionen informiert. Das Hilfswerk für den Glauben unterstützte die katholischen Minderheiten im Jahr 2022 mit etwa 750 Fördermaßnahmen und Projekten. Das Leitwort des diesjährigen Diaspora-Sonntags lautet „Entdecke, wer dich stärkt.“ Thematisch stehen mit dem diesjährigen Leitwort die kraftgebenden Dimensionen des christlichen Glaubens im Mittelpunkt.

Vom Suchen und Finden

Es gehört zum Menschsein dazu, die fundamentalen Fragen nach dem Woher, Wohin und Warum zu stellen. Jede einzelne Person ist im Verlauf ihres Lebens herausgefordert, mit diesen drängenden Fragen umzugehen. Manche finden für sich stimmige und tragfähige Antworten, andere bleiben ihr Leben lang Suchende oder Zögernde. Als Christinnen und Christen glauben wir, eine spezifische Perspektive auf das Leben und seine großen Fragen zu haben – in und durch Jesus Christus ist uns geschenkt, eine Orientierung zu haben und dem Woher, Wohin und Warum sinnstiftend begegnen zu können.

Halt in Christus

Als Gläubige finden wir zudem Orientierung, Halt und Trost in unserer geschwisterlichen Gemeinschaft, in der Zuversicht des Glaubens an die christliche Botschaft und in Jesus Christus selbst. Aus unterschiedlichen Nationen, Sprachen und Kulturen führt der gemeinsame Glaube an den dreieinen Gott Menschen zusammen. Er überwindet Distanzen und Grenzen, bündelt Ressourcen und setzt gute Kräfte frei. Zugleich haben wir den gemeinsamen Auftrag, das Leben aller Menschen mit der frohen Botschaft in Beziehung zu bringen und somit solidarisch in die Gesellschaft und Welt hineinzuwirken.

Unterstützung der Diasporaregionen

Auch in den Diaspora-Regionen Deutschlands, Nordeuropas, Estlands und Lettlands möchten katholische Christinnen und Christen in Gemeinschaft ihren Glauben leben, teilen und feiern. Das 1849 gegründete Bonifatiuswerk leistet dabei Hilfe zur Selbsthilfe. Die Kinder- und Jugendhilfe unterstützt z. B. Kinderhospizdienste, Kinder- und Jugendeinrichtungen sowie Mutter-Kind-Initiativen. Sie fördert religiöse Kinderwochen, religionspädagogische Angebote in Kindertageseinrichtungen und erstellt katechetische Materialien für die Erstkommunion- und Firmvorbereitung. Die Glaubenshilfe widmet sich der Förderung einer innovativen missionarischen Pastoral, u. a. durch Personalstellen mit einem missionarischen Charakter und Auslandspraktika im Programm „Praktikum im Norden“.

Die Bauhilfe unterstützt die Errichtung oder Renovierung von Orten des Gebetes und der Begegnung, damit Glaube entdeckt und gelebt werden kann. Die Verkehrshilfe hilft, das Gemeindeleben vor Ort lebendig zu gestalten. Weite Wege zum Gottesdienst, zu Gruppenstunden der Kinder- und Jugendarbeit oder zum Seniorentreff können mit den rapselben BONI-Bussen bewältigt werden. Materialien zum Diaspora-Sonntag und dem Leitwort „Entdecke, wer dich stärkt.“, wie z. B. die pastoralen Arbeitsmaterialien

BONI-Praxis (Themenheft) und BONI-Impulse (Gottesdienstheft), können unter <https://www.bonifatiuswerk.de/de/aktionen/diaspora-aktion/> heruntergeladen werden. Im Online-Shop unter www.shop.bonifatiuswerk.de werden weitere Materialien und Geschenkideen angeboten.

Eva Dreier

Tag gegen Gewalt an Frauen

Seit 1999 wird jedes Jahr am 25. November der Internationale Tag zur Beseitigung von Gewalt gegen Frauen begangen. Mit dem deutlichen „NEIN zur Gewalt gegen Frauen“ will der Aktionstag auf Diskriminierung und Gewalt gegenüber Frauen und Mädchen weltweit aufmerksam machen. Allein in Deutschland ist jede dritte Frau mindestens einmal in ihrem Leben von physischer sowie sexualisierter Gewalt betroffen. Das sind mehr als zwölf Millionen Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. Auch die Kirchen beteiligen sich mit vielen Aktionen an dem internationalen Protesttag und machen dabei auch auf Informationsstellen und Hilfemöglichkeiten für von Gewalt betroffene Frauen aufmerksam. Die evangelische Bischöfin Kirsten Fehrs (Hamburg) betonte im letzten Jahr, dass Gewalt Widerspruch herausfordere und die Gesellschaft lernen müsse, hinzusehen: „Als Kirche stehen wir an der Seite derer, die von Unrecht und Gewalt betroffen sind. Wir widersprechen jeder Gewalt im Großen wie im Kleinen und wirken ihr so gut es geht aktiv entgegen“, so die Bischöfin. Viele Aktionen sind durch die Farbe Orange gekennzeichnet, die als Farbe gegen Gewalt an Frauen eingesetzt wird. Informationen sind auf Englisch unter <https://www.unwomen.org/en/what-we-do/ending-violence-against-women/unite> zu finden.

Marc Witzenbacher

100 Jahre Verkündigung im Radio

Vor 100 Jahren sprach zum ersten Mal Pfarrer Georg Siebert im Rahmen einer Morgenfeier, knapp einen Monat, nachdem am 29. Oktober 1923 die Geschichte des Rundfunks in Deutschland überhaupt erst begonnen hatte. Der Direktor der „Berliner Radio-Stunde“, der ein Mitglied in der Berliner Gemeinde von Pfarrer Georg Siebert war, brachte die Idee auf, auch über das Radio eine Verkündigungssendung auszustrahlen, und fragte seinen Pfarrer, ob er Interesse daran hätte. Manuskripte oder gar Tonaufnahmen davon sind leider nicht erhalten, aber die erste Morgenfeier von Georg Siebert war die Geburtsstunde der kirchlichen Hörfunkarbeit.

Möglichkeiten der Verkündigung im Rundfunk

Der Rundfunk hatte schon früh die Aufmerksamkeit der kirchlichen Publizistik geweckt. Der bereits 1910 gegründete Evangelische Pressedienst wollte den Rundfunk nutzen und früh eine einheitliche Arbeit der Kirchen im Rundfunk vorantreiben. Der Rundfunk allgemein galt zunächst als Instrument der Volksbildung. So waren die kirchlichen Beiträge auch zunächst auf die Sonn- und Feiertage beschränkt und hatten als reine „Morgenfeiern“ politisch strikt neutral, staatsloyal und amtskirchenfreundlich zu sein. In der Zeit des Nationalsozialismus wurden die Morgenfeiern zwar weiter ausgestrahlt, wurden aber von den nationalsozialistisch gesinnten „Deutschen Christen“ übernommen. 1939 wurden alle kirchlichen Radiobeiträge eingestellt.

Regelmäßige Programme

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs setzten die Alliierten das Radio als Instrument der „reeducation“, der demokratischen Erziehung, ein. Bereits im August 1945 wurden die ersten kirchlichen Sendungen ausgestrahlt. Seit diesem Jahr bestehen in einigen öffent-

lich-rechtlichen Sendern regelmäßige Programme der Kirchen im Hörfunk. Die Sendungen werden von der katholischen und der evangelischen Kirche verantwortet, an einigen Tagen auch von der israelitischen Kultusgemeinde sowie den Freikirchen, die sich in der Vereinigung evangelischer Freikirchen zusammengeschlossen und eigene Rundfunkbeauftragte benannt haben. In den 1960er-Jahren richteten die öffentlich-rechtlichen Sender zudem eigene Fachredaktionen ein, die über die Themen Religion und Kirche journalistisch und unabhängig berichten.

Private Sender steigern die Reichweite

Konkurrenz bekamen die öffentlich-rechtlichen Programme Ende der 1980er-Jahre mit dem privaten Rundfunk. Die öffentlich-rechtlichen Sender und damit auch die Verkündigungssendungen der Kirchen waren nun gezwungen, ihre Formate noch zielgruppenorientierter und persönlicher zu machen. Die Kirchen konnten sich aber auch im Privatrundfunk mit eigenen Sendungen sowie eigenen Sendern etablieren. Die Rundfunkstaatsverträge garantieren die Beiträge der Kirchen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk, ohne dass der Umfang genauer definiert wird. Die Kirchen arbeiten sehr eng mit den Sendern zusammen und orientieren ihre Beiträge an dem Charakter der jeweiligen Sender sowie deren Zuhörerinnen und Zuhörern. Neben speziell berufenen Rundfunkbeauftragten sind zahlreiche Autorinnen und Autoren an den Beiträgen beteiligt. Über die kirchlichen Beiträge allein im Hörfunk erreichen die Kirchen jeden Tag mehrere Millionen Hörerinnen und Hörer.

Marc Witznbacher